Wilkie Collins

Verhängnis

Verhängnis.

(The Woman In White.)

Roman
von
Wilkie Collins

(Nachdruck verboten.)

Westfälischer Merkur 1909 - Nr. 536 -
Westfälischer Merkur 1909 - Nr. 627

Inhaltsverzeichnis

Verhängnis. (The Woman In White.)

Erstes Buch.

1. • 2. • 3. • 4. • 5. • 6. • 7. • 8. • 9. • 10. • 11. • 12 • 13. • 14. • 15. • 16. • 17. • 19. • 20.

Zweiter Band.

1. • 2. • 3. • 4. • 5. • 6. • 7. • 8. • 9. • 10. • 11. • 12. • 13. • 14. • 15. • 16. • 17. • 18. • 19. • 20. • 21. • 22. • 23.

Erstes Buch.

1.

ambert Raden war von dem Gutsbesitzer Cäsar von Morton unter so vorteilhaften Bedingungen nach Schloß Limmerig in Cumberland berufen worden, den beiden Nichten des alten Herrn Unterricht im Zeichnen und Malen zu geben, daß der junge Künstler nicht umhin konnte, dieses Anerbieten anzunehmen. Es blieb ihm nur noch übrig, nach Hampstead zu gehen und sich von Mutter und Schwester zu verabschieden.

Den ganzen Tag über war es drückend heiß gewesen und noch am Abend war es sehr schwül. Mutter und Schwester hatten Lambert noch so viel zu sagen gehabt, daß es beinahe Mitternacht war, als er den Heimweg nach London antrat.

Der Vollmond leuchtete von dem Sternenlosen Himmel nieder, und die Heide sah in dem geheimnisvollen Licht so wild und öde aus, als wäre sie hunderte von Meilen entfernt von der großen Stadt, die unter ihr lag. Der Gedanke, eher, als unumgänglich notwendig war, in die heiße, dunsterfüllte Luft Londons zurückzukehren, widerstrebte Lambert. Er beschloß, auf den weitesten Umwegen über die einsame Heide heimwärts zu schlendern, um in der erfrischenden Kühle des Morgens an der Westseite des Regentenparkes anzukommen.

Auf seiner Wanderung an der Stelle angelangt, wo vier Wege zusammentreffen, hatte er die Landstraße nach dem Westend eingeschlagen, als eine leichte Hand sich von hinten auf seine Schulter legte. Erschrocken wendete er sich um, mit seinen nervigen Fingern die Krücke des Stockes umklammernd, auf den er sich stützte.

In der Mitte der breiten hellen Landstraße, wie aus dem Erdboden aufgestiegen oder vom Himmel niedergefallen, stand eine weißgekleidete Frau, das »Gesicht in ernster Frage dem jungen Mann zugekehrt, mit der Hand nach der dunklen Wolke deutend, die über London schwebte.

»Ist das der Weg nach Londons« fragte sie.

Es war schon ein Uhr vorüber. Alles, was Lambert Raden in dem bleichen Mondlicht unterscheiden konnte, war ein jugendliches, farbloses Gesicht, große, ernste Augen, nervös zuckende Lippen und hellblondes Haar. Es lag in ihrem Auftreten nichts Unbescheidenes, ihr Wesen war ruhig und von einer gewissen Schwermut überhaucht, ihr Blick hatte etwas Argwöhnisches, ihre Haltung war nicht gerade die einer Dame, aber auch nicht die einer Frau aus den untersten Klassen. Ihre Sprache hatte etwas seltsam Mechanisches und Ueberstürztes. In der Hand hielt sie eine kleine Tasche, Hut, Kleid und Shawl waren weiß, aber aus ziemlich grobem Stoff. Ihre Figur war schlank und etwas über Mittelgröße. Was für eine Art von Person sie war und wie sie dazu kam, eine Stunde nach Mitternacht sich mutterseelenallein auf der Landstraße zu befinden, ließ sich nicht erraten, doch selbst der roheste Mensch würde nicht verkannt haben, daß sie ein durchaus anständiges Geschöpf war.

»Haben Sie mich gehört?« rief sie, ohne die geringste Gereiztheit oder Ungeduld. »Ich fragte Sie, ob das der Weg nach London sei.«

»Ja,« erwiderte Lambert, »dieser Weg führt nach St. John's Wood und nach dem Regenten-Park. Sie müssen mich entschuldigen, daß ich Ihnen nicht schneller antwortete, Ihr plötzliches Erscheinen auf der Landstraße erschreckte mich und ich bin auch jetzt noch außer Stande, eine Erklärung

dafür zu finden.«

»Sie haben mich doch nicht in Verdacht, etwas Unrechtes begangen zu haben? ich habe nichts Unrechtes begangen. Mir ist ein Unfall begegnet und ich fühle mich sehr unglücklich, zu so später Stunde allein auf der Landstraße zu sein. Weshalb haben Sie mich im Verdacht, etwas Böses zu beabsichtigen?«

Die Fremde sprach mit unnötigem Ernst und in großer Erregung und wich einige Schritte vor dem jungen Maler zurück, der sein Möglichstes tat, sie wieder zu beruhigen.

»Ich bitte Sie, mir zu glauben, daß ich nicht daran denke, Sie irgendwie zu beargwöhnen,« sagte er, »oder einen anderen Wunsch zu haben, als Ihnen behilflich zu sein, wenn ich es kann. Ihr Erscheinen auf der Landstraße setzte mich nur in Erstaunen, weil sie einen Augenblick vorher öde und leer war.«

Sie drehte sich um und deutete auf eine Stelle, wo der Weg nach London mit dem nach Hampstead zusammentraf und sich eine Oeffnung im Gebüsch zeigte.

»Ich hörte Sie kommen,« erwiderte sie, »und versteckte mich dort, um zu sehen, was für eine Art von Mensch Sie wären, ehe ich wagte, Sie anzureden. In Angst und Zweifel zögerte ich, bis Sie an mir vorübergingen, und ich mich gezwungen sah, hinter Ihnen herzuschleichen und Sie durch eine Handbewegung auf mich aufmerksam zu machen.«

»Weshalb riefen Sie mich nicht einfach an?«

»Darf ich Ihnen trauen? Denken Sie nicht schlechter von mir, weil mir ein Unrecht begegnete?« seufzte sie, in ihrer Verwirrung die kleine Tasche aus einer Hand in die andere schiebend.

Die Verlassenheit und Hilflosigkeit der Frau rührte Lambert Raden und der Wunsch ihr beizustehen und sie zu schonen, trug den Sieg über die Vorsicht und das nüchterne Erwägen davon, von dem ein älterer und besonnenerer Mann sich in dieser seltsamen Lage hätte leiten lassen.

»Sie dürfen mir getrost vertrauen,« erwiderte er. »Ich habe kein Recht, Erklärungen von Ihnen zu fordern. Sagen Sie mir, wie ich Ihnen helfen soll, und wenn es mir möglich ist, werde ich es tun.«

»Sie sind sehr gütig, und ich danke dem Himmel, Ihnen begegnet zu sein. ich bin erst einmal in London gewesen und kenne den vor uns liegenden Stadtteil nicht. Könnte ich nicht eine Droschke oder irgend ein anderes Gefährt bekommen? Ich weiß nicht, ob es schon zu spät dazu ist? Wenn sie mir zeigen wollen, wo ich eine Droschke finde, und mir versprechen, sich dann nicht weiter um mich zu kümmern - ich habe eine Freundin in London, die sich meiner sehr annehmen wird -, so haben Sie alles für mich getan, was ich wünsche.«

Die Fremde blickte den Weg ängstlich auf und ab, schob wieder das Täschchen aus einer Hand in die andere und sah Raden flehend ins Gesicht.

»Sie sind auch sicher, daß Ihre Freundin in London Sie zu so später Stunde noch aufnehmen wird?« fragte Lambert Raden unschlüssig.

»Ganz sicher. Versprechen Sie mir nur, daß Sie mir gestatten werden, Sie zu verlassen, wann und wo es mir beliebt.«

Mit diesen Worten trat die Fremde dicht an den Maler heran und legte ihre Hand zaghaft auf seine Brust, eine abgezehrte kalte Hand.

»Wollen Sie mir das versprechen?« wiederholte sie.

»Ja,«

Lambert Raden und die Fremde wanderten in der ersten Stunde des neuen Tages gemeinschaftlich londonwärts, der junge Maler und die Frau, deren Name und Charakter, deren Geschichte, ja deren Einhergehen an seiner Seite ihm in jenem Augenblick unergründliche Geheimnisse waren.

»Ist das wirklich der mir so wohlbekannte Weg, den an Sonntagen bunte Volksmassen beleben?« fragte sich Lambert wie traumbefangen. »Habe ich wirklich vor kaum mehr als einer Stunde die ehrbare Atmosphäre der friedlichen Häuslichkeit meiner Mutter verlassen?«

Er war zu verwirrt und befand sich zu sehr unter dem Druck eines unbestimmten Gefühls, um während der nächsten Minuten zu seiner sonderbaren Begleiterin zu sprechen. Wieder war es ihre Stimme, die zuerst das Schweigen brach.

»Kennen Sie viele Leute in Londons« fragte sie.

»Ja, sehr viele.«

»Viele Personen von Rang und Titel?« Es lag ein unverkennbarer Ton des Argwohns in dieser seltsamen Frage.

»Ja, einige.«

»Auch Leute im Range eines Barons?«

»Weshalb wünschen Sie das zu wissen?«

»Weil ich in meinem eigenen Interesse hoffe, daß es einen gewissen Baron gibt, den Sie nicht kennen.«

»Möchten Sie mir nicht seinen Namen sagen?«

»Ich darf es nicht, ich vergesse mich immer, wenn ich ihn erwähne,« rief sie laut und fast zornig, erhob die geballte Hand und schüttelte sie drohend, doch ihre Selbstbeherrschung wieder gewinnend, fügte sie flüsternd hinzu:

»Nennen Sie mir einige Ihrer vornehmen Bekannten.«

Lambert glaubte der Fremden eine so unbedeutende Gefälligkeit nicht versagen zu sollen und zählte ihr die Namen seiner adeligen Freunde auf.

»Ah, Sie kennen ihn nicht,« rief sie erleichtert aufseufzend. »Sind Sie selbst ein Mann von Rang und Titel?«

»Nein, ich bin ein Künstler, von dem die Welt bis jetzt nur sehr wenig weiß.«

»O, kein Mann von Rang und Titel,« wiederholte sie, mit der Hast, die alle ihre Handlungen kennzeichnete, seinen Arm ergreifend, »Gott sei Dank, ich darf ihm vertrauen.«

»Ich fürchte, Sie haben Ursache, sich über einen Mann von Rang zu beklagen,« bemerkte Lambert Raden. »Der Baron, dessen Namen auszusprechen Sie sich scheuen, scheint ein großes Unrecht gegen Sie begangen zu haben. Ist es seine Schuld, daß Sie zu so seltsamer Stunde allein auf der Landstraße herumirren?«

»Fragen Sie mich nicht, ich bin außer Stande, über diesen Gegenstand zu sprechen. Ich bin grausam behandelt worden und man hat schweres Unrecht an mir begangen. Sie werden mir einen unschätzbaren Dienst erweisen, wenn Sie Ihre Schritte beschleunigen und gar nicht mit mir sprechen wollen. Unbedingtes Schweigen wird eine außerordentliche Wohltat für mich sein und mir gestatten, mich zu beruhigen.«

Die beiden Wanderer eilten vorwärts und sprachen in der nächsten halben Stunde kein Wort miteinander. Schon hatten sie die ersten Häuser der Stadt erreicht, als die Frau wieder zu sprechen begann.

»Wohnen Sie in London?« fragte sie.

»Ja,« antwortete Lambert, »aber morgen verlasse ich es, um auf das Land zu reisen.«

»Wohin? Na Norden oder nach Südens«

»Nach dem Norden, nach Cumberland.«

»Cumberland?« wiederholte die Fremde mit fast zärtlicher Betonung. »Ach, ich wünschte, auch dorthin reisen zu dürfen. In Cumberland war ich einst sehr glücklich.«

»Vielleicht sind Sie in dem schönen Seedistrikt geboren?«

»Nein, ich bin in Hampshire geboren, aber ich ging eine kurze Zeit in Cumberland zur Schule. Seen? Ich erinnere mich keiner Seen. Es ist das Dorf und und das Schloß Limmerig, das ich so gern einmal wiedersehen möchte.«

Lambert Raden blieb wie angewurzelt stehen.

»Hörten Sie jemand hinter uns rufen?« fragte die Fremde betroffen.

»Nein, nein, ich hörte nur kürzlich von Schloß Limmerig sprechen.«

»Ach, aber nicht von meinen dortigen Bekannten. Frau von Morton und ihr Mann sind tot und ihr kleines Töchterchen mag jetzt schon verheiratet und nach einer anderen Gegend übergesiedelt sein. Ich weiß nicht, wer jetzt in Limmerig wohnt. Wenn es dort noch mehrere des Namens Morton gibt, werde ich sie der teuren Verstorbenen willen von ganzem Herzen lieben.«

Der Anblick der Gaslaternen und der langen Häuserreihen schien die Fremde zu beängstigen und ungeduldig zu machen.

»Wir sind also jetzt in Londons« fragte sie. »Sehen Sie einen Wagen, den ich nehmen könnte? Ich bin müde und sehne mich danach, in einem Wagen zu sitzen und weiter zu fahren.«

Lambert Raden erklärte seiner Begleiterin, sie müßten bis zur nächsten Droschkenhalteplatz gehen, wenn sie nicht das Glück hätten, einem leeren Gefährt zu begegnen.

Sie hatten kaum den dritten Teil der Straße zurückgelegt, als sie in geringer Entfernung vor einem Hause eine Droschke halten sahen. Ein Herr stieg aus und verschwand durch das Gartentor. Lambert Raden rief den Kutscher an.

»Ich kann Sie nicht fahren, wenn Sie nicht nach Tottenham wollen,« sagte der Kutscher höflich, als der junge Mann die Wagentür öffnete. »Mein Pferd ist totmüde und ich kann es nur noch bis zum Stalle bringen.«

»Ja, ja, das ist gerade mein Weg,« rief die Fremde, sich in atemloser Hast in die Droschke drängend.

Lambert Raden bat sie um die Erlaubnis, sie an ihren Bestimmungsort zu begleiten.

»Nein, nein,« rief sie heftig, »ich bin vollkommen gut geborgen. Wenn Sie ein Mann von Ehre sind, halten Sie Ihr Versprechen. Der Kutscher soll zufahren, bis ich ihm sage, daß ich aussteigen will. Ich danke Ihnen, o, ich danke Ihnen tausendmal.«

Die Pferde zogen an und die Droschke setzte sich in Bewegung. Das Geräusch der Räder verlor sich in der Ferne.

Zehn Minuten waren verstrichen. Lambert Raden war noch immer auf derselben Seite der Straße, bald mechanisch einige Schritte vorwärts gehend, bald stehen bleibend, bald wieder umkehrend, bis das Gerassel eines näher kommenden Wagens ihn aufschreckte.

Der Maler befand sich auf der dunklen Seite der Straße, vor ihm ging ein Schutzmann der Richtung des Regentenparkes zu.

Der Wagen, ein offener Einspänner, in dem zwei Herren saßen, rollte an Raden vorüber.

»Halt,« rief der eine, »dort ist ein Schutzmann, den wollen wir fragen.«

Das Pferd stand augenblicklich.

»Schutzmann!« rief der eine Herr, »haben Sie eine Frau hier vorüberkommen sehen?«

»Was für eine Frau?«

»Eine junge Person in einem fliederfarbenen Kleide.«

»Nein, nein,« unterbrach ihn der zweite Herr. »Die Kleider, die wir ihr gaben, fanden wir auf ihrem Bette liegen. Sie muß in dem Anzug fortgegangen sein, den sie trug als sie zu uns kam. Die junge Person war weiß gekleidet, Schutzmann, ganz weiß.«

»Ich habe sie nicht gesehen, meine Herren.«

»Wenn Sie oder einer Ihrer Kollegen der Frau begegnen, halten Sie sie fest und schicken Sie unter sicherer Bedeckung nach dieser Adresse. Ich ersetze alle Kosten und zahle außerdem noch eine sehr anständige Belohnung.«

Der Schutzmann blickte auf die ihm überreichte Karte.

»Weshalb sollen wir sie festhalten? Was hat sie getan?« fragte er,

»Getan? Sie ist aus meinem Irrenhaus entflohen. Vergessen Sie nicht, eine ganz weiß gekleidete Frauensperson. Vorwärts, Kutscher !

2.

»Aus einem Irrenhaus entflohen!« wiederholte sich Lambert Raden, ohne durch diese unerwartete Enthüllung besonders überrascht zu sein.

Einige der sonderbaren Fragen, welche die Fremde an ihn gerichtet, hatten schon die Vermutung in ihm erweckt, daß sie entweder eine sehr unstete Natur sei oder eine kürzlich erlittene Gemütserschütterung das Gleichgewicht ihrer geistigen Fähigkeiten gestört habe. Der Gedanke an wirklichen Wahnsinn, wie alle Welt ihn mit dem bloßen Namen einer Irrenanstalt verbindet, war ihm keinen Augenblick gekommen. Er hatte in ihrer Sprache und ihrem Benehmen nichts bemerkt, was eine solche Ansicht gerechtfertigt hätte.

War das unglückliche Geschöpf aus einer Irrenanstalt gekommen? Was mochte aus ihr geworden sein? Hatten ihre Verfolger sie aufgefunden und festgehalten? Oder war sie noch frei und Herrin ihrer eigenen Handlungen? Das waren die Fragen, die den jungen Maler unablässig beschäftigten und ihn verhinderten, sich zur Ruhe zu begeben, als er seine Wohnung erreicht hatte.

Es war ihm eine Erleichterung, als endlich die Zeit da war, seine Reise anzutreten. Das Gewühl und Getöse auf dem Bahnhof belebte ihn und tat ihm fast wohl. Zwischen Lancaster und Carlisle erfuhr der Zug durch einen Schaden an der Lokomotive eine Verzögerung. Es dauerte mehrere Stunden, bis die Fahrt fortgesetzt werden konnte, und es war schon zehn Uhr und die Nacht so finster, als er auf der Bahnstation bei Schloß Limmerig eintraf, daß er den ihm von Herrn von Morton entgegengeschickten Wagen kaum sehen konnte,

Die Wege waren schlecht und die dichte Finsternis machte es dem Kutscher fast unmöglich, schnell zu fahren. Es verstrichen beinahe zwei Stunden, ehe er das Rauschen des Meeres in der Ferne und das Knirschen der Räder auf glattem Kiesweg hörte. Vor dem großen Eingangstor zum Schloß wurde er von einem Diener empfangen, der ihm mitteilte, daß die Herrschaften sich schon zurückgezogen hätten, und dann in das Speisezimmer geführt, wo das Abendessen seiner wartete.

Der junge Künstler war zu müde und zu verdrießlich, um viel zu essen und zu trinken. In einer Viertelstunde war er bereit, sich in sein Schlafzimmer führen zu lassen.

»Das Frühstück wird um neun Uhr aufgetragen,« bemerkte der Diener, sich in dem behaglich und vornehm eingerichteten Schlafzimmer umsehend, ob auch alles in Ordnung sei, und zog sich geräuschlos zurück.

Es war Lambert Raden ein eigentümliches Gefühl, wie ein alter Freund der Familie beherbergt zu werden, ohne einen der Bewohner des Schlosses auch nur von Ansehen zu kennen.

3.

Als der Maler am nächsten Morgen aufstand, und die Rouleaux in die Höhe zog, lag das Meer in dem blendenden Augustsonnenschein vor ihm und die ferne Küste von Schottland umsäumte den Horizont mit ihren Linien von dunklem Blau.

Der Anblick war ihm eine solche Ueberraschung nach der gewohnten düsteren Umgebung in seinem Londoner Heim, daß er sofort in ein neues Leben und einen neuen Gedankenkreis einzutreten glaubte. Umstände, die nur wenige Tage alt waren, verblichen in seiner Erinnerung, als ob sie sich vor vielen Monaten ereignet hätten, selbst das geheimnisvolle Abenteuer auf seinem Wege von Hampstead nach London schien ihm in weite Ferne entrückt.

Kurz vor neun Uhr suchte er das Speisezimmer auf. An einem der Fenster stand eine Dame, den Rücken der Tür zugewendet, Die Schönheit ihrer hohen Gestalt und die Anmut ihrer Haltung fielen ihm auf. Sie hatte das Eintreten des jungen Mannes nicht gehört und drehte sich erst nach ihm um, als er einen der ihm zunächst stehenden Stühle geräuschvoll zur Seite schob, um auf seine Anwesenheit aufmerksam zu machen. Mit schnellen Schritten verließ sie das Fenster und zu seinem maßlosen Erstaunen sah er, daß die junge Dame nicht schön war. Ihre Hautfarbe war beinahe braun, der Mund groß, das dicke schwarze Haar tief in die Stirne gewachsen, die braunen Augen hatten einen durchdringenden Blick.

»Herr Raden?« sagte sie in fragendem Ton, und ein Lächeln erhellte ihr dunkles Gesicht und verklärte ihre unregelmäßigen Züge. »Wir gaben gestern abend jede Hoffnung auf, Sie noch zu sehen, und gingen deshalb zur gewohnten Zeit zu Bett. Entschuldigen Sie unseren scheinbaren Mangel an Aufmerksamkeit und erlauben Sie mir, mich Ihnen als eine Ihrer künftigen Schülerinnen vorzustellen.«

Diese freundlichen Worte des Willkommens wurden mit einer wohlklingenden, sehr angenehmen Stimme gesprochen. Mit dem unbefangenen Selbstvertrauen der vornehmen Dame reichte sie dem jungen Maler die Hand, und wie alte Bekannte, die auf Verabredung auf Schloß Limmerig zusammengetroffen waren, um sich von vergangenen Zeiten zu unterhalten, setzten sie sich zu Tisch.

»Ich hoffe, Sie kamen mit dem liebenswürdigen Entschlusse hierher, sich in das Unabänderliche Ihrer Lage gutmütig zu schicken,« fuhr die Dame fort. »Sie werden heute den Anfang damit machen müssen, sich beim Frühstück mit meiner Gesellschaft allein zu begnügen. Meine Schwester ist durch einen leichten Kopfschmerz an ihr Zimmer gefesselt und Frau Dewitz, unsere alte Erzieherin, pflegt ihren Liebling. Mein Onkel, Herr von Morton, nimmt niemals an unseren gemeinsamen Mahlzeiten teil, er ist leidend und hält sich fast immer in seinen eigenen Gemächern auf. Darf ich Ihnen Tee oder Kaffee einschenken, Herr Raden?«

Sie reichte dem Gast lächelnd eine Tasse Tee. Ihr lebhaftes Wesen und ihre Liebenswürdigkeit gegen einen völlig Fremden waren von einer ungekünstelten Natürlichkeit und einem angeborenen Selbstvertrauen zu sich und ihrer Stellung, die ihr überall und unter allen Umständen die ihr gebührende Achtung gesichert hätten.

»Wenn Sie nichts dagegen haben,« fuhr sie fort, »mache ich Sie rasch mit Ihren künftigen Hausgenossen bekannt. Wie wäre es, wenn ich mit mir selbst anfinge? Ich heiße Sultana Halpern. Als ich Herrn von Morton meinen Onkel, und Laura Morton meine Schwester nannte, drückte ich mich ganz richtig aus. Meine Mutter war zweimal verheiratet, daß erste Mal mit Richard Halpern, meinem Vater, das zweite Mal mit Philipp von Morton, dem Vater meiner Halbschwester. Außer darin, daß wir beide Waisen sind, gleichen wir

einander so wenig wie möglich. Mein Vater war ein armer, Laura von Mortons Vater ein reicher Mann. Ich besitze fast gar nichts und ihr ist ein bedeutendes Vermögen zugefallen, ich bin brünett und häßlich, sie ist blond und hübsch. Alle Welt findet mich mit Recht wunderlich und launenhaft und alle Welt findet sie mit noch größerem Recht liebenswürdig und reizend. Kurz, sie ist ein Engel. Was soll ich Ihnen über Herrn Cäsar von Morton erzählen? Ich weiß es wirklich nicht. Nach dem Frühstück wird er Sie zweifellos zu sich bitten lassen und so werden Sie sehr bald Gelegenheit haben, ihn selbst zu studieren. Inzwischen will ich Ihnen nur mitteilen, daß er der jüngere Bruder meines Stiefvaters, daß er unverheiratet und Lauras Vormund ist. Ich will nicht ohne sie und sie kann nicht ohne mich leben, deshalb bin auch ich in Limmerig zu Hause. Meine Schwester und ich lieben einander von ganzem Herzen und ganzer Seele. Sie müssen entweder uns beiden gefallen, Herr Raden, oder keiner, und, was noch schlimmer ist, Sie sind fast ausschließlich auf unsere Gesellschaft angewiesen. Frau Dewitz ist eine vortreffliche Person, aber sie unterhält sich nicht gern, und Herr von Morton ist durch seine Kränklichkeit verhindert, mit irgend jemand zu verkehren. Was ihm fehlt, weiß niemand, auch die Aerzte können es nicht ergründen. Ich rate Ihnen, sich seinen kleinen Sonderbarkeiten zu fügen, wenn Sie ihn heute sehen. Bewundern Sie seine Münzensammlung seine Stahlstiche und seine Aquarelle, und Sie werden sein Herz gewinnen. Bis Mittag werden die Zeichnungen Herrn von Mortons Sie beschäftigen. Nach Tisch gehen Laura und ich mit unseren Skizzenbüchern ins Freie, um unter Ihrer Aufsicht nach der Natur zu zeichnen. Ueber die Abende werden wir Ihnen schon hinweghelfen können. Laura spielt wundervoll Klavier, ich stehe Ihnen als Partnerin heim Schach und bei allerlei Kartenspielen zur Verfügung. Was sagen Sie zu diesem Programm? Können Sie sich an ein so stilles, einförmiges Lehen gewöhnen, oder werden Sie sich nach Abwechselungen und Abenteuern sehnen?«

Lambert Raden erinnerte sich plötzlich an sein nächtliches Abenteuer auf der Landstraße und es verlangte ihn, zu erfahren, in welcher Verbindung die aus der Irrenanstalt entflohene Fremde zu der verstorbenen Frau von Morton gestanden habe.

»Wenn ich selbst der ruheloseste Mensch wäre,« erwiderte er, »würde ich gerade jetzt der Gefahr nicht ausgesetzt sein, nach Abenteuern zu dürsten, denn in der Nacht vor meiner Abreise hierher erlebte ich ein Abenteuer, und die Aufregung, die es mir brachte, wird für die ganze Dauer meines Aufenthaltes in Cumberland ausreichen, wenn nicht noch darüber hinaus «

»Darf ich dieses merkwürdige Ereignis hören?«

»Sie haben sogar ein Recht darauf. Die Hauptperson der Geschichte war mir eine ganz Fremde und ist vielleicht auch Ihnen ganz fremd, so viel aber ist gewiß, daß Sie Namen der verstorbenen Frau von Morton in aufrichtigster Dankbarkeit und Ehrfurcht erwähnte.

»De Namen meiner Mutter? Das interessiert mich im höchsten Grade.«

Lambert Raden zögerte nicht, alles genau zu erzählen, was ihm in jener Nacht begegnet war, und Wort für Wort zu wiederholen, was die Fremde über Frau von Morton gesagt hatte.

Sultana Halpern war offenbar ebenso weit entfernt wie der Maler, den Schlüssel zu dem Geheimnis der Fremden zu besitzen.

»Sind Sie ganz sicher, daß die Person von meiner Mutter sprach?« fragte sie.

»Ganz sicher, gnädiges Fräulein. Wer die Frau auch sein mag, zweifellos besuchte sie einst in Limmerig die Schule und wurde von Frau von Morton mit besonderer Güte behandelt. In dankbarer Erinnerung an jene Güte fühlt sie für alle noch lebenden Mitglieder der Familie ein zärtliches Interesse. Sie wußte, das Frau von Morton und ihr Gemahl tot seien, und von Ihrem

Fräulein Schwester sprach sie, als ob sie einander in ihrer Kindheit gekannt hätten.«

»Sie erklärte aber, in Limmerig nicht zu Hause gewesen zu sein?«

»Ja, sie sagte mir, sie komme von Hampshire.«

»Und gelang es Ihnen nicht, ihren Namen zu erfahren?«

»Nein, das war mir unmöglich.«

»Sehr seltsam. Nach meiner Ansicht waren Sie vollkommen berechtigt, dem armen Geschöpf die Freiheit zu geben, das in Ihrer Gegenwart nichts getan zu haben scheint, was darauf hingedeutet hätte, es wäre nicht geeignet gewesen, sich dieser Freiheit zu erfreuen; doch wünschte ich, Sie wären etwas entschlossener zu Werke gegangen, den Namen der armen Person ausfindig zu machen. Wir müssen uns Mühe geben das Geheimnis in irgend einer Weise aufzuklären. Ich bitte Sie, mit Herrn von Morton und meiner Schwester über diese Angelegenheit nicht zu sprechen. Ich bin überzeugt daß beide so wenig wissen wie ich, wer die Person ist und in welcher Art ihre vergangene Geschichte zu unserer Familie in Beziehung stehen kann. Meine Schwester wie ihr Onkel sind nervös und leicht erregbar und würden sich unnütz beunruhigen. Ich selbst brenne vor Neugier und werde meine ganze Energie aufbieten, die Sache zu ergründen. Als meine Mutter nach ihrer zweiten Verheiratung nach Limmerig übersiedelte, richtete sie die noch jetzt bestehende Dorfschule hier ein, aber die alten Lehrer sind schon lange tot oder anderswohin versetzt, von dieser Seite haben keine Aufklärung zu erwarten.«

Das Eintreten des Dieners, der Lambert Raden benachrichtigte, Herr von Morton werde sich freuen, den Gast nach dem Frühstück bei sich zu sehen, unterbrach die Unterredung.

»Warten Sie draußen- Anton,« rief Sultana, in ihrer lebhaften Weise an Radens Statt antwortend, »Herr Raden wird gleich kommen.« Und sich wieder an den Maler wendend, fuhr sie fort: »Meine Schwester und ich besitzen eine Sammlung von Briefen meiner Mutter, die sie an Lauras und meinen Vater geschrieben hatte. In Ermangelung aller anderen Mittel, uns zu unterrichten, werde ich den Vormittag dazu verwenden, die Briefschaften meiner Mutter durchzusehen. Mein Stiefvater hatte eine große Vorliebe für London und hielt sich sehr oft dort auf, und meine Mutter war gewöhnt, ihm, wenn er nicht zu Hause war, alles, was sich in Limmerig zutrug, zu schreiben. Ihre Briefe enthalten sehr eingehende Mitteilungen über die Schule, für die sie sich so lebhaft interessierte, und ich halte es für höchst wahrscheinlich, daß ich schon etwas entdeckt haben werde, wenn wir einander wiedersehen. Um zwei Uhr ist unsere Speisestunde. Ich werde dann das Vergnügen haben, Sie meiner Schwester vorzustellen. Später unternehmen wir eine Spazierfahrt in die Umgegend, um Ihnen die schönsten Aussichten zu zeigen.«

Mit anmutiger Verneigung entfernte sich das junge Mädchen, und Raden begab sich in den Vorsaal, um sich von dem Diener zu Herrn von Morton führen zu lassen.

4.

Ein kleines Vorzimmer durchschreitend, trat Lambert Raden durch eine von grünseidenen Vorhängen, verhüllte Tür in ein großes, hohes Gemach, dessen Teppich so dick und weich war, daß die Füße fast darin versanken, Die eine Seite des Zimmers nahm ein mit kunstvollen Schnitzereien bedeckter Bücherschrank ein. Auf dem obersten Brett standen Marmorbüsten in regelmäßigen Entfernungen von einander. Wohin das Auge fiel, erblickte es die seltensten Kunstgegenstände, Gemälde alter Meister, Elfenbeinverzierungen von unschätzbarem Wert, goldene und silberne, mit Edelsteinen geschmückte Vasen, Figuren von Meißner und Sevresporzellan. Die Fenster waren gleichfalls mit grünseidenen Vorhängen verhüllt, das blendende Sonnenlicht abzuhalten.

Das geheimnisvolle Dämmerlicht, das in dem weiten Raume herrschte schien das Schweigen und den Eindruck der Abgeschlossenheit, den der Maler empfing, noch zu vertiefen und die einsame Gestalt des Schloßherrn, der teilnahmslos in seinem Sessel saß, mit einer undurchdringlichen Atmosphäre der Ruhe zu umgeben.

»Cäsar von Morton schien die Sechzig noch nicht überschritten zu haben. Sein bartloses Gesicht war hager, eingefallen und von durchsichtiger Blässe, die Nase groß und gebogen, die graublauen Augen blitzten matt vor sich hin, in dem dürftigen hellblonden Haar schimmerten viele Silberfäden. Zwei Diamantringe von ungeheurem Wert schmückten die zarten weißen Hände.

»Raden näherte sich dem Schloßherrn, blieb in ehrerbietiger Entfernung von seinem Sessel stehen und verbeugte sich.

»Sehr erfreut, Sie in Limmerig zu haben, Herr Raden,« rief er mit krächzender Stimme. »Bitte, setzen Sie sich, und bemühen Sie sich nicht, den Stuhl zu rücken. In dem unseligen Zustand meiner Nerven ist jede Art der Bewegung ungemein schmerzhaft für mich. Haben Sie Ihr Atelier gesehen und sind Sie zufrieden damit?«

»Ich bin entzückt von der Lage und der Einrichtung -«

»Bitte, entschuldigen Sie mich,« unterbrach Morton seinen Gast. »Wäre es Ihnen wohl möglich, etwas leiser zu sprechen? Bei der großen Reizbarkeit meiner Nerven ist jeder laute Ton eine unbeschreibliche Qual für mich. Ihre Zimmer gefallen Ihnen also, Herr Raden?«

»Ich könnte mir kaum etwas Hübscheres und Bequemeres wünschen,« erwiderte Raden, seine Stimme dämpfend, recht unangenehm berührt von der Entdeckung, daß Mortons schwache Nerven und seine heuchlerische Selbstsucht und Ziererei gleichbedeutend waren.

»Sehr erfreut. Sie werden in meinem Hause die Anerkennung finden, die einem Künstler Ihres Ranges gebührt. Möchten Sie die Güte haben, die Schublade mit Münzen in den Schrank dort zurückzuschieben und mir die nächste zu reichen? Bei dem trübseligen Zustand meiner Nerven ist mir die geringste Anstrengung eine Pein. Danke bestens. Interessieren Sie sich für Münzen? Ja? Sehr angenehm, daß wir außer unserer Liebe zur Kunst auch diesen Geschmack gemeinsam haben. Waren Sie mit unserem pekuniären Abkommen zufrieden?«

»Ja, Herr von Morton, vollkommen zufrieden.«

»Würden Sie vielleicht die Güte haben, zu klingeln?«

Raden willfahrte dem wunderlichen Kauz. Ein neuer Diener trat geräuschlos ein, offenbar ein Ausländer, ein beständiges Lächeln um den Mund, mit tadellos glatt gescheiteltem Haar, jeder Zoll ein Kammerdiener.

»Louis,« sagte Morton, sich träumerisch; mit dem Taschentuch die Fingerspitzen reinigend, »ich habe mir heute Verschiedenes in meinem Notizbuch angemerkt. Suchen Sie mir das Büchelchen. Bitte tausendmal um

Verzeihung, Herr Raden. Ich fürchte, Sie zu langweilen.«

Der Kammerdiener verschwand und kehrte gleich darauf mit dem Notizbuch zurück.

Morton blätterte eine Weile darin.

»Ja, ganz recht,« rief er, »Louis, nehmen Sie die rote Mappe herunter, hüten Sie sich aber, sie fallen zu lassen. Liegt sie auch sicher auf diesem Stuhl? Würde es Ihnen Vergnügen machen, diese Rembrandtschen Federzeichnungen anzusehen, Herr Raden? Ja? Und Sie finden sie schön?«

»Sehr schön.«

»Ich habe nicht das Recht, Sie noch länger von Ihrer Beschäftigung zurückzuhalten. Ueber den Unterricht meiner Nichten müssen Sie das Nähere mit den Damen selbst verabreden. Haben wir sonst noch etwas zu besprechen? Nein? Wir verstehen einander vollkommen. Guten Morgen!«

Als die grünen Seidenvorhänge und die Türen sich hinter Raden geschlossen hatten, blieb er einen Augenblick im Vorzimmer stehen, um erleichtert aufzuatmen. In sein Atelier zurückgekehrt, beschäftigte er sich mit der ihm übertragenen Ausbesserung schadhaft gewordener Zeichnungen. Gegen zwei Uhr verfügte er sich wieder in das Speisezimmer. In wenigen Augenblicken sollte er Laura von Morton vorgestellt werden, und wenn Sultana Halperns Nachforschungen in den Briefen ihrer Mutter Erfolg gehabt hatten, war auch die Zeit gekommen, wo das Geheimnis der Fremden, der er auf der Landstraße begegnet war, seine Lösung finden würde.

5.

Als Lambert Raden im Speisezimmer erschien, saßen Sultana und eine ältliche Dame bereits am Tisch.

Die ältere Dame wurde ihm als Frau Dewitz, die ehemalige Erzieherin Laura von Mortons, vorgestellt. Ein schläfriges Lächeln strahlte aus ihrem rosigen, friedlichen Gesicht.

Das Mahl verlief sehr still. Laura war nicht zu Tisch gekommen, obwohl sie sich bereits wohler fühlte.

»Wenn Sie sich meiner Führung anvertrauen wollen, Herr Raden,« sagte Sultana nach aufgehobener Tafel zu dem Maler, »geleite ich Sie in den Garten, wo ich meine Schwester irgendwo anzutreffen hoffe.«

Ihren Sonnenschirm nehmend, ging sie durch eine Glastür am anderen Ende des Zimmers in den Garten, Raden schloß sich ihr an.

»Ihr geheimnisvolles Abenteuer bleibt nach wie vor in mitternächtiges Dunkel gehüllt, Herr Raden,« rief sie. »Ich habe den ganzen Vormittag in den Briefen meiner Mutter gelesen und bis jetzt noch nichts entdeckt, was uns von Nutzen sein könnte. Doch seien Sie ohne Sorge, Sie haben eine Frau als Verbündete, deren Neugier nicht ruhen und rasten wird, bis wir unser Ziel erreicht haben werden. Ich habe noch drei Pakete Briefe zu studieren und Sie können sich darauf verlassen, daß ich den ganzen Abend diesem Studium widmen werde. Wie sind Sie übrigens mit meinem Onkel fertig geworden? War er heute besonders nervenleidend? Ach, ich sehe es Ihnen schon an, daß er gerade heute einen sehr bösen Tag hatte, und erlasse Ihnen jede Antwort.«

Die beiden waren inzwischen an einem hübschen hölzernen Schweizerhäuschen angekommen und die Stufen zu dem einzigen Zimmer, das es enthielt, hinaufgestiegen. An einem aus rohen Baumzweigen geflochtenen Tisch stand eine junge Dame und blickte durch eine Lichtung im Gebüsch auf Heide und Hügel, dabei zerstreut in dem neben ihr liegenden Skizzenbuch blätternd. Das junge Mädchen war Laura von Morton, eine schlanke jugendliche Gestalt, in einem einfachen Musselinkleide, das wellige, goldblonde Haar aus der Stirn gestrichen, die Brauen dunkler als das Haar, die großen, nachdenklichen Augen tiefblau und der feingeschnittene Mund von einem fast schwermütigen Lächeln umspielt.

Laura begrüßte den Künstler mit einigen freundlichen Worten, Raden aber zeigte sich so verwirrt, daß er kaum etwas zu erwidern vermochte.

Wie bisher in allen seinen Verlegenheiten, nahm Sultana Halpern, die seine Befangenheit einer sehr natürlichen Schüchternheit zuschrieb, sich in ihrer liebenswürdigen Art seiner an.

»Sehen Sie, Herr Raden,« sagte sie, auf das Skizzenbuch deutend, »jetzt werden Sie zugeben, das Muster einer Schülerin gefunden zu haben. Kaum hat meine Schwester gehört, daß Sie angekommen sind, ist sie mit ihrem Zeichenbuch zur Stelle, vertieft sich in den Anblick der Natur und harrt ungeduldig auf den Moment, anfangen zu können.«

»Ich darf mir kein Verdienst machen, das mir nicht gebührt,« erwiderte Laura mit fröhlichem Lachen, mit ihren schönen Augen bald ihre Schwester, bald Raden anblickend. »So gern ich auch zeichne, bin ich doch zu sehr von der Unzulänglichkeit meines Könnens überzeugt, um mich nicht eher vor dem Anfangen zu fürchten, als mich danach zu sehnen. Jetzt, wo ich weiß, daß Sie hier sind, Herr Raden, sehe ich rasch noch einmal meine alten Zeichnungen durch, wie ich als Kind im letzten Augenblick meine Aufgaben durchlas, in der Angst, ich werde nicht imstande sein, sie herzusagen.«

»Ob gut, schlecht oder mittelmäßig,« rief Sultana Halpern, »die Zeichnungen der Schülerinnen müssen sich der Feuerprobe eines Urteils ihres gestrengen Lehrers unterwerfen, das ist nicht zu ändern. Ich schlage

vor, Laura, daß wir sie auf unserer Spazierfahrt mitnehmen, und Herr Raden sie unterwegs prüft. Im Anschauen der wunderbaren Landschaft, die sich vor uns ausbreitet, wird sein Urteil milder ausfallen, als wir es im Hause zu erhoffen haben.«

Die jungen Leute warteten nur, bis Frau Dewitz bereit war, mit ihnen den Wagen zu besteigen, um den verabredeten Ausflug zu unternehmen. Erst nach drei Stunden kehrten sie wieder auf den Gutshof zurück. Auf dem Heimweg hatte Raden die jungen Mädchen aufgefordert, die Baumgruppe zu wählen, die sie am nächsten Tage unter seiner Anleitung zeichnen sollten.

Als Raden wieder in seinem Zimmer allein war, schien ihn seine frohe Laune plötzlich verlassen zu haben. Er war unruhig und unzufrieden mit sich selbst, ohne zu wissen, weshalb, und machte sich Vorwürfe darüber, daß er sich der Spazierfahrt mehr in der Eigenschaft eines Gastes, als in der des Zeichenlehrers erfreut hatte. Es war ihm eine große Erleichterung, als die Stunde des Abendessens ihn aus seiner Einsamkeit wieder in die Gesellschaft der Damen führte.

Nach beendetem Mahle begab sich die kleine Gesellschaft in den Salon, aus dem Glastüren auf eine Terrasse führten, die ihrer ganzen Länge nach mit einer Menge der prächtigsten Blumen geschmückt war, deren berauschender Duft durch die offenen Fenster einströmte. Frau Dewitz warf sich in einen Sessel und war bald fest eingeschlafen. Auf Lambert Radens Bitte setzte Laura sich ans Klavier und Sultana zog sich in eine Fenstervertiefung zurück, um bei den letzten Strahlen der untergehenden Sonne in dem Studium der Briefe ihrer Mutter fortzufahren.

Raden hatte in der Nähe des Klaviers Platz genommen. Von dort aus konnte er die anmutige Gestalt Sultanas, halb in dem sanften Licht der Abenddämmerung, halb in geheimnisvollem Schatten, über die Briefe auf ihrem Schoß niedergebeugt sehen, während das schöne Profil der Klavierspielerin sich auf dem Hintergrund der inneren Wand des Zimmers abzeichnete. Der Himmel war wolkenlos und das dämmernde Geheimnis des Mondlichts begann schon in den Regionen des östlichen Himmels zu zittern. Das Gefühl des Friedens und der Abgeschlossenheit stimmte jeden Gedanken und jede Empfindung zu einer überirdischen Ruhe, und die balsamische Stille, die sich mit dem Zwielicht vertiefte schien mit sanfterem Einfluß über den Anwesenden zu schweben, als die himmlische Musik Mozarts sie umtönte.

Der Mond war inzwischen gerade über der Terrasse aufgestiegen und überglänzte mit seinen geheimnisvollen Strahlen das untere Ende des Zimmers. Der Uebergang von der Dämmerung zur Finsternis war so schön, daß der Diener, der das Gas anzünden wollte, zurückgeschickt und das Zimmer nur durch die am Klavier brennenden Kerzen beleuchtet wurde.

Laura spielte noch eine halbe Stunde ununterbrochen fort, doch die zauberhafte Schönheit der mondbeschienenen Landschaft lockte sie auf die Terrasse hinaus und Lambert Raden folgte ihr. Als die Kerzen angezündet worden waren, hatte Sultana die Fenstervertiefung verlassen, um in dem helleren Licht ihre Briefe besser lesen zu können. Ganz vertieft in ihre Lektüre, schien sie gar nicht bemerkt zu haben, daß ihre Schwester und der Maler fortgegangen waren.

»Herr Raden,« rief Sultana wenige Minuten später mit leiser, erregter Stimme, »wollen Sie einen Augenblick hierher kommen? Ich habe mit Ihnen zu sprechen.«

Raden kehrte sofort in das Zimmer zurück. An dem von der Terrasse entferntesten Ende des Klaviers saß Sultana, einen Brief dicht an das Licht haltend. In dem Sessel ihr gegenüber nahm der Maler Platz, so daß er Laura! die vor der Glastür auf und ab ging, deutlich sehen konnte.

»Bitte, hören Sie den Schluß dieses Briefes,« begann Sultana, »und sagen Sie mir, ob er irgendwie Licht auf Ihr mitternächtiges Abenteuer wirft. Der Brief ist von meiner Mutter an meinen Stiefvater gerichtet und vor etwa elf Jahren geschrieben, zu einer Zeit, wo meine Eltern und Laura schon sehr lange dieses Schloß bewohnten, während ich in Paris in einer vornehmen Erziehungsanstalt untergebracht war.«

Sultana schien ein wenig unruhig. In dem Augenblick, wo sie sich anschickte, den Brief vorzulesen, ging Laura wieder an der Glastüre vorüber, doch als sie ihre Schwester beschäftigt sah, setzte sie ihren Weg langsam fort:

»Es wird dich langweilen, mein lieber Philipp,« las Sultana, »beständig von meiner Schule und meinen Schülerinnen zu hören, aber diesmal habe ich dir wirklich etwas Interessantes über eine neue Schülerin mitzuteilen. Du kennst doch die alte Frau Kempe im Dorfe Limmerig. Schon seit Jahren kränkelnd, sieht sie jetzt ihrer nahen Auflösung entgegen. Ihre Schwester, ihre einzige Verwandte, die sie noch besitzt, kam vorige Woche von Hampshire hierher, um sie zu pflegen. Frau Gatherick, so heißt diese Schwester der armen Sterbenden, besuchte mich vor einigen Tagen und brachte ihr Töchterchen mit, ein süßes, kleines Mädchen, das ungefähr ein Jahr älter ist als unsere Laura.«

Als Sultana den letzten Saß vorlas, ging Laura wieder an der offenen Tür vorüber. Erst als sie ihrem Gesichtskreis entschwunden war, fuhr Sultana mit dem Lesen ihres Briefes fort:

»Frau Gatherick ist eine anständige Person in mittleren Jahren, die nie sehr hübsch gewesen sein kann. In ihrem Wesen und ihrer Erscheinung liegt etwas, das mich rätselhaft anmutet. Sie ist zurückhaltend bis zur Heimlichtuerei und der Ausdruck ihres Gesichts läßt darauf schließen, daß sie etwas auf dem Gewissen hat. Bei ihrer Abreise von Hampshire mußte sie ihr Töchterchen mitnehmen, weil sie dort niemand hatte, dem sie es anvertrauen konnte. Frau Kempe kann vielleicht schon in wenigen Tagen sterben, aber möglicherweise sich noch Monate hinschleppen: Frau Gatherick wendete sich deshalb mit der Bitte an mich, ihrer kleinen Tochter Anna zu gestatten, an dem Unterricht in meiner Schule teilzunehmen. Ich willigte natürlich sofort ein und noch an demselben Tage führte ich das elfjährige Mädchen dem Lehrer zu. Dieser neuen Schülerin gehört meine innigste Zuneigung, um so mehr, als ich sehr bald entdeckte, daß die Arme geistig sehr zurückgeblieben ist. Am nächsten Morgen bestellte ich sie zu mir, nachdem ich mit Doktor Martin verabredet hatte, er solle gleichfalls zugegen sein, um sie zu beobachten, und mir dann sagen, was er von ihr denke. Nach seiner Ansicht wird sie diesen Fehler mit der Zeit überwinden, doch hält er gerade jetzt eine sorgfältige Erziehung in der Schule für die kleine Anna von höchster Wichtigkeit, da ihre ungewöhnliche Langsamkeit im Aneignen neuer Begriffe und Vorstellungen darauf hindeutet, sie werde auch mit ungewöhnlicher Zähigkeit festhalten, was sie einmal in sich aufgenommen hat. Du mußt nun nicht gleich denken, lieber Philipp, daß mein kleiner Schützling eine Blödsinnige ist. Anna Gatherick ist ein liebevolles Kind. Obgleich sie immer sehr sauber gekleidet, war ihr Anzug von kaum glaublicher Geschmacklosigkeit in Farbe und Schnitt. Um ihr eine Freude zu machen, ließ ich für sie einige der weißen Kleider und Hüte Lauras für Anna ändern und schenkte sie ihr, ihr erklärend, daß blonde kleine Mädchen wie sie am hübschesten ganz weißgekleidet aussehen. So lange ich lebe, werde ich mich nur weiß kleiden, rief sie, bis an die Haarwurzeln erglühend und meine Hand an die Lippen ziehend. Das wird mich immer an Sie erinnern, gnädige Frau, und wenn ich auch fern von Ihnen bin und Sie nicht mehr sehe, werde ich doch immer denken, daß ich Ihnen so am besten gefalle.«

»Schien Ihnen die Fremde, die Sie auf der Landstraße begegneten, noch jung zu sein, Herr Raden?« fragte Sultana. »Nicht älter als etwa zweiundzwanzig Jahre?«

»Nein, nicht älter.«

»Und sie war seltsamerweise von Kopf bis zu Füßen weiß gekleidet?«

»Ja, ganz weiß.«

Laura wurde jetzt zum dritten Male an der offenen Glastür sichtbar. Zum Schuß gegen die kühle Luft hatte sie ein weißes Tuch um den Kopf geschlungen. Sie stand still und blickte, sich über das Geländer der Terrasse lehnend, in den Garten hinunter. Radens Augen ruhten auf dem weißen Schimmer ihres Kleides und ihres Kopftuches.

»Ganz weiß!« wiederholte Sultana. »Der wichtigste Teil des Briefes ist der Schluß, den ich Ihnen gleich vorlesen will: »Und nun, mein teurer Philipp, sollst du auch die erstaunliche Ursache für meine große Liebe zu Anna Gatherick erfahren. Obgleich nicht halb so hübsch, ist sie infolge eines jener sonderbaren Spiele des Zufalls beinahe das genaue Ebenbild -«

Der Maler richtete sich von seinem Sessel in die Höhe, noch ehe Sultana die nächsten Worte aussprechen konnte. Dasselbe Gefühl, das ihm die Berührung der Hand, die sich in nächtlicher Stunde auf seine Schulter gelegt, verursacht hatte, durchschauerte ihn wieder.

Auf der Terrasse stand Laura von Morton, vom Mondlicht umflutet, in ihrer Haltung, der Hautfarbe, den Zügen des feinen blassen Gesichts in jener Entfernung und unter jenen Umständen das lebende Abbild der Fremden auf der einsamen Landstraße. Der Zweifel, der Raden stundenlang gequält hatte, wurde in einem Augenblick zur Gewißheit. Die aus der Irrenanstalt Entflohene und seine Schülerin in Schloß Limmerig waren einander zum Verwechseln ähnlich.

»Auch Sie sehen es!« rief Sultana. »Sie sehen es jetzt, wie meine Mutter es vor elf Jahren sah!«

»Ja, mit größerem Widerstreben, als ich zu sagen vermag. Jene freundlose, verlassene Frau auch nur durch eine zufällige Aehnlichkeit mit Fräulein von Morton in Verbindung zu bringen, scheint einen Schatten auf die Zukunft eines so strahlenden Geschöpfes zu werfen, das dort vor uns steht. Ich wünschte diesen Eindruck so schnell wie möglich loszuwerden. Rufen Sie das Fräulein von Morton aus diesem entsetzlichen Mondlicht fort, bitte, rufen Sie das Fräulein herein.«

»Sie setzen mich in Erstaunen, Herr Raden. Ich glaubte die Männer am Ende des neunzehnten Jahrhunderts gegen den Aberglauben gefeit.«

»Bitte, rufen Sie Ihr Fräulein Schwester herein!«

»Da, Laura kommt schon aus eigenem Antrieb. Sagen Sie nichts in ihrer Gegenwart, Lassen Sie die Entdeckung dieser Aehnlichkeit ein Geheimnis zwischen Ihnen und mir bleiben. Komm herein, Laura, Herr Raden bittet dich, noch etwas zu spielen, aber er möchte jetzt heitere Musik hören.«

6.

Sultana und Raden bewahrten ihr Geheimnis. Nach der Entdeckung der Aehnlichkeit zwischen Laura und der Fremden schien kein neues Licht das Dunkel, das jene Person umgab, aufhellen zu sollen. Bei der ersten sicheren Gelegenheit lenkte Sultana die Unterhaltung vorsichtig auf alte Zeiten und Anna Gatherick, doch Lauras Erinnerungen an den Schützling ihrer Mutter waren nur sehr unbestimmte. Sie entsann sich, daß man damals von einer Aehnlichkeit zwischen ihr und der kleinen Anna gesprochen hatte, aber sie erwähnte nichts von dem Geschenk des weißen Kleides, noch von der eigentümlichen Art, in welcher das Kind seine Dankbarkeit ausgedrückt hatte. Daß Anna nur wenige Monate in Limmerig geblieben und dann nach Hampshire zurückgekehrt war, wußte sie, aber nicht, ob Mutter und Tochter sich je wieder in Cumberland hatten sehen lassen. Sultana und Raden hatten die Ueberzeugung gewonnen, daß die unglückliche Frau, der Raden auf der Landstraße begegnet war, und Anna Gatherick ein und dieselbe Person sei, deren mangelhafte geistige Entwickelung die Sonderbarkeit erklärte, sich noch nach so vielen Jahren dem Andenken ihrer Wohltäterin zu Ehren ganz weiß zu kleiden. Damit waren ihre Entdeckungen zunächst zu Ende.

Tage vergingen und Wochen. Die Spur des goldenen Herbstes zog sich sichtbar durch den grünen Sommer der Bäume.

Lambert Radens Bewunderung für Laura von Mortons Schönheit und Anmut hatten sich zur Liebe vertieft. Vergebens kämpfte er gegen seine Gefühle an, so unbedingt er auch seine Torheit verurteilte. Eine Entschuldigung für sich fand er in den Verhältnissen, unter welchen er in Limmerig die Zeit zubrachte.

Die Morgenstunde verlebte er still und ruhig in der Einsamkeit seines Zimmers. Die Zeichnungen, die ihm zum Aufziehen auf Kartons übergeben waren, beschäftigten Augen und Hände, während seinem Geiste Freiheit genug blieb, sich dem Rausch seiner eigenen zügellosen Gedanken hinzugeben. Der gefährlichen Einsamkeit folgten Nachmittage und Abende in der Gesellschaft zweier jungen Mädchen, von denen die eine alle Vorzüge der Anmut und des Geistes, die andere den Zauber der Schönheit, Sanftmut und schlichter Wahrhaftigkeit besaß, das Herz eines Mannes zu veredeln und zu unterwerfen. Es verging kein Tag an dem nicht in jener gefährlichen Vertraulichkeit zwischen Lehrer und Schülerin Lauras Hand die Radens berührte, wenn sie sich zugleich über ihr Skizzenbuch neigten, seine Wange fast die ihrige streifte. Je aufmerksamer Laura jeder Bewegung seines Pinsels folgte, desto näher umwehte ihn der Hauch ihres Atems. Es gehörte zu seinen Pflichten, im Lichte ihrer Augen zu leben.

Die Abende, welche sich an die dem Zeichnen gewidmeten Nachmittagsausflüge anschlossen, brachten nur Abwechselung, keine Störung in diese unvermeidlichen unschuldigen Vertraulichkeiten. Radens Schwärmerei für die Musik und Lauras seelenvolles Spiel webten ein neues Band um die beiden, das sie noch fester vereinigte. Die Zufälligkeiten der Unterhaltung und eine Menge an sich harmloser Kleinigkeiten trugen dazu bei, sie in dieselbe Atmosphäre einzuschließen und sie unmerklich demselben hoffnungslosen Ende zuzuführen.

Die Tage vergingen, die Wochen vergingen, der dritte Monat von Radens Aufenthalt in Cumberland nahte. Jede Erinnerung an die Vergangenheit, jedes Gefühl der durch seine gesellschaftliche Stellung bedingten Aussichtslosigkeit war in trügerischer Ruhe entschlummert.

Eines Abends waren Laura und Raden wie gewöhnlich auseinander gegangen. Kein Wort von seinen Lippen hatte verraten, was sein Herz bewegte, aber als sie am anderen Morgen wieder zusammentrafen, war eine Veränderung über Laura gekommen, die dem jungen Maler alles sagte, Ihre

Natur, zu aufrichtig, irgend wen zu täuschen war zu edel, sich selbst zu betrügen. Als das Geheimnis ihres Herzens sich ihr offenbarte, zog sie sich scheu von dem Manne zurück, der ihr nichts sein durfte. Doch selbst in ihrem plötzlich umgewandelten Wesen lagen gewisse Elemente, die beide noch immer heimlich zu einander zogen und solche, die sie ebenso heimlich von einander entfernten.

Die Veränderung in dem Wesen Lauras spiegelte sich in dem ihrer Schwester wieder. Ihre Blicke nahmen die Gewohnheit an, Raden unausgesetzt zu beobachten. Manchmal blitzte es wie verhaltener Zorn in ihren Augen auf, manchmal glaubte er Sorge und Angst darin zu bemerken.

Wieder verging eine Woche. Raden empfand das Demütigende seiner Lage immer schmerzlicher, bis Sultana ihn daraus erlöste. Ihre Lippen verkündeten ihm die bittere Wahrheit.

7.

Als Raden eines Morgens zur gewohnten Stunde am Frühstückstisch erschien, war Sultana zum ersten Male, seit er sie kannte, nicht an ihrem Platz. Laura ging im Garten spazieren verbeugte sich vor dem Gast, kam aber nicht in das Zimmer.

Wenige Minuten später trat Sultana ein. Sie sah ernst und nachdenklich und und entschuldigte sich zerstreut, daß sie nicht rechtzeitig gekommen wäre.

»Mein Onkel hatte wegen häuslichen Angelegenheiten mit mir zu sprechen,« sagte sie, »und hielt mich so lange auf.«

Laura und Frau Dewitz kamen fast gleichzeitig.

»Ich habe den Onkel gesprochen, Laura,« wendete sich Sultana an ihre Schwester. »Er verlangt, daß das rote Zimmer in Bereitschaft gehalten werde, und er bestätigt, was ich dir sagte. Montag ist der Tag, nicht Dienstag.«

Laura erblaßte bis in die Lippen und zitterte so heftig, daß alle Anwesenden es bemerkten. Sultana erhob sich vom Tisch und die anderen folgten ihrem Beispiel.

Frau Dewitz und Laura verließen das Zimmer. Ein Blick der schönen blauen Augen traf Raden mit dem Ausdruck eines schmerzlichen Lebewohls, das in seinem Herzen ein Echo fand. Er fühlte, daß er sie bald verlieren, aber nie aufhören werde, sie zu lieben.

»Haben Sie einige Minuten Zeit für mich, ehe Sie sich an Ihre Arbeit begeben, Herr Raden?« fragte Sultana.

»Ich stehe immer zu Ihren Diensten, gnädiges Fräulein.«

»Ich möchte ein paar Worte mit Ihnen allein sprechen, Herr Raden. Wollen Sie mich in den Garten begleiten? Wir werden um diese Stunde dort von niemand gestört.«

Als sie in den Garten hinaustraten, begegnete ihnen einer der kleinen Gärtnerburschen mit einem Brief in der Hand.

»Ist dieser Brief für mich?« fragte Sultana.

»Nein, für Fräulein von Morton,« erwiderte der Kleine, ihr den Brief überreichend.

Sultana nahm den Brief und betrachtete die Adresse,

»Eine fremde Handschrift,« murmelte sie. »Wer hat dir den Brief gegeben, Kleiner?«

»Eine alte Frau.«

»Kennst du sie?«

»Nein.«

»In welcher Richtung ging sie fort?«

»Dort hinaus.«

»Merkwürdig!« rief Sultana. »Vermutlich ein Bettelbrief. Da, Kleiner, trag' ihn in's Schloß und gib ihn einem der Diener. Und jetzt, Herr Raden, gehen wir, wenn Sie nichts dagegen haben, diesen Weg entlang.«

Sie führte ihren Begleiter denselben Weg, den sie am Tage feiner Ankunft mit ihm gegangen war. Vor dem kleinen Schweizerhäuschen, in dem er Laura zum ersten Male gesehen, blieb sie stehen.

»Was ich Ihnen mitzuteilen habe, kann ich Ihnen hier sagen,« begann sie, in das Gartenhaus eintretend und sich auf einen der Stühle, die an dem runden Tisch standen, setzend und ihn bedeutend, den anderen zu nehmen. »Ich werde Ihnen zunächst ein offenes Bekenntnis ablegen und Ihnen ohne alle Redensarten gestehen, daß ich Ihnen freundschaftlich zugetan bin. Ihr

Betragen gegen jene Unglückliche, der Sie unter so eigentümlichen Umständen begegneten, nahm mich von Anfang an zu Ihren Gunsten ein. Ich erwartete nur Gutes von Ihnen und Sie haben meine Erwartungen nicht getäuscht. Als Ihre Freundin bekenne ich Ihnen, daß ich Ihr Geheimnis erraten habe. Sie lieben meine Schwester Laura. Ich will Ihnen deswegen keinen Vorwurf machen, ich fühle bloß Mitleid mit Ihnen, daß Sie so unbedacht einer hoffnungslosen Liebe Raum gaben. Sie haben sich nicht heimlich um ihre Zuneigung beworben, sondern sich stets bescheiden und zartfühlend benommen. Wüßte ich das nicht, so würde ich, ohne irgend jemand zu Rate zu ziehen, Sie längst aufgefordert haben, ungesäumt Limmerig zu verlassen. Die Stunde ist jetzt da, die mir die Pflicht auferlegt, Sie dennoch zu bitten, von uns Abschied zu nehmen, nicht etwa, weil Sie als Künstler noch keinen Namen haben, der Sie berechtigt, Laura von Morton zur Frau zu verlangen, nicht, weil Sie einer anderen gesellschaftlichen Sphäre angehören, sondern weil meine Schwester schon verlobt ist.«

Verlobt! Das Wort fuhr Raden wie eine Kugel durch's Herz. Er rührte sich nicht, er sprach nicht. Der rauhe Herbstwind, der die trockenen Blätter zu seinen Füßen umherwirbelte, durchfuhr ihn plötzlich so kalt, als ob all seine tollen Hoffnungen auch nur welke Blätter wären, die wie sie vom Winde weggefegt würden.

»Ueberwinden Sie es, mein Freund!« rief Sultana. »Hier, wo Sie Laura zuerst sahen, überwinden Sie es. Beben Sie nicht davor zurück wie eine schwache Frau. Kämpfen Sie wie ein Mann und der Sieg wird Ihnen nicht fehlen.«

Lambert Raden rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen. Aeußerlich gewann er seine Fassung sehr bald wieder.

»Sind Sie wieder Sie selbst, mein Freund?« fragte Sultana.

»Ja, Wenigstens so weit, daß ich Ihre und Ihrer Schwester Verzeihung erbitten und mich von Ihrem Rate leiten lassen kann, um Ihnen dadurch meine Dankbarkeit zu beweisen, die ich Ihnen auf eine andere Art nicht zum Ausdruck bringen kann.«

»Es ist bereits geschehen,« entgegnete Sultana, »Alle Heimlichkeiten zwischen uns sind zu Ende. Ich bin außerstande, Ihnen zu verbergen, was meine Schwester mir unbewußt verraten hat. Um Lauras wie um Ihrer selbst willen müssen Sie uns verlassen. Ich liebe meine Schwester mehr als mein Leben, ich glaube unverbrüchlich an ihre reine, edle Natur und weiß nur zu gut, wie sehr sie durch ihre Selbstvorwürfe leide, seit der erste Schatten eines mit ihrer Verlobung unvereinbaren Gefühls sich in ihr Herz schlich. Ihre Verlobung hat mit inniger Zuneigung nichts zu tun, sie ist eine Sache der Ehre, nicht der Liebe, ihr Vater gab vor zwei Jahren auf seinem Sterbebette diesem Bunde seinen Segen. Laura war weder entzückt davon, noch bebte sie davor zurück, sie fügte sich ohne Murren ihrem Geschick. Bis Sie hierher kamen, war sie in der Lage so vieler Frauen, die Männer heiraten, ohne sich besonders zu ihnen hingezogen zu fühlen, und die statt vor ihrer Verheiratung nach ihrer Verheiratung lieben lernen. Ich hoffe, daß die neuen Gedanken und Gefühle, die Lauras alte Ruhe und Zufriedenheit gestört haben, nicht schon zu tiefe Wurzeln faßten, um entfernt werden zu können. Ihre Abwesenheit wird meine Bemühungen unterstützen und die Zeit wird uns allen Dreien helfen. Es ist immerhin schon etwas, zu wissen, daß Sie mein Vertrauen verdienen, daß Sie nicht weniger ehrenhaft, nicht weniger rücksichtsvoll gegen die Schülerin sein werden, deren Stellung Ihnen gegenüber Sie unglücklicherweise vergaßen, als gegen die Fremde, die Ihre Hilfe nicht vergebens anrief.«

»Sagen Sie mir, womit ich mein Fortgehen von hier Ihrem Herrn Onkel gegenüber entschuldigen und wann ich Limmerig verlassen soll, Ich verspreche Ihnen, Ihren Ratschlägen unbedingt zu gehorchen.« .

»Wir haben unseren neuen Gast erst Montag zu erwarten -«

»Lassen Sie mich heute schon gehen, je eher, desto besser.«

»Nein, nicht heute. Der einzige Grund, den Sie für Ihre Abreise vor Ablauf Ihres Vertrages angeben können, ist die unvorhergesehene Notwendigkeit, in dringender Angelegenheit sofort nach London abzureisen. Sie müssen bis morgen nach dem Eintreffen der Postsachen warten, um Herrn von Morton das zu sagen, weil er dann diese plötzliche Veränderung Ihrer Pläne mit der Ankunft eines Briefes in Zusammenhang bringen wird. Es ist peinlich, sich zu einer Täuschung, selbst wenn sie noch so harmloser Natur ist, wie diese, zu verstehen, aber ich kenne den Onkel, und wenn Sie erst seinen Verdacht erregen, daß Sie nur nach einem Vorwand suchen, von hier wegzukommen, wird er sich weigern, Sie freizugeben. Sprechen Sie Freitag vormittag mit ihm und reisen Sie am Samstag ab.«

Ehe Raden noch antworten konnte, daß er sich streng an Sultanas Wünsche halten werde, hörten sie herannahende Schritte. Es kam jemand vom Schlosse her, sie zu suchen. Es war Lauras Kammerjungfer.

»Könnte ich einen Augenblick mit Ihnen sprechen, gnädiges Fräulein?« fragte sie.

Sultana folgte ihr in den Garten. Einige Minuten verstrichen, ehe Sultana das Mädchen entließ und wieder in das Gartenhaus zu Raden zurückkehrte.

»Wir haben uns jetzt über alles Notwendige verständigt, Herr Raden,« sagte sie aufgeregt, »und können nun ungesäumt umkehren. Ihnen die Wahrheit zu gestehen, bin ich sehr besorgt um Laura. Das Mädchen hat mir bestellt, meine Schwester wünsche mich augenblicklich zu sprechen, Es ist ihr ein Brief übergeben worden, der sie furchtbar aufregt; wahrscheinlich der Brief, den der kleine Gärtnerbursche vorhin brachte.«

Von dem Augenblick an, da Raden entdeckt hatte, daß der in Limmerig erwartete Gast Lauras Bräutigam war, erfüllte ihn die brennende Neugier, zu erfahren, wer dieser Glückliche sei.

»Jetzt, da Sie so gut sind, mir zu sagen, daß wir uns über alles Notwendige verständigt haben, da Sie meiner Dankbarkeit für Ihre Nachsicht und meines Gehorsams gewiß sind, gnädiges Fräulein,« rief er mit leicht bebender Stimme, gestatten sie mir wohl, zu fragen, wer der Herr ist, mit dem Fräulein von Morton sich verlobt hat?«

»Ein reicher Gutsbesitzer aus Hampshire,« erwiderte Sultana zerstreut.

»Hampshire! Anna Gathericks Heimat!« dachte Raden. »Und sein Name?«

»Baron Paul von Senden.«

»Baron Paul von Senden!« Anna Gathericks ängstliche Fragen nach den ihm bekannten Personen im Range eines Barons fielen Raden wieder ein. Er blieb stehen und blickte seine Begleiterin an.

»Baron Paul von Senden,« wiederholte Sultana, in der Vermutung, er habe sie nicht verstanden.

8.

Es wurde kein Wort weiter gesprochen, während Sultana und Raden nach dem Schloß zurückgingen. Sultana suchte sofort ihre Schwester auf, Raden sein Atelier, um die Zeichnungen, die er noch nicht in Ordnung gebracht hatte, noch rasch so9weit zu fördern, daß Herr von Morton damit zufrieden sein konnte. Gedanken, die Lambert Raden bisher unterdrückt hatte, durchschwirrten seinen Kopf.

Lauras Bräutigam war Baron Paul von Senden, Gutsbesitzer in Hampshire. Es gab in England Hunderte von Baronen und in Hampshire Dutzende von Gutsbesitzern. Es lag somit auch nicht der Schatten eines Grundes vor, Baron von Senden mit den argwöhnischen Fragen jener Fremden auf der Landstraße in Verbindung zu bringen. Und dennoch konnte Raden nicht umhin, es zu tun. Mit einem gewissen Grauen erinnerte er sich der Aehnlichkeit, die er zwischen Laura und Anna Gatherick entdeckt hatte. Das Vorgefühl einer namenlosen Gefahr, die für ihn und die beiden Schwestern im Dunkel der Zukunft verborgen war, regte ihn auf und beunruhigte ihn wie etwas Unabwendbares.

Er war etwa eine Stunde mit seinen Zeichnungen beschäftigt gewesen, als an seine Tür geklopft wurde. Auf sein lautes Herein trat zu seinem höchsten Erstaunen Sultana Halpern ins Zimmer.

Aus ihren Augen leuchtete heftiger Zorn und mit ungestümer Bewegung warf sie sich in einen Sessel dicht neben dem des Malers.

»Ich hatte gehofft,« rief sie, »daß alle unangenehmen Gegenstände der Unterhaltung für heute erschöpft wären. Aber es sollte nicht sein. Es ist irgend ein versteckter Bubenstreich im Werk, meine Schwester wegen ihrer bevorstehenden Heirat zu ängstigen. Sie waren zugegen, als ich den Gärtnerburschen mit einem Briefe, von unbekannter Handschrift an meine Schwester adressiert, ins Schloß schickte.«

«Ja, gewiß.«

»Jener Brief war ein anonymes Geschreibsel, ein abscheulicher Versuch, den Baron Paul von Senden in der Achtung meiner Schwester herabzusehen. Der Brief hat sie so sehr aufgeregt und beunruhigt, daß es mir nur mit größter Mühe gelang, sie so weit zu besänftigen, daß ich es wagen konnte, sie auf einige Minuten allein zu lassen und zu Ihnen zu eilen. Ich weiß, diese Familienangelegenheit kümmert und interessiert Sie nicht, und ich sollte auch gar nicht daran denken, Sie dabei zu Rate zu ziehen. -«

»Verzeihung, gnädiges Fräulein. Ich fühle die größte Teilnahme und das wärmste Interesse für alles, was das Glück Fräulein von Mortons und Ihr eigenes betrifft!«

»Es freut mich, diese Versicherung von Ihnen zu hören. Sie sind die einzige Person, an die ich mich um Rat wenden kann. An Onkel Cäsar ist bei seinem Gesundheitszustand und seinem Widerwillen gegen Belästigungen irgend welcher Art nicht zu denken. Was ich zu wissen wünsche, ist: soll ich ungesäumt die erforderlichen Schritte tun, den Schreiber dieses Briefes zu entdecken, oder soll ich bis morgen warten, um die ganze Angelegenheit dem Rechtsanwalt des Herrn von Morton zu übertragen? Es handelt sich um den Gewinn oder den Verlust eines Tages, was vielleicht von großer Wichtigkeit ist. Sagen Sie mir, wie Sie darüber denken, Herr Raden. Wäre ich nicht bereits gezwungen gewesen, Sie in ganz eigentümlichen Verhältnissen ins Vertrauen zu ziehen, so wäre meine gegenwärtige Bedrängnis kaum eine Entschuldigung für mich. Wie die Sachen stehen, kann es nach allem, was zwischen uns geschehen ist, gewiß kein Unrecht sein, zu vergessen, daß Sie erst seit drei Monaten unser Freund sind.«

Sultana überreichte dem Maler den Brief, der ohne Anrede oder Einleitung folgendermaßen begann:

»Glauben Sie an Träume? Ich hoffe es Ihretwillen. Sehen Sie nach, was die heilige Schrift über Träume und ihre Erfüllung sagt, und hören Sie die Warnung, die ich Ihnen zugehen lasse, ehe es zu spät ist.

In der vergangenen Nacht träumte ich von Ihnen. Ich sah mich im Traume innerhalb des Altargitters einer Kirche, ich stand auf der einen Seite des Altars, der Geistliche in seinem Talar, das Gebetbuch in der Hand, auf der anderen.

Das Schiff der Kirche entlang kamen ein Mann und eine Frau auf uns zu, um getraut zu werden. Sie waren die Frau. Sie sahen in dem weißseidenen Kleide und dem langen Spitzenschleier so schön und unschuldig aus, daß mir Tränen in die Augen traten.

Es waren Tränen des Mitleids, die zu zwei Lichtstrahlen wurden, die sich immer näher nach dem Manne hinzogen, der neben Ihnen am Altar stand, bis sie seine Brust berührten und ihm tief ins Herz drangen.

Der Mann, ein wenig unter Mittelgröße, war durchaus nicht häßlich und ungefähr fünfundvierzig Jahre alt. Er hatte ein bleiches Gesicht, über der Stirn war er kahl, den übrigen Teil des Kopfes bedeckte dunkles Haar. Backenbart u. Schnurrbart waren braun, wie seine Augen, die Nase war klein und gerade, die Hände waren weiß, fein und zierlich wie die einer Frau. Von Zeit zu Zeit wurde er von einem trockenen Husten gequält. Hat mir von dem rechten Manne geträumt? Sie wissen es am besten, Fräulein von Morton.

Das Herz, das von den beiden Lichtstrahlen bis in sein Innerstes beleuchtet wurde, war schwarz wie die Nacht und mit roten flammenden Buchstaben war darauf geschrieben: Ohne Mitleid und Reue. Er hat überall Jammer und Elend verbreitet, er wird auch auf den Lebensweg der Frau an seiner Seite Jammer und Elend streuen.

Mit tränenvollen Augen erwachte ich aus meinem Traum. Ziehen Sie Erkundigungen ein über die Vergangenheit jenes Mannes, ehe Sie sich ihm für's Leben verbinden. Ich interessiere mich für Ihr Wohlergehen und werde mich bis zu meinem letzten Atemzuge dafür interessieren. Die Tochter Ihrer Mutter hat den vornehmsten Platz in meinem Herzen, denn Ihre Mutter war meine erste, meine beste, meine einzige Freundin.«

Dieser seltsame Brief war nicht unterzeichnet. Die schülerhafte Handschrift war matt und undeutlich und hatte nichts Charakteristisches.

»Das ist nicht der Stil einer ungebildeten Person,« bemerkte Sultana, »aber der Brief ist zu unzusammenhängend und verworren, als daß er von jemand aus den besseren Gesellschaftskreisen geschrieben sein könnte. Einzelne Wendungen kennzeichnen ihn als das Werk einer Frau. Wie denken Sie darüber, Herr Raden?«

»Ich bin ganz Ihrer Ansicht. Der Brief scheint mir nicht nur von einer Frau zu sein, sondern von einer Frau, deren Geist -«

»Gestört sein muß? Ja, das fiel mir auch auf.«

Raden las gerade die Stelle des Briefes noch einmal: »Die Tochter Ihrer Mutter hat den vornehmsten Platz in meinem Herzen, denn Ihre Mutter war meine erste, meine beste, meine einzige Freundin.«

Diese Worte und der Zweifel, den er eben an dem gesunden Geisteszustand der Briefschreiberin ausgesprochen hatte, brachten ihn auf einen Gedanken, dem er Ausdruck zu geben sich scheute.

»Wenn wir irgend welche Aussicht haben, die Person aufzufinden, die diesen Brief geschrieben hat,« sagte er, »kann es sicher nicht schaden, wenn wir jede Gelegenheit wahrnehmen, die sich uns bietet. Ich denke, wir sollten den Gärtnerburschen noch einmal über die Frau befragen, die ihm den Brief gab, um dann unsere Erkundigungen im Dorfe fortzusetzen. Doch noch eines.

Sie sprachen vorhin davon, den Rechtsanwalt Ihres Onkels morgen zu Rate zu ziehen. Könnte das nicht schon heute geschehen?«

»Nein, Dr. Gilmore trifft erst morgen ein. Baron Senden wünscht bei seinem Besuch am nächsten Montag den Zeitpunkt seiner Hochzeit festzustellen, über den bisher noch nichts bestimmt worden ist. Er möchte, daß sie noch vor Ende des Jahres stattfinde.«

»Und kennt Fräulein von Morton diesen Wunsch?«

»Laura hat keine Ahnung davon, und nach dem, was vorgefallen ist, will ich die Verantwortlichkeit nicht übernehmen, sie davon zu unterrichten. Der Baron hat dem Onkel seine Wünsche mitgeteilt, der als Vormund die Entscheidung hat und, wie er mir sagte, sich freuen würde, der Sache ein Ende zu machen. Herr von Morton hat deshalb an seinen Anwalt nach London geschrieben, doch Doktor Gilmore, der augenblicklich Geschäfte halber in Glasgow ist, hat ihm in seiner Antwort versprochen, auf dem Rückwege nach London zu uns zu kommen und einige Tage bei uns zu bleiben, um dem Baron Zeit zu gewähren, seine Sache zu führen. Wenn es dem Bräutigam meiner Schwester gelingt, seinen Willen durchzusetzen, wird Dr. Gilmore den Ehevertrag nach den empfangenen Anweisungen in London fertigstellen. Vor morgen dürfen wir die Ankunft des alten Herrn nicht erwarten, der ein erprobter Freund der Familie ist und dem wir vertrauen können wie sonst niemandem.«

»Wenn wir etwas entdecken wollen,« erwiderte Raden unter dem Einfluß eines eifersüchtigen Hasses gegen den ihm unbekannten Bräutigam Lauras, »so dürfen wir keine Minute ungenützt verstreichen lassen. Wir wollen sofort den Gärtnerburschen vernehmen und später unsere Nachforschungen im Dorfe fortsetzen.«

»Ja, gehen wir,« rief Sultana, sich erhebend.

»Noch eine Frage, gnädiges Fräulein, der anonyme Brief enthält eine genaue Beschreibung des Barons von Senden, dessen Name zwar nicht genannt, der aber offenbar gemeint ist. Trifft die Beschreibung zu?«

»Ganz genau. Selbst die Angabe des Alters ist richtig. Der Baron ist in der Tat fünfundvierzig Jahre alt.«

»Fünfundvierzig - und sie ist noch nicht zweiundzwanzig!« dachte Raden. »Männer seines Alters heiraten oft genug so junge Frauen wie sie, und diese Ehen sind nicht selten die glücklichsten, und doch erhöht die bloße Erwähnung seines Alters, wenn ich es mit dem ihrigen vergleiche, meinen blinden Haß gegen ihn.«

»Auch des trockenen Hustens ist nicht vergessen,« bemerkte Sultana.

»Ich setze voraus, daß man nie etwas Nachteiliges über den Charakter des, Barons von Senden gehört hat?«

»Sie werden doch nicht so ungerecht sein, jenem Brief Einfluß auf sich zu gestatten, Herr Raden?«

»Verzeihung, gnädiges Fräulein. Ich weiß, daß ich kein Recht zu dieser Frage hatte.«

»Es ist mir nicht unangenehm, daß Sie diesen Punkt berührten, denn es setzt mich in den Stand, dem Baron die Anerkennung zu zollen, die ihm gebührt. Weder ich noch ein anderes Mitglied unserer Familie hat je etwas Nachteiliges über ihn gehört.«

Raden ließ sich nicht überzeugen, doch erwiderte er nichts auf die warme Verteidigung, mit der Sultana für den Abwesenden eintrat.

Der Gärtnerbursche war wie gewöhnlich bei der Arbeit. Bei seiner Dummheit war keine einzige vernünftige Antwort aus ihm herauszubringen. Die Frau, die ihm den Brief übergeben hatte, war schon alt. Gesprochen hatte sie nicht weiter mit ihm. Sie war in großer Eile südwärts gegangen.

Das Dorf lag südwärts vom Schloß und Sultana und ihr Begleiter wanderten dem Dorfe zu. Ihre Nachfragen in Limmerig wurden geduldig nach allen Richtungen fortgesetzt, Drei von den Dorfleuten versicherten, daß sie die Frau gesehen hätten, wußten sie aber weder zu beschreiben, noch zu sagen, welchen Weg sie eingeschlagen hatte.

Der Verlauf dieser erfolglosen Nachforschung brachte sie mit der Zeit an das Ende des Dorfes, wo die von Frau von Morton gestifteten Schulen lagen. Als sie an dem Schulgebäude für die Knaben vorübergingen, schlug Raden vor, noch einen letzten Versuch bei dem Lehrer zu machen.

Vor der offenen Tür des Unterrichtszimmers hörten sie die laute Stimme des alten Mannes.

»Wer sich noch einmal erdreistet, von Gespenstern zu sprechen,« polterte er, »dem wird es schlecht ergehen. Es gibt keine Gespenster, sage ich Euch. Seht diesen Schlingel, den Richard, den ich zur Strafe dort in die Ecke stellte, nicht weil er behauptete, einen Geist gesehen zu haben, sondern weil er so halsstarrig ist, sich seine Dummheit nicht ausreden zu lassen. Ihr könnt alle zum Mittagessen nach Hause gehen, nur Richard bleibt hier.«

Das Erscheinen des Schloßfräuleins und eines fremden Herren machte nicht wenig Aufsehen in dem Kreise der Schuljugend.

»Wir kommen, Ihnen eine Frage vorzulegen, Herr Demster,« redete Sultana den Lehrer an, »waren aber nicht darauf vorbereitet, Sie mit der Austreibung eines Geistes beschäftigt zu finden. Was ist eigentlich geschehen?«

»Dieser alberne Junge erschreckte die ganze Schule mit der Behauptung, er habe gestern abend einen Geist gesehen, und beharrt bei der Dummheit, ich mag ihm sagen, was ich will.«

»Merkwürdig! Ich hätte nicht gedacht, daß eines der Kinder so viel Phantasie besäße, einen Geist zu sehen,« erwiderte Sultana. Und nun legte sie ihm die Frage vor, die sie im Dorfe schon so oft wiederholt hatte.

Der Lehrer konnte ihr so wenig Auskunft geben wie alle anderen.

Im Begriff das Zimmer zu verlassen, wollte sie dem trostlosen kleinen Geisterseher noch einige freundliche Worte sagen.

»Du närrisches Kind,« rief sie, »weshalb bittest du Herrn Demster nicht um Verzeihung und hörst du nicht endlich auf, von dem Geist zu reden?«

»Aber ich habe ihn doch gesehen,« beharrte der kleine Richard. »Gestern abend in der Dämmerung sah ich ihn.«

»Und wie sah er aus?2«

»Ganz weiß. Von Kopf bis zu Fuß ganz weiß.«

»Und wo war es?«

»Drüben auf dem Kirchhof.«

»Du weißt wahrscheinlich auch, wessen Geist es war?« lachte Sultana.

»Na, gewiß weiß ich das. Es war der Geist der verstorbenen Frau von Morton.«

»Sie hätten den einfältigen Schlingel durch Ihre Fragen nicht zu neuen Dummheiten ermutigen sollen, gnädiges Fräulein,« sagte der Lehrer mißbilligend. »Er sah gestern abend eine weißgekleidete Frau auf dem Grabhügel der verstorbenen Frau von Morton. Das genügte dem beschränkten Jungen, seine Geistergeschichte zu ersinnen.«

Sultana verabschiedete sich von dem Lehrer und den Kindern und war froh, wieder ins Freie zu kommen.

»Des Kleinen Geschichte ist keine bloße Erfindung, gnädiges Fräulein, und hat nach meiner Ansicht eine tatsächliche Grundlage,« sagte Raden, Sultana folgend. »Ich wünsche dringend, das Grab Frau von Mortons zu besuchen und dessen Umgebung in Augenschein zu nehmen.«

»Sie sollen das Grab sehen,« erwiderte Sultana im Weitergehen. »Die Szene in der Schulstube hat meine Aufmerksamkeit so vollkommen von der Briefgeschichte abgelenkt, daß ich beinahe keine Lust habe, zu ihr zurückzukehren. Möchten wir den Gedanken an alle ferneren Nachforschungen aufgeben und warten, bis wir die Sache morgen Dr. Gilmores Händen übergeben können?«

»Durchaus nicht. Was sich im Schulzimmer zugetragen hat, ermutigt mich im Gegenteil, unsere Nachforschungen fortzusetzen.«

»Weshalb ermutigt Sie das?«

»Weil es den Verdacht bestärkt, der schon in mir erwachte, als ich den anonymen Brief zu lesen begann.«

»Sie hatten wahrscheinlich Ihre Gründe, mir Ihren Verdacht bis zu diesem Augenblick zu verhehlen?«

»Ich mißtraute meinem eigenen Urteil, jetzt aber kann ich es nicht mehr. Nicht nur des Kleinen Antworten auf Ihre Fragen, sondern auch eine zufällige Bemerkung des Lehrers haben in mir den Verdacht erweckt, daß der Geist und die Verfasserin des anonymen Briefes ein und dieselbe Person sind.«

»Welche Person?«

»Der Lehrer beschrieb uns ahnungslos eine ganz weiß gekleidete Frau.«

»Doch nicht Anna Gatherick?«

»Ja, Anna Gatherick.«

Sultana legte ihre Hand auf Radens Arm und stützte sich schwer darauf.

»Ich weiß nicht weshalb,« sagte sie mit leiser Stimme, »aber es liegt etwas in Ihrem Verdacht, das mich beängstigt. Wenn ich Ihnen das Grab meiner Mutter gezeigt haben werde, will ich nach Hause eilen, um Laura nicht länger allein zu lassen.«

Sie waren schon ganz in der Nähe des Kirchhofes. Die Kirche, ein düsteres, altersgraues Gebäude, stand in einem Tale, so daß sie gegen die rauhen Winde geschützt war, die über die Heide fegten. Der Begräbnisplatz zog sich von der Seite der Kirche den Hügel hinauf, umfriedet von einer niedrigen Mauer. Unter einer Gruppe von hoben Taxusbäumen erhob sich das weiße Marmorkreuz, welches das Grab der Frau von Morton schmückte.

»Ich brauche nicht weiter mit Ihnen zu gehen,« sagte Sultana, auf dieses Grab deutend. »Sie werden es mir erzählen, wenn Sie etwas entdecken, was Ihren Verdacht bestätigt.«

Sie verließ Raden, der zu dem Friedhof niederstieg und sich nach wenigen Schritten an dem Grabhügel der Frau von Morton befand.

Das blendende Weiß des Marmors und der Grabesplatte mit der vergoldeten Inschrift hatte durch das Wetter hier und da gelitten und war beinahe bis zur Hälfte von einer leichten Schmutzschicht bedeckt, während die andere Hälfte durch ihre vollkommene Sauberkeit auffiel. Sie mußte erst vor kurzem in der Richtung von unten nach oben gereinigt worden sein. Die Linie zwischen dem gereinigten und dem nicht gereinigten Teile war an der Stelle genau zu erkennen, wo die Inschrift den Marmor freiließ. Wer hatte das Werk angefangen und es unbeendet gelassen?

Raden fand keine Lösung für dieses Rätsel. Von der Stelle, auf der er stand, war keine Wohnung zu sehen. Er kehrte bis zur Eiche zurück, ging an der Mauer hin und gelangte, eine kleine Gittertür öffnend, wieder ins Freie. Hier bemerkte er ein kleines Häuschen mit einem Vorgärtchen, in dem eine alte Frau Wäsche aufhängte. Von der Alten, die sich sehr gern in ein Gespräch mit ihm einließ, erfuhr Raden, daß ihr Mann Küster sei, zu dessen Obliegenheiten es gehöre, das prächtige Grabdenkmal der verstorbenen Schloßherrin von Limmerig in Ordnung zu halten, er wäre aber schon seit Wochen krank und das habe ihn verhindert, nach dem Rechten zu sehen und

das Denkmal zu reinigen.

Die teilweise Reinigung des Denkmals war also von fremder Hand unternommen worden, sagte sich Raden, den Heimweg nach dem Schloß antretend, Er beschloß, kurz vor Sonnenuntergang den Friedhof wieder aufzusuchen, um zu beobachten, wer das angefangene Werk fortsetzen werde, Er zweifelte nicht mehr daran, daß der angebliche Geist dort erscheinen und wen er in ihm erkennen werde.

Sultana war überrascht von seinen Mitteilungen und hatte gegen sein Vorhaben nichts einzuwenden.

In sein Zimmer zurückgekehrt, fuhr Raden mit dem Ordnen der Zeichnungen fort, von Zeit zu Zeit inne haltend, um aus dem Fenster zu sehen. Wieder nach dem Stande der Sonne spähend, erblickte er Laura, die im Garten spazieren ging. Er hatte sie seit dem Morgen nicht gesehen und fast kein Wort mit ihr gesprochen und konnte sich jetzt nicht versagen, ihr mit den Augen zu folgen.

Eine Stunde später war er mit seiner Arbeit fertig. Er schlüpfte aus dem Hause, ohne von jemandem bemerkt zu werden. Am westlichen Himmel zogen drohende Wetterwolken auf und ein kalter Wind umbrauste den einsamen Wanderer. Kein lebendes Wesen war zu sehen. Der Friedhof sah verlassener aus als je. In einiger Entfernung von dem Grabdenkmal der Mutter Lauras, von dichtem Gebüsch verborgen, stellte sich Raden auf seinen Lauscherposten. Das dumpfe Tosen der Meeresbrandung und das Rauschen der sturmbewegten Bäume unterbrach die unheimliche Stille.

Mehr als eine halbe Stunde war verflossen, als Raden nahende Schritte und eine weibliche Stimme hörte.

»Sorge dich nicht um den Brief, liebes Kind,« sagte die Stimme. »Ich habe ihn dem Kleinen übergeben, der ihn nahm, ohne ein Wort zu erwidern. Er ging seiner Wege, ich den meinigen. Keine menschliche Seele folgte mir, dafür verbürge ich mich.«

Die Schritte kamen immer näher. Einen Augenblick später sah Raden zwei Frauen auf das mit dem weißen Marmordenkmal geschmückte Grab zuschreiten, die eine in einen Shawl gehüllt, einen Hut auf dem Kopfe, die andere in langem, blauem Reisemantel, das Gesicht von einer Kapuze umrahmt. Unter dem Mantel war ein schmaler Streifen ihres weißen Kleides sichtbar.

»Behalte nur deinen Mantel um, Kind,« sagte die Frau mit dem Shawl, »Frau Todd hat ganz recht, daß du gestern in dem weißen Kleide gar zu auffallend aussahst. Ich werde draußen umhergehen, so lange du hier zu tun hast. Auf Friedhöfen zu verweilen, ist nicht nach meinem Geschmack. Mache nur, daß du fertig bist, wenn ich zurückkomme, damit wir noch vor Einbruch der Nacht wieder zu Hause sind.«

Die schon ziemlich bejahrte Frau sah sehr anständig aus und hatte durchaus nichts Verdächtiges in ihrem Wesen. Vor der Kirche stand sie eine Weile still, um sich dichter in ihren Shawl zu hüllen.

»Immer wunderlich in all ihrem Denken und Tun,« murmelte sie, »so lange ich mich ihrer erinnern kann, aber gut und harmlos wie ein Kind.«

Seufzend sah sie sich noch einmal auf dem Friedhof um, schüttelte den Kopf, als ob die düstere Umgebung ihr keineswegs behage und verschwand hinter der Kirche.

Lambert Raden war einen Augenblick unschlüssig, ob er ihr folgen und mit ihr sprechen solle oder nicht, doch sagte er sich, die Frau, die den Brief abgegeben, sei für ihn nicht von Bedeutung, die Person aber, welche den Brief geschrieben hatte, und das war nach seiner Ueberzeugung die, welche vor ihm auf dem Friedhof stand, konnte ihm allein die gewünschte Auskunft geben.

Die Frau im Mantel trat jetzt an das Grab, betrachtete das Marmordenkmal

wie in stummem Gebet, zog ein großes weißes Tuch aus der Tasche, tauchte es in den an der Mauer vorüberfließenden Bach, küßte das Kreuz, kniete vor der Marmorplatte mit der Inschrift nieder und fing an, sie mit dem nassen Tuch zu reinigen.

Sie war so sehr in ihre Beschäftigung vertieft, daß sie die Schritte Radens nicht eher hörte, als bis er schon vor dem Grabhügel angekommen war. Mit einem leisen Aufschrei richtete sie sich erschrocken auf.

»Fürchten Sie sich nicht,« sagte Raden, »Sie erinnern sich meiner doch gewiß?«

Jetzt war ihm jeder Zweifel entschwunden. Er blickte in dasselbe Gesicht, das er in jener Nacht auf der Landstraße zum ersten Male gesehen hatte.

»Sie erinnern sich doch meiner?« wiederholte er. »Wir trafen uns vor längerer Zeit zu sehr später Stunde und ich zeigte Ihnen den Weg nach London. Sie haben das doch nicht vergessen?«

Ihre Züge verloren den starren Ausdruck und sie atmete erleichtert auf.

»Antworten Sie mir noch nicht,« fuhr Raden fort, »lassen Sie sich erst Zeit, sich zu erholen und zu erkennen, daß ich Ihr Freund bin.«

»Sie sind sehr gütig gegen mich,« flüsterte sie, »heute so freundlich und gütig wie damals.«

»Sind Sie jetzt beruhigt? Können Sie mit mir sprechen ohne sich zu fürchten oder zu vergessen, daß ich Ihnen ein Freund bin?«

»Wie kamen Sie hierher?« fragte die Fremde, ohne zu beachten, was Radon gesagt hatte.

»Haben Sie vergessen, daß ich Ihnen erzählte, ich werde nach Cumberland reisen? Ich bin schon seit Monaten in Schloß Limmerig.«

»Im Schloß Limmerig?« wiederholte die Fremde, und ihr bleiches Gesicht rötete sich, ihre unsteten Augen ruhten voll Interesse auf Raden. »Ach, dann müssen Sie sehr glücklich gewesen sein.«

Die große Aehnlichkeit zwischen Anna Gatherick und Laura von Morton fiel Raden von neuem auf. In den allgemeinen Umrissen des Gesichts, in der Größe und der Haltung der schlanken Gestalt erschien ihm die Aehnlichkeit noch auffallender, als sie ihm früher vorgekommen war. Die zarte Schönheit der Farben Lauras, die durchsichtige Klarheit ihrer Augen, das blühende Rot der Lippen, alles das fehlte dem abgemagerten, müden Gesicht der armen Anna, aber unwillkürlich drängte sich Raden der Gedanke auf, daß nichts als ein trauriger Wechsel der Verhältnisse fehlte, um die Aehnlichkeit zu einer vollkommenen zu machen. Wenn jemals Kummer und Leiden ihre entweihenden Spuren Lauras Gesicht aufprägen sollten, dann, aber auch nur dann würden Anna Gatherick und sie die Zwillingsschwestern zufälliger Aehnlichkeit das leibhafte Spiegelbild von einander sein.

Anna Gatherick legte leise ihre Hand auf Radens Schulter und wieder durchschauerte ihn diese Berührung wie jene in der Nacht, wo er ihr zum ersten Male begegnet war.

»Sie sehen mich so prüfend an und Sie denken an etwas,« sagte sie in ihrer hastigen Sprechweise. »Was ist es?«

»Nichts Besonderes Ich fragte mich nur, wie Sie hierher kämen.«

»Ich kam mit einer Freundin, die sehr gut gegen mich ist, und ich bin erst seit zwei Tagen hier.«

»Und Sie fanden schon gestern den Weg nach dem Friedhof?«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich erriet es nur.«

Anna Gatherick wendete sich von Raden ab und kniete wieder vor der goldenen Inschrift nieder.

»Wohin sollte ich gehen, wenn nicht hierher?« seufzte sie. »Die Teure, die mir mehr als eine Mutter war, ist die einzige Freundin, die ich in Limmerig aufzusuchen habe. Es tut meinem Herzen weh, Schmutzflecken auf ihrem Grabstein zu sehen, er sollte so weiß und rein sein wie Schnee. Ich konnte gestern der Versuchung nicht widerstehen, ihn zu säubern, und heute bin ich hier, um, was ich gestern angefangen habe, zu vollenden. Ich hoffe nicht, daß darin ein Unrecht gefunden werden kann. Es kann doch nichts Unrechtes in dem sein, was ich aus Liebe für Frau von Morton tue?«

Die dankbare Erinnerung an die Güte ihrer Wohltäterin war die alles beherrschende Vorstellung in dem engen Geiste des armen Geschöpfes, das seit jenem ersten Eindruck aus seiner Kindheit keinen anderen bleibenden in sich aufgenommen hatte.

Um Annas Vertrauen zu gewinnen, ermunterte Raden sie, in ihrer Arbeit fortzufahren. Sie nahm sie sofort wieder auf und berührte den harten Marmor so leicht und zart, als wäre er ein fühlendes Wesen.

»Wird es Sie sehr wundern, wenn ich Ihnen gestehe,« fuhr Raden fort, »daß ich mich Ihretwegen sehr beunruhigt fühlte, nachdem Sie mich verlassen hatten?«

»Beunruhigt?« wiederholte Anna, argwöhnisch aufblickend. »Weshalb?«

»Nachdem wir in jener Nacht von einander geschieden waren, trug sich etwas Sonderbares zu. Zwei Männer fuhren in einem Einspänner an mir vorüber, ohne mich zu sehen, aber sie ließen ihren Wagen dicht neben mir halten und sprachen mit dem auf der anderen Seite der Straße stehenden Schutzmann.«

Das nasse Tuch, mit dem sie den Grabstein reinigte, entsank Annas Hand. Ihr Arm umschlang das marmorne Kreuz. Ihr Gesicht war wieder wie im Schrecken erstarrt.

»Die beiden Herren sprachen mit dem Schutzmann,« erzählte Raden weiter, das Entsetzen Annas scheinbar nicht bemerkend, »und fragten ihn ob er Sie nicht gesehen habe. Der Polizeidiener wußte nichts von Ihnen und die Leute im Wagen teilten ihm mit, Sie wären aus einer Irrenanstalt entflohen.«

Anna Gatherick sprang in die Höhe, als ob Radens letzte Worte den Verfolgern ihre Spur verraten hätte.

»Warten Sie und hören Sie das Ende,« rief Raden. »Sie werden sich überzeugen, daß ich als Ihr Freund handelte. Ein Wort von mir würde jenen Leuten verraten haben, wohin Sie sich gewandt hatten, aber ich sprach dieses Wort nicht. Ich verhalf Ihnen nicht nur zu Ihrer Flucht, ich sicherte auch ihr Gelingen. Versuchen Sie, zu begreifen, was ich Ihnen sage.«

Die Art und Weise Radens machte mehr. Eindruck auf Anna Gatherick als seine Worte. Sie bemühte sich, den neuen Gedanken zu fassen. Die Bedeutung seiner Mitteilung schien sich langsam durch die Verwirrung und die Aufregung ihres Gemütes Weg zu bahnen. Ihre Züge hellten sich auf und aus ihren Augen blitzte eine lebhafte Neugier.

»Sie denken doch nicht, daß ich wieder nach der Anstalt zurückgebracht werden soll?« fragte sie.

»Gewiß nicht. Ich freue mich vielmehr, daß Ihre Flucht glückte und daß ich Ihnen dabei behilflich sein konnte.«

»Ja, ja, Sie halfen mir in der Tat und gerade da, wo ich ganz besonders der Hilfe bedurfte. Das Entkommen aus der Anstalt war nicht schwer. Niemand beargwöhnte mich, ich war immer ruhig und gehorsam und so leicht zu lenken, aber London aufzufinden, wäre mir ohne Ihren Beistand wahrscheinlich nicht gelungen. Ich danke Ihnen nochmals für Ihre große Güte.«

»War die Anstalt weit von jener Stelle, wo wir uns trafen? Beweisen Sie mir, daß Sie an meine Freundschaft glauben, und sagen Sie mir, wo jene

Anstalt sich befindet.«

Sie nannte den Ort es war eine Privatirrenanstalt, nicht weit von jener Straßenkreuzung, wo Raden ihr begegnet war.

»Sie denken doch nicht, daß ich nach der Anstalt zurückgebracht werden sollte?« wiederholte sie angstvoll.

»Nein, o nein,« entgegnete Raden. »Ich freue mich aufrichtig, daß Sie entkamen und daß es Ihnen seither gut ging. Fanden Sie die Freundin, die Sie in London aufsuchen wollten?«

»Ja, es war zwar schon sehr spät, aber eine Schneiderin die viel zu tun hatte, war noch wach und half mir, Frau Clemens, meine Freundin, zu wecken. Sie ist so gut und lieb, aber nicht so, wie Frau von Morton war. Ach, so wie Frau von Morton war, gibt es keine Menschen wieder.«

»Kennen Sie Frau Clemens schon lange?«

»Ja, sie war unsere Nachbarin zu Hause in Hampshire und nahm sich meiner schon an, als ich noch ein ganz kleines Mädchen war. Als sie vor vielen Jahren nach London übersiedelte, schrieb sie mir ihre Adresse in mein Gesangbuch ein. Wenn du je Kummer hast, Anna, dann komm' getrost zu mir, sagte sie. Mein Mann lebt nicht mehr und Kinder habe ich auch nicht; ich werde dich immer sehr gern bei mir aufnehmen. Ich erinnere mich ihrer Worte so genau, weil sie so gut und herzlich waren, und es gibt so wenig Gutes und Freundliches, an das ich mich zu erinnern habe!«

»Hatten Sie keine Eltern, die für Sie sorgten?«

»Meinen Vater habe ich niemals gesehen und meine Mutter erwähnte seiner niemals, Vater? Er ist wahrscheinlich tot.«

»Und Ihre Mutter?«

»Mit meiner Mutter konnte ich mich niemals gut vertragen. Wir kränkten und fürchteten einander immer.«

»Sollte die eigene Mutter sie ins Irrenhaus gebracht haben?« fuhr es Raden durch den Sinn.

»Fragen Sie mich nicht nach meiner Mutter,« seufzte Anna, »Ich würde lieber von Frau Clemens sprechen, die auch so denkt wie Sie, daß ich nicht in eine Irrenanstalt gehöre, und sich freut, daß ich ihr entronnen bin. Sie weinte über mein Unglück und sagte, es müsse vor allem geheim gehalten werden.«

Ihr Unglück? Sollte sie einen berechtigten Grund haben, der Verheiratung Lauras mit dem Baron von Senden Hindernisse in den Weg zu legen, und deshalb den anonymen Brief geschrieben haben?

»Welches Unglück?« forschte Raden, um seine Zweifel aufgeklärt zu sehen.

»Das Unglück, daß man mich in eine Irrenanstalt einsperrte. Welches Unglück könnte mir sonst begegnet sein?«

»Es gibt noch andere Arten von Unglück, die eine Frau treffen und ihr lebenslangen Kummer und unauslöschliche Schmach bringen können.«

Anna Gatherick blickte mit dem arglosen Erstaunen eines Kindes zu Raden auf. Nicht die leiseste Verwirrung oder der leichteste Farbenwechsel, noch irgend eine Spur von Schuldbewußtsein oder Beschämung verriet sich in ihrem Gesicht, das sonst jede Regung ihrer Seele widerspiegelte. Es war unverkennbar, daß sie den Brief an Laura nicht geschrieben hatte, um sich an einem Treulosen zu rächen. Obwohl der Brief den Namen des Barons Paul von Senden nicht nannte, war er darin ganz genau geschildert. Nur das Gefühl bitterster Kränkung konnte Anna Gatherick veranlaßt haben, ihn heimlich in so heftiger Weise bei Laura anzuklagen, doch welches Unrecht er ihr auch zugefügt haben mochte, ein Liebesverhältnis zwischen ihm und dem armen schwachsinnigen Mädchen konnte nicht bestanden haben.

»Ich verstehe Sie nicht,« entgegnete Anna, nachdem sie sich vergebens bemüht hatte, die Bedeutung der letzten Worte Radens zu entdecken.

»Das tut nichts,« erwiderte er. »Lassen wir den Gegenstand fallen und erzählen Sie mir, wie lange Sie bei Frau Clemens in London blieben und was sie veranlaßte, mit Ihnen hierher zu reisen.«

»Wie lange? Ich blieb bei ihr, bis wir vor zwei Tagen hier ankamen.«

»Sie wohnen also im Dorfe? Es wundert mich, daß ich noch gar nichts von Ihrem Aufenthalt in Limmerig gehört habe.«

»Nein, nein, wir wohnen nicht im Dorfe, sondern auf einem Bauerngut, etwa eine Stunde von hier, auf dem Lindenhof. Ich hoffe, wir werden den ganzen Sommer hier bleiben. Nur eine Sache ist mir an den Todds wie an Frau Clemens unangenehm.«

»Was ist das?« !

»Sie wollen alle nicht haben, daß ich mich ganz weiß kleide. Es sähe so auffallend aus, meinen sie. Aber Frau von Morton wußte das doch viel besser, sie würde niemals zugegeben haben, daß ich diesen häßlichen blauen Mantel trage, Weiß war ihre Lieblingsfarbe, und sie selbst kleidete sich sehr oft ganz weiß und ihre kleine Tochter trug fast immer weiße Kleider. Ist sie wohl und glücklich und kleidet sie sich auch jetzt noch ganz weiß, wie sie es als Kind tat?«

»Fräulein von Morton fühlte sich heute morgen sehr unglücklich.«

Anna murmelte einige unverständliche Worte,

»Fragten Sie mich, weshalb Fräulein von Morton sich heute so unglücklich fühle?« fuhr Raden fort,

»Nein, o nein, das fragte ich nicht.«

»So will ich es Ihnen sagen, ohne daß Sie mich danach fragen. Fräulein von Morton hat Ihren Brief erhalten.«

Anna hatte schon eine Weile auf den Knien gelegen, die letzten Schmutzflecken von der goldenen Inschrift zu entfernen. Jetzt hielt sie in ihrer Beschäftigung inne, ihr Gesicht, das wieder einen starren Ausdruck angenommen hatte, Raden zuwendend. Das nasse Tuch war ihrer Hand entglitten.

»Woher wissen Sie das?« stöhnte sie. »Wer zeigte Ihnen den Brief?« Das Blut stieg ihr in die Wangen bei dem Gedanken, daß Sie sich durch ihre Worte selbst verraten hatte. »Ich habe ihn nicht geschrieben, ich weiß nichts von dem Brief,« rief sie, in Verzweiflung die Hände zusammenschlagend.

»Doch, meine Liebe, Sie haben ihn geschrieben und es war sehr unrecht von Ihnen, einen solchen Brief zu schreiben und Fräulein von Morton mit Ihren Mitteilungen zu ängstigen. Wenn Sie Ihrer Jugendfreundin etwas anzuvertrauen haben, was zu wissen ihr von Nutzen sein könnte, hätten Sie selbst auf das Schloß gehen und mit ihr sprechen sollen.«

Anna Gatherick beugte sich auf den flachen Grabstein nieder bis ihr Gesicht nicht mehr zu sehen war, und blieb stumm.

»Fräulein von Morton wird ebenso gut und freundlich gegen Sie sein, wie die Mutter es war,« fuhr Raden fort. »Laura von Morton wird Ihr Geheimnis unverbrüchlich bewahren und dafür sorgen, daß Ihnen kein Leid geschehe. Wollen Sie mit ihr auf dem Lindenhof oder im Schloßgarten zusammentreffen?«

»O, wenn ich sterben und neben Ihnen zur Ruhe gebettet werden könnte!« murmelte Anna, »Sie wissen, wie ich Ihretwillen Ihr Kind liebe! Sagen Sie mir, o, sagen Sie mir, wie ich es retten und was ich zu seinem Besten tun soll!«

Ihre Lippen berührten den kalten Stein. Raden beugte sich zu ihr nieder und ergriff in innigem Mitleid ihre Hände, doch sie entzog sie ihm schnell.

»Beruhigen Sie sich, meine Liebe,« sagte Raden sanft, »ich müßte sonst meine gute Meinung über Sie ändern. Zwingen Sie mich nicht, zu glauben, daß jene Person, die Sie in die Anstalt brachte, eine Entschuldigung für

diese -«

Die nächsten Worte erstarben Raden auf den Lippen. Mit wilder Energie richtete sie sich auf. Ein Ausdruck wahnsinnigen Hasses und unbeschreiblicher Furcht verfinsterte ihr Gesicht. Ihre Augen leuchteten in dem matten Dämmerlicht wie die eines reißenden Tieres.

»Sprechen Sie von etwas anderem,« rief sie zähneknirschend, »ich ertrage es nicht, Sie davon sprechen zu hören.«

Es war klar, daß der Eindruck, den Frau von Mortons Güte in ihrem Gemüt hervorgerufen hatte, nicht der einzige war, der darin zurückgeblieben. Neben der dankbaren Erinnerung an ihre Schulzeit in Limmerig lebte noch die rachsüchtige an das Unrecht, das man ihr durch ihre Einsperrung in die Irrenanstalt zugefügt hatte.

»Ich will von nichts sprechen, das Sie betrüben könnte,« versicherte Raden, bemüht, Anna zu besänftigen.

»Sie wünschen etwas von mir,« rief sie scharf und mißtrauisch. »Sehen Sie mich nicht so an, reden Sie, sagen Sie, was Sie von mir wollen.«

»Ich will nur, daß Sie sich beruhigen und an das denken, was ich Ihnen gesagt habe.«

»Gesagt? Was hat er mir gesagt?« fragte sie ungeduldig. »Weshalb helfen Sie mir nicht?«

»Ja, ja, ich werde Ihnen helfen und Sie werden sich sehr bald an alles erinnern. Ich bat Sie, mit Fräulein von Morton über den Inhalt Ihres Briefes zu sprechen.«

»Ach ja, - Morton, Laura von Morton!« Der wohlbekannte teure Name schien Anna Gatherick zu beruhigen. Ihr Gesicht nahm wieder den gewohnten rührenden Ausdruck an.

»Sie brauchen sich vor Laura von Morton nicht zu fürchten oder sich vor irgend welcher Belästigung infolge des Briefes zu ängstigen. Sie weiß schon so viel, daß es Ihnen nicht schwer wird, ihr alles zu sagen. Eine Notwendigkeit zur Verheimlichung kann nicht vorhanden sein, wo kaum noch etwas zu verheimlichen übrig bleibt. Sie erwähnen keinen Namen in Ihrem Briefe, aber Fräulein von Morton weiß recht gut, daß Sie den Baron Paul von Senden -«

Kaum hatte Raden den Namen ausgesprochen, als Anna Gatherick einen gellenden Schrei ausstieß. Das Gesicht verzerrte und verdüsterte sich. Ein Blick des Hasses und der Furcht schoß aus ihren Augen. Es war kein Zweifel mehr, daß ihre Mutter an der Einsperrung der Tochter in einer Irrenanstalt unschuldig war und daß Baron Paul von Senden das arme Geschöpf dort untergebracht hatte.

Der Schrei war auch von dem Küster und von Frau Clemens gehört worden.

»Ich komme, ich komme,« rief die alte Frau schon in der Ferne.

Wenige Minuten später stand sie vor dem Marmorkreuz.

»Wer sind Sie?« wendete sie sich in vorwurfsvollem Tone an Raden. »Wie dürfen Sie ein armes, hilfloses Mädchen so erschrecken?«

»Ich würde mich in tiefster Seele schämen,« erwiderte Raden, »wenn ich diesen entrüsteten Blick wirklich verdiente, aber ich habe Ihren Schützling erschreckt, ohne es zu beabsichtigen. Es ist nicht das erste Mal, daß Anna mich gesehen hat, und sie selbst wird Ihnen sagen, daß ich nicht imstande bin, einer schutzlosen Frau etwas zu Leide zu tun.«

»Ja, ja, er war gut gegen mich, er half mir in schwerer Bedrängnis,« bestätigte Anna. Das übrige flüsterte sie Frau Clemens ins Ohr.

»Sonderbar!« sagte Frau Clemens mit bestürztem Gesicht. »Das ändert natürlich alles. Es tut mir sehr leid, daß ich so unhöflich gegen Sie war, aber der Schein sprach wirklich gegen Sie. Die Schuld trifft übrigens mehr mich

als Sie. Ich hätte Annas launenhaftem Einfall nicht nachgeben und sie nicht an einem solchen Ort allein lassen dürfen. Komm, Kind, komm, wir wollen jetzt nach Hause gehen.«

»Verzeihen Sie, wenn ich Sie erschrecke,« sagte Raden zu Anna, die ihren Arm in den ihrer Beschützerin legte.

»Ich will es versuchen,« erwiderte Anna, »aber Sie wissen zu viel und ich muß fürchten, daß Sie mir noch oft Furcht und Schrecken einflößen werden.«

Frau Clemens und Anna kehrten über die Heide nach dem Lindenhof zurück. Lambert Raden blickte ihnen nach, bis jede Spur von ihnen in der Dämmerung verschwunden war.

9.

Eine halbe Stunde später war Lambert Raden wieder im Schloß angelangt und erzählte Sultana Halpern, was sich auf dem Friedhof zugetragen hatte. Sie hörte ihm von Anfang bis zu Ende mit ununterbrochener Aufmerksamkeit zu.

»Mein Herz ist voll banger Ahnungen,« seufzte sie, als Raden mit seinem Bericht fertig war. »Mir bangt vor dem, was die Zukunft bringen mag.«

»Die Zukunft hängt vielleicht davon ab, wie wir die Gegenwart verwenden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Anna Gatherick einer Frau gegenüber weniger zurückhaltend sein wird als gegen mich. Wenn Fräulein von Morton -«

»Daran ist nicht zu denken.«

»Dann würde ich raten, daß Sie selbst mit Anna Gatherick sprechen und alles aufbieten, ihr Vertrauen zu gewinnen. Haben Sie etwas dagegen, mich morgen auf den Lindenhof zu begleiten?«

»Nicht das Geringste. Laura zu dienen, bin ich zu allem bereit. Der Lindenhof gehört zu den Mortonschen Gütern. Die Aufseherin unserer Molkerei ist eine Tochter des Lindenhofpächters. Sie besucht ihre Eltern sehr oft und hat zu Hause vielleicht manches gesehen und gehört, was uns von Nutzen sein könnte. Soll ich nachfragen lassen, ob sie in ihrem Stübchen ist?«

Sultana klingelte und befahl dem eintretenden Diener, Hanna Todd zu rufen, hörte aber von ihm, sie sei auf ein paar Stunden nach dem Lindenhof gegangen.

»So werde ich morgen mit ihr sprechen,« sagte Sultana, nachdem der Diener sich entfernt hatte, »Sind Sie fest davon überzeugt, daß Baron von Senden es war, der Anna Gatherick in die Irrenanstalt schaffte?«

»Für mich ist auch nicht der Schatten eines Zweifels vorhanden, daß die Sache sich so verhält,« erwiderte Raden. »Das einzige Rätsel, das wir noch zu lösen haben, ist der Beweggrund für diese schnöde Tat. Bedenkt man den großen Unterschied zwischen seiner gesellschaftlichen Stellung und der Anna Gatherick's, der jeden Gedanken selbst an die entfernteste Verwandtschaft ausschließt, so ist es von größter Wichtigkeit, angenommen sogar, daß ihr Zustand einen Aufenthalt im Irrenhause wünschenswert machte, weshalb gerade der Baron sich der Verantwortlichkeit unterzog, das Mädchen einer Anstalt zu übergeben.«

»Einer Privatirrenanstalt, sagten Sie?«

»Wo für ihre Aufnahme und ihren Unterhalt eine so beträchtliche Summe bezahlt werden mußte, wie eine arme Person sie nicht erschwingen kann.«

»Wir werden uns darüber Aufklärung verschaffen, gleichviel, ob Anna Gatherick uns dabei behilflich ist oder nicht. Baron von Senden soll nicht lange in Limmerig sein, ohne Dr. Gilmore und mich zufriedengestellt zu haben. Die Zukunft Lauras ist die vornehmste Sorge meines Lebens und ich; habe Einfluß auf sie, ein entscheidendes Wort mitzusprechen, wenn es sich um ihre Verheiratung handelt.«

Nach dem Frühstück am folgenden Morgen stellte sich dem Besuch Radens und Sultanas auf dem Lindenhof ein Hindernis entgegen, an das Beide am Abend zuvor nicht gedacht hatten. Es sollte der letzte Tag des Aufenthaltes Radens in Limmerig sein und es war deshalb notwendig, daß er gleich nach dem Eintreffen der Post Herrn von Mortons Einwilligung zur Lösung seines Vertrages noch vor Ablauf der festgesetzten Frist erbitte in Rücksicht auf unvorhergesehene Umstände, die ihn nach London riefen.

Zwei an ihn adressierte Briefe in der Hand, schickte Raden einen Diener zu Herrn von Morton mit der Anfrage, wann er ihn in Geschäftsangelegenheiten

sprechen dürfe.

Der Diener kehrte mit der Antwort zurück, auf die der junge Maler nicht unvorbereitet war. Herr von Morton bedauerte, daß der Zustand seiner Gesundheit gerade an diesem Tage ihn jeder Hoffnung beraube, den geschätzten Künstler bei sich zu sehen, er bitte deshalb, er möge ihm seine Wünsche schriftlich unterbreiten.

Raden zögerte nicht, sein Entlassungsgesuch schriftlich einzureichen. Es dauerte beinahe eine Stunde, ehe die Antwort kam, Tief gekränkt durch das an ihn gestellte Ansinnen, gab Herr von Morton dem undankbaren Künstler die erbetene Erlaubnis, sofort abzureisen.

Nach Erledigung dieser Angelegenheit begab sich Raden in das Wohnzimmer, um Sultana nach dem Lindenhof abzuholen.

»Hat Herr von Morton Ihnen eine befriedigende Antwort gegeben?« fragte Sultana unterwegs.

»Er hat mir gestattet, ungesäumt abzureisen.«

Es wurde verabredet, daß Sultana den Meierhof allein betreten und Lambert Raden draußen auf sie warten sollte. Zu seinem Erstaunen kehrte Sultana schon nach wenigen Minuten zu ihm zurück.

»Weigerte sich Anna Gatherick, Sie zu empfangen?« fragte er erstaunt.

»Anna Gatherick ist fort,« erwiderte Sultana, »Frau Clemens und Anna Gatherick verließen heute Morgen um acht Uhr den Lindenhof.

Mit ihnen war jede Aussicht auf die Entdeckung dessen, was Raden und Sultana zu ergründen wünschten, verschwunden.

»Alles, was Frau Todd über ihre Gäste weiß, hat sie mir mitgeteilt,« fuhr Sultana fort. »Sie kamen gestern wohlbehalten vom Friedhof zurück und verlebten den Abend mit der Pächterfamilie. Gerade als sie alle zu Tisch gehen wollten, bekam Anna Gatherick einen Ohnmachtsanfall, wie sie schon einen am Tage ihrer Ankunft auf dem Lindenhof gehabt hatte. Frau Todd ist überzeugt, der letzte Ohnmachtsanfall, der viel schwerer war als der erste, stehe in Verbindung mit einer Nachricht, die sie in unserem Provinzblättchen gelesen, das sie einen Augenblick vorher vom Tisch genommen hatte.«

»Weiß Frau Todd, welche Nachricht in der Zeitung Anna Gatherick so aufregte?«

»Nein,« erwiderte Sultana, »die gute Frau hat nichts darin gefunden, was ihren Gast irgendwie hätte beunruhigen können, Ich ließ mir die Zeitung geben und fand schon auf der ersten Seite einen Bericht über die Verlobung meiner Schwester mit dem Baron Paul von Senden; ich vermute, daß diese Nachricht das Mädchen bestimmte, jenen Brief an meine Schwester zu schreiben.«

»Und welcher Umstand veranlaßte den gestrigen Ohnmachtsanfall?«

»Das läßt sich nicht feststellen. Es war kein Fremder im Zimmer, der einzige Besuch war unsere Hanna, und die Unterhaltung drehte sich um Ortsneuigkeiten. Ohne jede äußere Ursache stieß Anna Gatherick plötzlich einen Schrei aus und sank totenblaß in die Kissen des Sofas. Sie wurde in ihr Schlafzimmer gebracht, und Frau Clemens blieb bei ihr. Früh am nächsten Morgen überraschte Frau Clemens mit der Mitteilung, daß sie abreisen müsse, es habe sich etwas ereignet, was ihr und Anna nicht länger gestatte, in der Gegend zu bleiben. Wohin sie sich wenden werde, wisse sie selbst noch nicht. Vor drei Stunden fuhren sie zur nächsten Bahnstation.«

»Haben Sie sich erkundigt, worüber man sich im Zimmer unterhielt, als Anna ohnmächtig wurde?«

»Ja, aber Frau Todd wußte nur im allgemeinen anzugeben, daß verschiedene Neuigkeiten erzählt wurden.«

»Vielleicht wird Hanna uns genauere Auskunft geben können.«

In das Schloß zurückgekehrt, führte Sultana ihren Gast in die Molkerei.

»Ich bringe diesen Herrn, ihm Ihre Milchkammer zu zeigen, Hanna,« sagte Sultana. »Wir kommen eben vom Lindenhof. Wie ich hörte, waren Sie gestern abend dort und fanden Besuch vor ?«

»Ja, gnädiges Fräulein.«

«Und das fremde junge Mädchen wurde ohnmächtig. Erzählten Sie etwas so Fürchterliches, daß die Arme sich darüber entsetzte?«

»Ach nein, ich erwähnte nur, daß wir den Besuch des Herrn von Senden erwarten.«

Sultana und der Maler hatten genug gehört und verabschiedeten sich eiligst von Hanna.

»Zweifeln Sie noch immer, gnädiges Fräulein?« fragte Raden vor der Tür der Molkerei.

»Der Baron soll meinen Zweifel besiegen oder meine Schwester wird niemals seine Frau werden.«

Auf dem Wege zu der Vorderseite des Schlosses sahen sie eine Droschke von der Landstraße herankommen. Sultana wartete am Fuße der Freitreppe. bis der Wagen vorgefahren und ein alter Herr ausgestiegen war, dem sie entgegenging und die Hand zum Gruße reichte. Es war der Rechtsanwalt Dr. Gilmore.

Der Maler und der Rechtsanwalt wurden einander vorgestellt. Der alte Herr und Sultana gingen zusammen in das Schloß, um Familienangelegenheiten zu besprechen. Raden wendete sich dem Garten zu. Die Blätter fielen von den Bäumen, ein kalter Wind umbrauste und durchfröstelte ihn, und die ganze Gegend, die er ruhelos durchwanderte, erschien ihm öde und sonnenlos. Sie, die ihm alles verklärt hatte, war nicht mehr an seiner Seite und sollte seinen Augen für immer entschwinden.

In tiefer Niedergeschlagenheit trat er den Rückweg an. In der Nähe der Terrasse traf er den Rechtsanwalt.

»Sie sind gerade die Person, die ich suche,« rief der alte Herr. »Ich habe ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen, Verehrtester, und wenn Sie nichts dagegen haben, möchte ich diese Gelegenheit dazu benützen. Fräulein Halpern und ich, wir hatten eine Unterredung über Familienangelegenheiten, die mich bestimmten, zu mehrtägigem Aufenthalt nach Limmerig zu kommen, und im Verlaufe dieser Unterredung wurde auch des anonymen Briefes erwähnt und des Anteils, den Sie an der Entdeckung der Verfasserin dieses Schreibens haben. Ich begreife, daß Sie sich infolge dieser Bemühungen auch für die fernere Entwickelung der Sache interessieren. Es wird Sie beruhigen, Zu hören, daß ich selbst die künftige Leitung der von Ihnen begonnenen Nachforschungen übernommen habe. Ich beabsichtige, zunächst eine Abschrift des Briefes mit einer Angabe der begleitenden Umstände an den Anwalt des Barons von Senden einzuschicken. Das Original werde ich hier behalten, um es dem Baron bei seiner Ankunft am Montag zu zeigen. Erkundigungen nach den beiden Frauen sind gleichfalls schon angeordnet. Das ist alles, was vorläufig geschehen kann. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß Baron Senden uns jede Auskunft geben wird, die man von einem Ehrenmann erwarten darf. Paul von Senden ist von sehr guter alter Familie, sein Ruf tadellos und über jedem Verdacht. Derartige Dinge kommen in meiner Praxis täglich vor. Anonyme Briefe, unglückliche Frauen, krankhafte Einbildungen.«

»Ich fürchte, Herr Anwalt, daß ich das Mißgeschick habe, die Sache von einem ganz anderen Gesichtspunkt zu betrachten als Sie.«

»Ganz recht, Ich bin ein alter Mann und betrachte die Sache vom praktischen Gesichtspunkt. Sie sind ein junger Mann und Ihre Auffassung ist eine romantische. Warten wir die Sache ruhig ab.«

Das Gespräch wendete sich anderen Gegenständen zu. Dr. Gilmore wußte sehr angenehm zu plaudern, aber Lambert Raden war kein guter Zuhörer. Sobald er dem Anwalt entschlüpfen konnte, zog er sich in sein Zimmer zurück, bis es Zeit war, sich zu Tisch zu begeben.

Die Gesellschaft war bereits versammelt, als er im Speisezimmer erschien. Er hatte Laura den ganzen Tag noch nicht gesprochen. Diese Begegnung war eine schwere Probe der Selbstbeherrschung für ihn wie für sie. Ihre bleichen Wangen, das matte Lächeln, das ihren Mund umspielte, der müde Blick, mit dem sie zu ihm aufsah, das alles verriet ihm, mit welchen Opfern es ihr gelang, die äußere Fassung zu bewahren.

Dr. Gilmore war den Befangenen ein großer Beistand. Er war in der besten Laune und führte die Unterhaltung mit rastloser Munterkeit. Sultana unterstützte ihn nach Kräften. Die schönen blauen Augen, deren wechselnden Ausdruck Raden so gut zu deuten gelernt hatte, sahen flehend zu ihm auf. Helfen Sie meiner Schwester, schien das süße, kummervolle Gesicht ihm zu sagen, und Sie helfen auch mir.

Nach beendetem Mahle blieben Dr. Gilmore und Raden allein am Tisch zurück. Der Diener, der ausgeschickt worden war, etwas über Anna Gatherick und Frau Clemens in Erfahrung zu bringen, kam, um seinen Bericht zu erstatten.

»Nun, was haben Sie ausfindig gemacht?« fragte ihn der Anwalt.

»Die beiden Frauen nahmen auf unserer Station Fahrkarten nach Carlisle.«

»Sie folgten ihnen natürlich dorthin?«

»Ja, aber vergebens.«

»Sie erkundigten sich auf dem Bahnhof nach ihnen?«

»Ja, Herr Anwalt.«

»Und in den verschiedenen Wirtshäusern?«

»Ja, überall, Herr Anwalt.«

»Und den Bericht, den ich Ihnen für die Polizei mitgab, lieferten Sie ab?«

»Ja, ich hielt mich genau an Ihre Befehle, Herr Anwalt.«

»Dann haben Sie alles getan, was Sie konnten. Für den Augenblick,« fuhr der alte Herr fort, nachdem der Diener das Zimmer verlassen hatte, »haben diese beiden Frauen uns überlistet und uns bleibt nichts übrig, als geduldig zu warten, bis der Baron kommt.«

Dr. Gilmore und der Maler folgten jetzt den Damen in das Gesellschaftszimmer. Sultana und der Anwalt setzten sich an den Spieltisch. Frau Dewitz hatte sich wie gewöhnlich in einem bequemen Sessel zum Schlummer niedergelassen.

»Soll ich Ihnen eine Sonate vorspielen, Herr Raden?« fragte Laura, sich ihm mit einem Notenheft in der Hand nähernd. »Ich weiß, Sie hörten Sonaten immer besonders gern.«

Ehe Raden ihr danken konnte, war sie schon am Klavier. Sie schlug einige Akkorde an, dann sah sie sich nach ihm um.

»Wollen Sie nicht Ihren gewohnten Platz einnehmen?« fragte sie mit leiser Stimme.

»Gern. Es ist heute der letzte Abend, an dem ich Sie hören darf.«

»Es tut mir leid, daß Sie abreisen,« erwiderte Laura, während ihre Finger mit fieberhafter Energie über die Tasten eilten.

»Ich werde mich dieser freundlichen Worte noch erinnern, wenn der morgende Tag längst vergangen sein wird.«

»Sprechen Sie nicht von morgen, Herr Raden. Lassen Sie heute abend die Musik in einer glücklicheren Sprache als die unsere zu uns reden,« entgegnete Laura.

Ihre Lippen zuckten, ein schwacher Seufzer, den sie vergebens zu unterdrücken suchte, entstieg ihrer Brust, ihre Finger glitten unsicher über die Tasten, sie schlug eine falsche Note an und ließ die Hände ungeduldig in den Schoß sinken. Sultana und Dr. Gilmore blickten erstaunt vom Spieltisch zu ihr hinüber und Frau Dewitz erwachte durch das plötzliche Verstummen der Musik und fragte, was es gebe,

»Spielen Sie Whist, Herr Raden?« fragte Sultana, ihn bedeutsam anblickend.

Raden erhob sich sofort, um an den Spieltisch zu gehen. Sultana forderte Frau Dewitz auf, gleichfalls an dem Whist teilzunehmen und die Partnerin Radens zu sein.

Laura blieb ruhig vor dem Klavier sitzen. und spielte jetzt ununterbrochen fort. Gegen zehn Uhr trennte sich die kleine Gesellschaft.

»Am nächsten Morgen erschien Raden ungewöhnlich früh im Speisezimmer, aber Laura und Sultana erwarteten ihn bereits. Alle drei setzten sich ernst und traurig zu Tisch. Raden fühlte sich so unglücklich, daß er sich erhob, dem Kampf, den Schein zu bewahren, rasch ein Ende zu machen. Er reichte Sultana, die ihm am nächsten saß, die Hand zum Abschied. Laura wendete sich plötzlich ab und verließ das Zimmer.

»Es ist besser so,« sagte Sultana, als die Tür sich hinter der Schwester schloß, »es ist besser so, für Sie und für Laura.«

Es dauerte einige Augenblicke, ehe Raden seine Selbstbeherrschung wieder gewann.

»Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein,« sagte er. »Habe ich es verdient, daß Sie mir zuweilen schreiben?«

»Sie haben alles verdient, was ich für Sie tun kann, so lange wir beide leben. Wie immer sich die Dinge hier gestalten, Sie sollen es erfahren.«

»Und wenn ich Ihnen je von Nutzen sein kann -« Die Stimme versagte Raden und seine Augen füllten sich mit Tränen.

»Ich will Ihnen vertrauen wie einem Bruder, wenn je die Zeit kommt, wo wir Ihrer Hilfe bedürfen sollten.« erwiderte Sultana, ihm beide Hände reichend. »Warten Sie hier noch eine Weile, bis Sie ganz gefaßt und ruhig sind. Ich gehe, um Ihnen vom Balkon aus so lange nachzusehen, wie ich Sie noch erblicken kann.«

Sultana verließ das Zimmer und Raden wendete sich dem Fenster zu, um gefaßt und ruhig zu erscheinen, ehe er Schloß Limmerig für immer den Rücken kehrte.

Noch war keine Minute vergangen, als die Tür sich wieder öffnete und er das leise Rauschen eines Frauenkleides hörte. Er drehte sich um und sah Laura am anderen Ende des Zimmers. Zögernd blieb sie stehen, als sie merkte, daß sie mit Raden allein war. Dann kam sie mit jenem Mut, den die Frauen bei unwichtigen Vorfällen so leicht, bei bedeutsamen so selten verlieren, näher.

»Ich war nur fortgegangen,« sagte sie, »um das zu holen. Es wird Sie vielleicht an Ihren Aufenthalt bei uns und an die Freunde erinnern, die Sie hier zurücklassen. Sie sagten mir, ich habe große Fortschritte gemacht, als ich diese Landschaft zeichnete, und ich dachte mir, es werde Ihnen ein -«

Das Gesicht abgewendet, hielt sie ihm das Blatt entgegen, auf dem sie eine Skizze des Gartenhäuschens, in dem sie zum ersten Male mit ihm zusammengetroffen war, gezeichnet hatte. Das Blatt zitterte in ihrer Hand, als sie es ihm überreichte, es zitterte in der seinigen, als er es ihr abnahm.

»Es wird mich nie verlassen, so lange ich lebe,« erwiderte er, »es wird immer mein kostbarster Schatz sein. Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür und ebenso dankbar dafür, daß Sie mich nicht abreisen ließen, ohne daß ich Ihnen Lebewohl sagen durfte.«

»O, wie hätte ich das tun können, nachdem wir so viele glückliche Tage mit einander verlebten.«

»Diese Tage werden voraussichtlich nie wiederkehren, gnädiges Fräulein. Unsere Lebenswege gehen hinfort sehr weit auseinander. Sollte aber je die Zeit kommen, wo die Ergebenheit meines ganzen Herzens, meiner ganzen Seele und meiner ganzen Kraft Ihnen auch nur einen Augenblick des Glückes zu verschaffen oder einen Augenblick des Kummers zu ersparen vermöchte, so vergessen Sie meiner nicht, zählen Sie unbedingt auf mich. Ihre Fräulein Schwester hat mir versprochen, mir ihr Vertrauen zu schenken, wollen Sie es mir auch versprechen?«

»Ich verspreche es Ihnen von ganzem Herzen.«

»Sie haben viele Freunde, deren teuerste Hoffnung Ihre glückliche Zukunft ist. Gestatten Sie mir, Ihnen beim Abschied zu sagen, daß sie auch mir die teuerste Hoffnung ist?«

Tränen stürzten ihr über die Wangen.

»Um Gottes willen,« rief sie, sich auf den Tisch stützend, »gehen Sie, o gehen Sie.«

Das Geheimnis ihres Herzens verriet sich in diesen Worten. Raden hatte kein Recht mehr, zu bleiben, Noch ein letzter Blick- und die Tür schloß sich hinter ihm.

10.

Erst am Samstag nachmittag wurde Dr. Gilmore von Cäsar von Morton empfangen, doch sowie der Anwalt von der Angelegenheit zu sprechen anfing, die ihn nach Limmerig geführt hatte, schloß er die Augen und versicherte, der Zustand seiner Nerven gestatte ihm nicht, sich mit diesen Dingen zu befassen. Alles, was der Anwalt aus ihm herausbringen konnte, war, daß er die Heirat seiner Nichte las eine abgemachte Sache betrachte, daß ihr verstorbener Vater sie gewünscht habe, daß Baron von Senden eine glänzende Partie sei und er als Onkel und Vormund sich glücklich schätzen werde, wenn er mit allem Weiteren verschont wurde. Den Ehevertrag solle der Anwalt mit Fräulein Halpern und der Braut beraten, er als Vormund wolle sich nur darauf beschränken, im rechten Augenblick zu allem »Ja« zu sagen.

Cäsar von Morton, ein durch und durch selbstsüchtiger Junggeselle, hatte nur den lebenslänglichen Nießbrauch des Gutes Limmerig und der dazu gehörenden Einkünfte. Dr. Gilmore war deshalb über den Erfolg seiner Unterredung mit dem ihm seit dreißig Jahren bekannten Schloßherrn weder erstaunt noch enttäuscht. -

Am Sonntag erhielt Dr. Gilmore einen Brief von dem Anwalt des Barons von Senden, worin der Empfang der Abschrift des anonymen Briefes bestätigt wurde. Montag kam der Baron an. Sein Aeußeres und seine Manieren machten keinen unangenehmen Eindruck auf den Rechtsgelehrten, obwohl er älter aussah, als er erwartet hatte. Seine Bewegungen waren so gewandt und seine Stimmung hatte etwas so Gleichmäßiges wie die eines jungen Menschen. Laura war bei seiner Ankunft nicht zugegen, aber sie erschien wenige Minuten später, ihn zu begrüßen, doch blieb sie in seiner Gegenwart befangen und gedrückt und benützte die erste Gelegenheit, sich wieder zurückzuziehen. Der Baron beachtete weder ihre kühle Zurückhaltung, noch ihr plötzliches Verschwinden aus der Gesellschaft.

Er hatte ihr seine Aufmerksamkeiten nicht aufgenötigt, während sie anwesend war, und er versagte sich jede Anspielung auf das Verschwinden seiner Braut. Den anonymen Brief brachte er selbst zur Sprache, nachdem Laura sich entfernt hatte. Auf seinem Wege von Hampshire hatte er sich auch in London aufgehalten und bei seinem Anwalt die ihm von Dr. Gilmore zurückgeschickten Schriftstücke gelesen. Er wünschte die Schwestern wie den Anwalt durch die bündigsten Erklärungen zu beruhigen.

Frau Gatherick, erzählte er, hatte ihm durch die seiner Familie geleisteten treuen Dienste einige Verpflichtungen auferlegt. Von ihrem Manne schon nach kurzer Ehe verlassen, hatte sie noch das Unglück, daß ihre Tochter schon von Kindheit an schwachsinnig war. Trotzdem Frau Gatherick nach einem Orte übergesiedelt war, der von des Barons Gütern ziemlich entfernt war, hatte er doch Sorge getragen, die Schwergeprüfte nicht aus dem Gesicht zu verlieren. Die geistige Zerrüttung ihrer Tochter nahm mit den Jahren in einem Grade zu, daß es endlich nicht mehr zu umgehen war, sie in einer Irrenanstalt unterzubringen. Frau Gatherick selbst erkannte die Notwendigkeit an, wollte aber ihr einziges Kind nicht einer öffentlichen Anstalt übergeben, und der Baron übernahm es, die Kosten für eine Privatirrenanstalt zu bestreiten. Leider hatte das Mädchen entdeckt, daß der Baron bei der Unterbringung der Armen im Irrenhause mitgewirkt, und ihn fortan mit bitterstem Hasse verfolgt. In dem anonymen Brief hatte sie diesem Haß Ausdruck gegeben.

Der Baron war bereit, den Namen der Anstalt und der beiden Aerzte zu nennen, auf deren Zeugnis Anna in die Anstalt aufgenommen worden war.

Dr. Gilmore versicherte, die Erklärung des Barons befriedige ihn in jeder Weise, doch Senden bestand darauf, daß Sultana sofort an Frau Gatherick schreibe und von ihr die Bestätigung dessen verlange, was er soeben erzählt hatte.

Er ging an den Schreibtisch, rückte einen Stuhl heran und öffnete die Schreibmappe.

»Ich bitte Sie dringend, den Brief zu schreiben,« wiederholte er. Sie brauchen Frau Gatherick nur zwei Fragen vorzulegen, ob sie die Unterbringung ihrer Tochter gewünscht und ob sie davon Kenntnis gehabt habe, ferner, ob mein Anteil an der Sache ihren Dank verdiente.«

Als Sultana mit dem Briefe fertig war, stand sie vom Schreibtisch auf und überreichte dem Baron das offene Blatt. Er verbeugte sich, faltete es zusammen, ohne einen Blick daraus zu werfen, schrieb die Adresse und gab es Sultana zurück.

»Hat Anna Gatherick meine Braut gesehen?« erkundigte er sich noch.

»Nein.«

»Oder Sie, gnädiges Fräulein?«

»Auch nicht.«

»Also nur einen gewissen Herrn Raden, einen Gast dieses Hauses, der ihr zufällig auf dem Friedhof begegnete?«

»Ja, sonst niemand.« .

»Ist Ihnen bekannt geworden, wo Anna Gatherick wohnte, als sie sich in dieser Gegend aufhielt?«

»Ja, bei dem Pächter Todd auf dem Lindenhof.«

»Es ist eine Pflicht, die wir alle der Armen schuldig sind, Erkundigungen über sie einzuziehen. Vielleicht hat sie den Pächtersleuten etwas gesagt, was uns dazu verhelfen kann,« fuhr der Baron fort. »Ich werde hingehen und mich danach erkundigen. Ueber den peinlichen Gegenstand mit Laura zu sprechen, ist mir nicht gut möglich, ich erlaube mir deshalb, Sie, liebe Sultana, zu bitten, ihr die nötigen Aufschlüsse zu geben, natürlich erst, wenn Sie Antwort auf Ihren Brief erhalten werden.«

Sultana versprach, seinen Wunsch zu erfüllen, der Baron dankte ihr und verließ das Zimmer.

»Ein sorgenvoller Tag hat gut geendet,« bemerkte Dr. Gilmore,

»ich freue mich, daß Sie befriedigt sind,« erwiderte Sultana.

»Ich? Nun, mit diesem Briefe in der Hand sind Sie es doch wohl auch?«

»O ja, wie könnte es anders sein?«

11.

Bei Tisch traf die ganze Gesellschaft wieder zusammen. Der Baron war in so guter Laune und so geräuschvoll, daß Gilmore ihn kaum wiedererkannte; nur in seinem Benehmen gegen Laura war er derselbe geblieben. Ein Wort oder ein Blick von ihr unterbrach seine heiterste Rede und genügte, daß er ihr sofort seine ganze Aufmerksamkeit zuwendete. Obgleich er sie nie offen in die Unterhaltung zu ziehen suchte, ließ er doch keine Gelegenheit vorübergehen, sie wie zufällig darein zu verwickeln. Laura blieb ihm gegenüber immer gleich kühl und gemessen.

Am nächsten Vormittag ging der Baron in Begleitung eines Dieners, der ihm den Weg zeigte, nach dem Lindenhof. Seine Nachfragen waren erfolglos. Bei seiner Rückkehr hatte er eine Unterredung mit Herrn von Morton und später machte er mit Sultana einen Spazierritt.

Am Mittwoch brachte die Post Frau Gathericks Antwort auf Sultanas Brief.

»Gnädiges Fräulein!« schrieb sie. »Erlauben Sie mir, Ihnen zu bestätigen, daß meine Tochter Anna mit meinem Wissen und meiner Einwilligung unter ärztliche Aufsicht gestellt wurde, und daß Herr Baron Paul von Senden für seine menschenfreundlichen Bemühungen in dieser Angelegenheit meinen tiefsten Dank verdient.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Silvia Gatherick.«

Sultana übernahm es, ihre Schwester mit dem bekannt zu machen, was der Baron zu seiner Rechtfertigung vorgebracht, und daß sich alles zu seinen Gunsten aufgeklärt hatte. Auf dem mit ihm gemeinsam unternommenen Spazierritt hatte er sich zu Sultana in der uneigennützigsten und ritterlichsten Weise über sein Verhältnis zu Laura ausgesprochen. Er habe bemerkt, gestand er seiner Schwägerin, daß seine Braut sehr verstimmt sei, und er wolle die Veränderung in ihrem Wesen während seines gegenwärtigen Besuches sehr gern jener Verstimmung zuschreiben, doch wenn dieser Veränderung eine ernstere Ursache zugrunde liege, beschwöre er sie und Herrn von Morton, keinerlei Zwang auf Laura auszuüben. Das einzige, was er erbitte, wäre, daß seine Braut sich noch einmal der Umstände erinnere, unter welchen ihre Verlobung stattgefunden habe und welcher Art sein Benehmen vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft bis zur Stunde gewesen sei. Wünsche sie nach reiflicher Ueberlegung, daß er auf die Ehre, ihr Gemahl zu werden, verzichte, und wolle sie ihm das von Angesicht zu Angesicht sagen, so werde er ihr das schwere Opfer bringen, sie ihres Wortes zu entbinden und ihr die Freiheit zurückzugeben.

Dr. Gilmore, dem Sultana diese Unterredung wiederholte, fand die Gesinnung und die Handlungsweise des Barons der höchsten Anerkennung wert.

»Und dennoch kann ich die Verantwortlichkeit nicht auf mich nehmen,« entgegnete Sultana, »meine Schwester zu dieser Heirat zu überreden.«

»Das verlangt der Baron auch gar nicht. Er hat Sie im Gegenteil gebeten, Lauras Neigung keinerlei Zwang anzutun,« rief der Anwalt erstaunt.

»Aber er nötigt mich dazu, wenn ich ihr seinen Auftrag übermittle.«

»Wie wäre das möglich?«

»Sie kennen Laura's Charakter seit den Tagen ihrer Kindheit, Herr Anwalt. »Wenn ich sie auffordere, sich der Umstände ihrer Verlobung zu erinnern, wende ich mich an zwei der stärksten Gefühle ihrer Natur, an ihre Liebe zu dem Andenken ihres Vaters und an ihre unerschütterliche Wahrhaftigkeit. Sie wissen, daß sie noch nie in ihrem Leben ein Versprechen gebrochen hat

und daß sie in diese Verlobung zu Anfang der schweren Krankheit ihres Vaters einwilligte, der auf seinem Sterbebett voll Hoffnung und Freude von der Verheiratung seiner Tochter mit dem Baron sprach.«

»Sie glauben doch nicht, daß der Baron von vornherein auf einen solchen Erfolg spekulierte?«

»Würde ich auch nur einen Augenblick in der Gesellschaft eines Menschen geblieben sein, den ich einer solchen Schlechtigkeit für fähig hielte?«

»Unter allen Umständen hat der Baron das Recht, zu verlangen,« rief Dr. Gilmore, »daß seine Braut ihre Verlobung von jedem Gesichtspunkte aus reiflich überlege, ehe sie ihn auffordert, sie von ihrem Wort zu entbinden. Wenn jener unglückselige Brief sie gegen ihn eingenommen, so sagen Sie ihr, daß er sich in Ihren und meinen Augen vollkommen gerechtfertigt hat. Was kann sie dann noch gegen ihn einwenden, welche Entschuldigungen möglicherweise dafür haben, ihre Meinung über einen Mann zu ändern, mit dem sie schon seit zwei Jahren verlobt ist?«

»In den Augen des Gesetzes und der Vernunft keine. Herr Anwalt. Wenn Laura noch zögert und wenn auch noch zu keinem Entschluß kommen kann, müssen Sie unser seltsames Verhalten einer Laune zuschreiben, für die wir Ihren Tadel hinzunehmen haben.«

Mit diesen Worten erhob sich Sultana und ging.

Dr. Gilmore war überzeugt, daß Sultana und Laura ihm und dem Baron ein Geheimnis zu verbergen hatten.

Laura hörte ihrer Schwester ruhig zu, als sie ihr die Briefgeschichte erklärte, als sie ihr aber mitteilte, daß der Baron nach Limmerig gekommen sei, sie zu bitten, den Tag für ihre Hochzeit festzusetzen, wollte sie durchaus nichts weiter hören. Sie verlangte ganz entschieden Bedenkzeit. Vor Ablauf des Jahres sollte der Baron eine ganz bestimmte Antwort haben. Sie hatte in solcher Angst und Aufregung um diesen Aufschub gebeten, daß Sultana ihr versprochen, ihn auszuwirken. Noch ferner auf eine Erörterung der Heiratsfrage einzugehen, lehnte Laura mit aller Energie ab.

Dr. Gilmore war mit dieser Wendung der Dinge nicht zufrieden. Er hatte am Morgen von seinem Kompagnon einen Brief bekommen, der ihn nötigte, schon am anderen Tage nach London zurückzukehren. Es war höchst wahrscheinlich, daß er im Laufe des Jahres nicht mehr Gelegenheit finden würde, seinen Besuch in Limmerig zu wiederholen. Sollte Laura sich trotz ihrer augenblicklichen Weigerung schließlich doch noch entschließen, den Baron zu heiraten, so wurde eine persönliche Unterredung des Anwalts mit ihr vor Aufsetzung des Ehevertrages fast zur Unmöglichkeit und Dinge, die mündlich zu besprechen von höchster Wichtigkeit war, mußten als dann schriftlich erledigt werden. Der Anwalt erwähnte dieser Schwierigkeit nicht, bis der Baron sich über den zu gewährenden Aufschub geäußert hatte. Der Bräutigam war von zu ritterlicher Gesinnung, um den Wunsch seiner Braut nicht sofort zu erfüllen. Erst als Sultana den alten Herrn davon unterrichtet hatte, wie Paul von Senden über diese Angelegenheit denke, eröffnete er ihr, daß er Laura unbedingt sprechen müsse, ehe er Limmerig verlasse; es wurde deshalb bestimmt, daß er sie am nächsten Morgen in ihrem Zimmer aufsuchen solle. Laura erschien weder bei Tisch, noch schloß sie sich am Abend der Gesellschaft an. Unter dem Vorwand, nicht wohl zu sein, ließ sie ihr Fernbleiben entschuldigen.

Am folgenden Morgen begab sich Dr. Gilmore unmittelbar nach dem Frühstück zu Laura. Das Mädchen sah so blaß und traurig aus, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, der wankelmütigen Braut Vorwürfe zu machen, wie er sich am Abend vorgenommen hatte.

»Ich komme, mich von ihnen zu verabschieden, liebes Kind,« begann er. »Zu meinem größten Bedauern muß ich noch heute abreisen, zuvor aber habe ich noch Verschiedenes über Ihre eigenen Angelegenheiten mit Ihnen

zu besprechen. Als alter Freund Ihrer Eltern darf ich Sie wohl an Ihre bevorstehende Verheiratung mit dem Baron von Senden erinnern.«

»Ist es unbedingt notwendig, von meiner Verheiratung zu sprechen?« fragte Laura mit leiser Stimme.

»Es ist insofern notwendig,« erwiderte der Anwalt, »als ich vorbereitet sein muß, Ihren Ehevertrag aufzusetzen, und das ist nicht gut möglich, wenn ich nicht von Ihnen gehört habe, was Sie darin aufgenommen zu sehen wünschen. Ich werde Sie in wenigen Worten unterrichten, wie Ihre Lage augenblicklich ist und wie sie sich in Zukunft gestalten könnte,«

Dr. Gilmore setzte Laura nun auseinander, welches ihre Aussichten waren, wenn sie mündig sein werde, und was sie bei dem Tode ihres Onkels zu erwarten hatte, und machte sie auf den Unterschied zwischen dem Besitz aufmerksam, von dem sie nur den Nießbrauch, und dem, über den sie vollständig freie Verfügung haben werde.

»Und nun,« schloß der Anwalt, »sagen Sie mir, ob Sie wünschen, daß ich irgendwelche besondere Bedingungen in den Ehevertrag aufnehme, die natürlich Ihrem Herrn Onkel als Ihrem Vormund zur Genehmigung vorgelegt werden müssen, da Sie noch nicht mündig sind.«

»Wenn ich, wenn - ich ihn wirklich heirate,« stotterte Laura, »so geben Sie nicht zu, daß er mich von Sultana trenne. O, bester Herr Anwalt, machen Sie es ihm zur unverbrüchlichen Bedingung, daß Sultana bei mir bleibe!«

Laura's Blicke wie ihre Worte verrieten ein verzweifeltes Festhalten an der Vergangenheit, das für die Zukunft nichts Gutes bedeutete.

»Daß Ihre Schwester bei Ihnen bleibe, kann leicht durch ein Privatabkommen bestimmt werden,« erwiderte Dr. Gilmore. »Ich glaube, Sie haben meine Frage kaum verstanden. Sie bezog sich auf Ihr Vermögen und Ihre Geldangelegenheiten. Gesetzt, Sie wollten ein Testament machen, wenn Sie erst mündig sind, wem würden Sie Ihr Vermögen zu hinterlassen wünschen ?«

»Sultana war mir alles, Mutter und Schwester. Darf ich ihr nicht mein ganzes Vermögen hinterlassen, Herr Anwalt?«

»Gewiß, liebes Kind. Aber bedenken Sie, eine wie große Summe das ist.«

»Ich möchte auch noch einem anderen ein Andenken an mich hinterlassen, wenn es mir gestattet würde,« entgegnete sie. Ihre Augen füllten sich mit Tränen und schluchzend verbarg sie ihr Gesicht in den Händen.

»Weinen Sie nicht, liebes Kind,« bat Dr. Gilmore, »wir wollen die Sache vorläufig als erledigt betrachten. Sie haben mir genug gesagt, um mich zu ermächtigen, Ihre Interessen nach Kräften zu wahren; die Einzelheiten können wir später feststellen. Sprechen wir jetzt von etwas anderem.«

Die ganze Unterredung hatte kaum eine halbe Stunde gedauert. Dr. Gilmore war mit der Ueberzeugung zu Laura gekommen, daß der Baron alle Ursache habe, sich über ihr Benehmen gegen ihn zu beklagen; er verließ sie mit der heimlichen Hoffnung, daß sie ihn beim Worte nehmen und von ihm verlangen werde, sie freizugeben,

Kurz vor seiner Abreise hatte Dr. Gilmore Gelegenheit einen Augenblick mit Sultana allein zu sprechen.

»Haben Sie Laura alles gesagt, was Sie ihr zu sagen wünschten ?« fragte sie.

»Ja, Sie ist sehr nervös, Ich freue mich, daß Sie bei ihr sind, sich ihrer anzunehmen.«

»Sie haben Ihre Ansicht über Laura geändert, Herr Anwalt,« bemerkte Sultana; »Sie sind heute geneigter, Entschuldigungen für sie gelten zu lassen, als gestern.«

»Geben Sie mir Nachricht über alles, was sich zuträgt,« erwiderte der Anwalt ausweichend. »Ich werde nichts tun, bis Sie mir geschrieben haben werden.«

»Ich wünschte, es wäre alles vorüber, glücklich vorüber, Herr Anwalt, und so geht es sicher auch Ihnen. Gute Reise, Herr Anwalt,« Mit diesen Worten verabschiedete sich Sultana von Dr. Gilmore.

Baron von Senden ließ es sich nicht nehmen, den alten Herrn bis zum Wagen zu begleiten.

»Wenn Sie je in die Nähe meines Gutes kommen, Herr Anwalt,« sagte er, »bitte ich Sie, nicht zu vergessen, daß ich aufrichtig wünsche, unsere Bekanntschaft zu befestigen. Der treue und bewährte Freund der Mortonschen Familie wird mir immer ein lieber Gast sein.«

12

Eine Woche war bereits nach der Heimkehr Gilmore's verstrichen, ohne daß er irgend eine Mitteilung von Sultana empfangen hätte,

Am achten Tage traf ein Brief von ihr ein. Sie zeigte dem alten Herrn an, daß Laura eingewilligt habe, Paul von Senden's Frau zu werden, und daß die Hochzeit Ende Dezember stattfinden werde. Laura's einundzwanzigster Geburtstag war erst im nächsten März, sie wurde also drei Monate vor ihrer Mündigkeit die Frau des Barons.

Die lakonische Kürze des Briefes verstimmte Dr. Gilmore. In kaum sechs Zeilen hatte Sultana ihm angekündigt, wann die Hochzeit stattfinden werde, in noch dreien, daß Baron von Senden nach Hampshire zurückgekehrt sei, und in zwei weiteren Sätzen, daß Laura einer Luftveränderung bedürfe und mit ihr nach Yorkshire zum Besuch bei einer befreundeten Familie gehe.

Dr. Gilmore hatte jetzt die Aufgabe, den Ehevertrag aufzusetzen, in dem auch die Vermögensverhältnisse der Braut eine wichtige Rolle zu spielen hatten. Nach dem Tode ihres Onkels war Laura, wenn dieser kinderlos starb, die Erbin des Schlosses und des Gutes Limmerig. Ihr persönliches Eigentum war ein nicht unbedeutendes Vermögen, das nach ihres Vaters letztwilligen Bestimmungen am Tage ihrer Mündigkeit zu freier Verfügung auf sie überging, Außer diesen dreißigtausend Pfund hatte sie den Zinsgenuß eines Kapitals von zehntausend Pfund, einer Summe, die bei ihrem Ableben ihrer Tante Leonore, der einzigen Schwester ihres Vaters, zufiel.

Philipp von Morton, Laura's Vater, hatte mit seiner Schwester Leonore in sehr herzlichem Einvernehmen gelebt, so lange sie unverheiratet war, bis sie sich, nicht mehr jung, mit dem italienischen Grafen Fosco verheiratete, der zwar kein reicher Mann, aber auch kein vermögensloser Abenteurer war. Der Graf besaß ein nicht sehr bedeutendes, aber hinreichendes Einkommen, hatte viele Jahre in England gelebt und verkehrte in den besten Gesellschaftskreisen. Trotz dieser günstigen Umstände vermochte Philipp von Morton seine Abneigung und sein Mißtrauen gegen den geschmeidigen Ausländer nicht zu überwinden. Er versagte der Schwester seine Einwilligung zu dieser Verbindung, und als sie dessenungeachtet den Grafen heiratete, brach er alle Beziehungen zu ihr ab und strich sogar ihren Namen aus seinem Testament. In späteren Jahren ließ er sich durch Laura's Bitten dazu bewegen, der Schwester ein Legat auszusetzen, das ihr jedoch erst nach dem Tode seiner Tochter zufallen sollte. In Anbetracht des Alters der beiden Damen war die Aussicht der Tante auf den Besitz der zehntausend Pfund nach dem gewöhnlichen Gange der Natur eine sehr zweifelhafte.

Den schwierigsten Punkt für den Ehevertrag bildeten die dreißigtausend Pfund, die nach erreichter Volljährigkeit Laura's unbeschränktes Eigentum wurden, Dr. Gilmore wünschte in den Ehevertrag die Bedingung aufzunehmen, die Zinsen dieser Summe sollten Laura für Lebenszeit sichergestellt werden, nach ihrem Tode dem Baron, das Kapital selbst aber den Kindern dieser Ehe zufallen. In Ermangelung von Leibeserben sollte über das Kapital nach Wunsch der Frau verfügt werden, zu welchem Zweck Dr. Gilmore ihr das Recht vorbehielt, ein Testament zu machen.

In weniger als einer Woche nach dem Empfang von Sultana's Brief hatte Dr. Gilmore den Ehevertrag entworfen und dem Anwalt des Barons zur Genehmigung eingeschickt.

Nach Verlauf von zwei Tagen erhielt Dr. Gilmore das Schriftstück mit den Anmerkungen Leonor Andley's, des Anwalts Baron von Senden's, wieder zurück.

»Das Kapital muß an Baron Paul von Senden übergeben, wenn seine Frau vor ihm stirbt und keine Leibeserben zurückbleiben,« schrieb er.

Das hieß also, daß von den ganzen dreißigtausend Pfund weder Sultana noch einem anderen Mitgliede der Familie Laura's ein Heller zukommen und, wenn sie ohne Kinder starb, alles in die Tasche des Barons gleiten sollte.

Dr. Gilmore beantwortete den Vorschlag Andley's ebenso kurz wie scharf: »Ich bestehe darauf, daß die von Ihnen beanstandete Klausel in dem Ehevertrag Fräulein von Morton's unverändert bleibe.«

Die Erwiderung kam nach einer Viertelstunde:

»Ich gehe von meiner Forderung unter keinen Umständen ab.«

Den beiden Anwälten blieb jetzt kein anderer Weg, als die Entscheidung ihren beiderseitigen Klienten zu übertragen.

Wie die Sachen standen, mußte Dr. Gilmore sich an den Vormund der minderjährigen Braut, Cäsar von Morton wenden. Seine Antwort ließ nicht lange auf sich warten:

»Wozu sich mit fernen Möglichkeiten quälen? Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß eine Frau von einundzwanzig Jahren eher und ohne Kinder sterben werde, als ein Mann von fünfundvierzig.«

Aergerlich warf Dr. Gilmore diesen albernen Brief beiseite, als gerade an seine Tür geklopft wurde und Leonor Andly, der Anwalt des Barons von Senden, bei ihm eintrat.

»Der Zufall führte mich eben an Ihrem Hause vorüber verehrter Herr Kollege, und da wollte ich gleich mal nachsehen, ob Sie mir etwas zu sagen hätten,« rief er, Gilmore herzlich die Hand schüttelnd. »Unsere kleine Meinungsverschiedenheit werden wir am Ende mündlich besser beseitigen können. Haben Sie schon von Ihrem Klienten gehört?«

»Ja. Haben Sie von dem Baron gehört?«

»Ach Gott, ich wünschte, er hätte sich mir gegenüber auf das Bestimmteste ausgesprochen, aber er will mir die Verantwortlichkeit durchaus nicht abnehmen. Tun Sie, was Ihnen in meinem Interesse recht scheint, und denken Sie sich, daß ich mich persönlich von der Sache zurückgezogen hätte, bis alles vorüber ist, wiederholt er mir beständig. Was kann ich in dieser Lage tun, als sein Interesse bis zum Aeußersten verteidigen?«

»Sie bestehen also auf der Abänderung jener Klausel?«

»Muß ich nicht? Bitte, lassen Sie mich jetzt hören, was Ihre Partei zu der Sache sagt?«

»Dreißigtausend Pfund sind eine zu bedeutende Summe, um von der Familie des Fräulein von Morton schon nach Zweitägiger Ueberlegung aufgegeben zu werden,« erwiderte Dr. Gilmore ausweichend.

»Das ist wahr,« stimmte Andly zu.

»Ein gegenseitiges Uebereinkommen, durch welches sowohl das Interesse der Familie Laura von Morton's wie das ihres künftigen Gatten gewahrt wird,« fuhr Dr. Gilmore fort, »würde meinen Klienten vielleicht nicht so erschreckt haben. Was ist das Mindeste, das Sie annehmen würden ?«

»Ich kann mich auf ein Mindergebot leider nicht einlassen, es muß die volle Summe sein, Herr Kollege,« entgegnete Andly.

»Heute ist Freitag, warten wir mit der Entscheidung bis zum Dienstag.«

»Ich habe nichts dagegen, auch noch länger zu warten, wenn Sie es wünschen,« erwiderte Andly, seinen Hut nehmend, um zu gehen. »Haben die Herrschaften in Cumberland nichts mehr von der Person gehört, die den anonymen Brief schrieb?«

»O,Nein. Haben Sie vielleicht eine Spur von ihr entdeckt?«

»Noch nicht. Baron von Senden glaubt, daß jemand sie versteckt halte, und die Person, die er in Verdacht hat, lassen wir überwachen.«

»Sie meinen die alte Frau, die mit ihr in Cumberland war?«

»Nein, unser Verdacht richtet sich auf einen Mann hier in London, der, wie wir vermuten, ihr bei der Flucht aus der Irrenanstalt behilflich war. Der Baron war dafür, ihn auf der Stelle ins Verhör zu nehmen, aber ich erklärte ihm, das würde nur den Erfolg haben, ihn zur Vorsicht zu veranlassen. Wir werden aufpassen und warten. Nächsten Dienstag hoffe ich das Vergnügen zu haben, von Ihnen einen Bescheid zu erhalten.«

Um nichts zu versäumen, was für Laura getan werden könnte, beschloß Dr. Gilmore, wieder nach Cumberland zu fahren, und mit Cäsar von Morton im Interesse seiner Nichte persönlich zu unterhandeln.

Auf dem Wege zum Bahnhof begegnete er Lambert Raden.

»Sind Sie schon lange wieder aus Cumberland zurück, Herr Anwalt?« fragte der junge Mann. »Fräulein Halpern schrieb mir neulich, daß Baron von Senden in jeder Weise befriedigende Aufklärungen gegeben habe. Wissen Sie vielleicht, ob die Hochzeit bald stattfinden werde?«

»Ich halte das für sehr wahrscheinlich, Herr Raden,« entgegnete Dr. Gilmore kühl, »Sie scheinen leidend gewesen zu sein, seit ich Sie zum letzten Male sah.«

Ja, ich fühle mich seit einiger Zeit nicht ganz wohl. Ich bedarf einer Veränderung des Aufenthalts und der Beschäftigung. Sie haben einen großen Bekanntenkreis, Herr Anwalt. Sollten Sie von irgend einer Expedition in überseeische Länder hören, bei der man einen Maler braucht, so würde ich Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mich für diese Stelle empfehlen wollten.«

»Wenn ich von einem solchen Unternehmen etwas hören werde,« erwiderte der Anwalt, durch Raden's offenbaren Kummer milder gestimmt, »werde ich nicht ermangeln, mich Ihrer zu erinnern. Ich reise heute in Geschäftsangelegenheiten nach Limmerig. Sultana Halpern und Laura von Morton sind aber augenblicklich nicht zu Hause, sondern zu Besuch bei einer befreundeten Familie.«

Lambert Raden drückte dem Anwalt die Hand und verschwand in der Menge.

13.

Schloß Limmerig war bedrückend still und leer.

Cäsar von Morton empfing den unwillkommenen Gast nur widerwillig.

»Ich kam hierher ohne Rücksicht auf die vielen Unbequemlichkeiten, die damit verbunden waren,« begann der Anwalt, »um den Interessen Ihrer Nichte und Ihrer Familie zu dienen, und glaube mir einigermaßen das Recht erworben zu haben, dafür mit Ihrer Aufmerksamkeit beehrt zu werden. Der Zweck meines Besuches ist, Sie ernstlich zu bitten, Ihre letzte Entscheidung inbetreff des Ehevertrages Ihrer Nichte noch einmal reiflich zu erwägen. Gestatten Sie mir, Ihnen die Sache noch einmal vorzutragen.«

»Sie sind unerbittlich und herzlos, Gilmore, doch fahren Sie fort.«

Der Anwalt setzte ihm die Angelegenheit in jedem erdenklichen Licht auseinander.

»Sie guter Gilmore,« entgegnete Morton, »wie schön, wie anerkennenswert ist diese Beharrlichkeit, ganz geeignet, auch den Widerstrebendsten mit der menschlichen Natur zu versöhnen.« .

»Geben Sie mir eine bestimmte Antwort auf eine bestimmte Frage, Herr von Morton. Ich wiederhole Ihnen noch einmal, Baron von Senden hat nicht den Schatten eines Rechtes, mehr als die Zinsen des seiner Frau gehörenden Kapitals zu erwarten, das, wenn Ihre Nichte keine Kinder hat, wieder an Ihre Familie zurückfallen sollte. Wenn Sie fest bleiben, wird der Baron nachgeben müssen oder sich dem beschämenden Verdacht aussetzen, Fräulein van Morton nur des Geldes wegen zu heiraten.«

»Ihr Vorurteil gegen den Baron scheint unüberwindlich.«

»Ich habe keinerlei Vorurteile gegen ihn, aber jeder Rechtskundige wird Ihnen sagen, daß es gegen die Regel ist, das Vermögen der Frau ganz ihrem Manne zu überantworten, und sich weigern, dem Manne ein Interesse von dreißigtausend Pfund an dem Tode seiner Frau, ohne jede schützende gesetzliche Vorsichtsmaßregel, zu geben. Sie sollen die ganze Verantwortlichkeit dieses schimpflichen Handels auf Ihre eigenen Schultern nehmen, ehe ich dieses Zimmer verlasse.«

»Bitte, nein, o nein! Bedenken Sie, wie kostbar Ihre Zeit ist, und verschwenden Sie diese kostbare Zeit doch nicht so unnütz. Sie wollen mich, sich selbst, den Baron und die arme Laura ärgern - und das alles, um den Folgen eines höchst unwahrscheinlichen, fast undenkbaren Vorkommnisses vorzubeugen. Nein, Freund, um des Friedens und der Ruhe willen, entschieden nein!«

»Das heißt, Sie verharren bei dem Entschluß, den Sie mir schon brieflich ausgesprochen haben?«

»Ja. Es freut mich, daß wir einander endlich verstehen.«

»Was sich auch immer in der Zukunft ereignen möge, erinnern Sie sich wohl, daß ich meine Pflicht getan und Sie gewarnt habe. Als treuer Freund Ihrer Familie sage ich Ihnen zum Abschied, daß, wenn ich eine Tochter hätte, ich sie nimmermehr mit einem Manne wer er auch sei, unter solchen Bedingungen verheiraten würde, wie Sie mich zwingen, sie in dem Ehevertrag Ihrer Nichte zuzugestehen.«

Mit dem nächsten Zuge kehrte Dr. Gilmore wieder nach London zurück.

14.

Sultana hatte mit Schrecken wahrgenommen, daß die Liebe zu Lambert Raden in Laura's Herzen tiefer wurzelte, als sie für möglich gehalten.

Als Dr. Gilmore abgereist war, eilte Sultana, die Schwester aufzusuchen.

»Ich freue mich, daß du kommst, Sultana,« rief Laura, sie neben sich auf das Sopha ziehend. »Sultana, ich kann das nicht länger ertragen, ich will und muß ein Ende machen.«

»Sage mir ruhig, was du zu tun wünschest, Teuerste. Hat Dr. Gilmore dir einen Rat gegeben?«

»Nein, nicht über das, woran ich jetzt denke. Um meiner selbst, um unser aller willen muß ich meinen Mut zusammennehmen, es zu beenden.«

»Meinst du den Mut, deine Freiheit zurück zu verlangen?«

»Nein, Sultana, das kann, das darf ich nicht. Ich will mein Leid nicht noch durch das Bewußtsein erhöhen, mein Versprechen gebrochen und die letzten Worte meines sterbenden Vaters mißachtet zu haben.«

»Was beabsichtigst du zu tun?«

»Paul von Senden die volle Wahrheit zu sagen, damit er mich freigebe, weil er alles weiß, nicht, weil ich ihn darum bitte.«

»Es wird genügen, wenn du dem Baron sagst, daß es dir widerstrebt, seine Frau zu werden.«

»Kann ich ihm das sagen, nachdem ich auf Veranlassung meines Vaters und mit meiner freien Zustimmung seine Braut wurde? Ohne Freudigkeit, doch auch ohne Groll gegen mein Geschick würde ich mein Paul von Senden verpfändetes Wort eingelöst haben, Sultana, wenn nicht eine andere Liebe in meinem Herzen erblüht wäre, eine Liebe, von der ich nichts ahnte, als ich mich mit dem Baron verlobte.«

»Du wirst dich nicht so tief erniedrigen, Laura, ihm das zu gestehen!«

»Ich würde mich in der Tat erniedrigen, wenn ich meine Freiheit von ihm zurückverlangte; ohne daß ich ihm mitteilte, was zu erfahren sein gutes Recht ist.«

»Er hat nicht den Schatten eines Rechtes, es zu erfahren.«

»Du bist im Irrtum, Sultana! Ich darf niemand hintergehen, am allerwenigsten den Mann, dem mein Vater mich zur Frau bestimmte und dem ich freiwillig mein Wort gab. - Du liebst mich so sehr und bist so stolz auf mich, zu vergessen, was ich in diesem Falle zu tun verpflichtet bin. Besser, Paul von Senden beurteile mich ungerecht, als daß ich zuerst in Gedanken gegen ihn falsch bin und dann eine so niedrige Gesinnung zeige, meinem eigenen Interesse dadurch zu dienen, diese Falschheit vor ihm geheim zu halten.«

Zum ersten Male in ihrem Leben hatten die Schwestern die Rollen getauscht. Alle Entschlossenheit war auf Laura's, alle Zaghaftigkeit auf Sultana's Seite.

»Zürne mir nicht, Sultana,« bat Laura, der Schwester Schweigen mißdeutend. »Ich habe schon seit mehreren Tagen sehr ernst darüber nachgedacht, und wenn mein Gewissen mir sagt, daß ich recht tue, kann ich mich auf meinen Mut verlassen. Morgen werde ich in deiner Gegenwart mit Senden sprechen. Es wird mir das Herz erleichtern, dieser erbärmlichen Verheimlichung ein Ende zu machen. Wenn ich erst wieder in dem befreienden Bewußtsein aufatme, daß ich keinen Betrug zu verantworten habe, werde ich mich ohne Bangen dem fügen, was er zu bestimmen für gut finden wird.«

Bei Tisch benahm sich Laura an diesem Abend unbefangener als während der ganzen letzten Zeit. Ehe sie sich zurückzog, ersuchte sie den Baron, sich

morgen nach dem Frühstück in ihr Zimmer zu bemühen und ihr dort in Gegenwart ihrer Schwester eine Unterredung zu bewilligen. Er wechselte die Farbe und ein leichtes Zittern durchrieselte ihn. Der nächste Morgen würde über seine Zukunft entscheiden, das wußte er offenbar.

Sultana war tief verstimmt durch einen Brief Lambert Raden's, der auch ihr die Bitte vortrug, sich für ihn zu verwenden, daß er bei einem Unternehmen gewisser Forschungsreisender eine Anstellung finde. Außer anderem, was sein Gemüt bedrücke, quäle es ihn, sich auf Schritt und Tritt von fremden Männern verfolgt und überwacht zu sehen.

Der Baron erschien nicht zum Frühstück. Er war auf seinem Zimmer mit dem Schreiben von Briefen beschäftigt. Um elf Uhr wollte er sich die Ehre geben, Fräulein Halpern und Fräulein von Morton seine Aufwartung zu machen.

Als die Stutzzuhr auf dem Kaminsims elf schlug, klopfte der Baron an die Tür und trat ein. Unterdrückte Besorgnis und kaum zu beherrschende Aufregung verriet sich in jedem Zuge seines Gesichts. Der trockene Husten, der ihn gewöhnlich belästigte, schien ihn mehr als je zu quälen. Er setzte sich den Schwestern gegenüber.

Mit sichtbarer Anstrengung seine gewohnte Unbefangenheit bewahrend, sprach er einige Worte, aber seine Stimme klang unsicher und sein Blick wanderte unstet umher. Mitten im Satz brach er ab, außer Stande, seine Verlegenheit zu verbergen.

»Ich wünsche über einen Gegenstand mit Ihnen zu sprechen, der für uns Beide von größter Wichtigkeit ist,« redete Laura ihn an. »Meine Schwester ist zugegen, weil ihre Anwesenheit mir Mut gibt. Ich habe von Sultana gehört, daß es nur meiner Bitte bedarf, um Sie zu veranlassen, mir mein Wort zurückzugeben. Für dieses großmütige Anerbieten spreche ich Ihnen meinen Dank aus, lehne es aber ab.«

Senden's Gesicht erhellte sich ein wenig und er schien wie befreit aufzuatmen, doch seine Unruhe und seine Angst bekundeten sich durch ein nervöses Zittern, das seinen ganzen Körper erschütterte.

»Ich habe nicht vergessen,« fuhr Laura fort, »daß Sie sich meines Vaters Einwilligung erbaten, ehe Sie mich mit Ihrem Heiratsantrag beehrten. Vielleicht haben auch Sie nicht vergessen, daß ich Ihnen damals erwiderte, es sei meines Vaters Einfluß und Rat gewesen, der mich bestimmte, Ihnen mein Jawort zu geben.«

»Darf ich fragen, ob ich mich jemals des Vertrauens unwürdig bewiesen, das zu besitzen bisher mein größtes Glück war?«

»Ich habe in Ihrem ganzen Verhalten nie etwas Tadelnswertes entdeckt. Sie haben mich immer mit der gleichen Nachsicht behandelt und mir nie eine Entschuldigung gegeben, selbst wenn ich einer solchen bedürfte, um von Ihnen die Lösung meiner Verpflichtung zu erbitten. Was ich Ihnen bis jetzt sagte, habe ich in dem Wunsch gesprochen, meine ganze Verpflichtung Ihnen gegenüber anzuerkennen. Meine Achtung für diese Verpflichtung, meine ehrerbietige Rücksicht auf das Andenken meines Vaters verbieten mir, unser Verhältnis zu lösen. Ihnen allein steht es zu, es aufzuheben.«

»Mir? Welchen Grund könnte ich haben, mich zurückzuziehen ?« |

»Einen Grund, den Ihnen mitzuteilen mir sehr schwer wird. Es hat in mir eine Veränderung stattgefunden, die von hinreichender Bedeutung ist, um Sie vollkommen zu rechtfertigen, wenn Sie unser Verhältnis lösen.«

»Welche Veränderung?«

»Ich glaube, die zärtlichste und innigste Zuneigung der Frau sollte ihrem Gatten gehören,« sagte sie. »Als wir uns verlobten, hatte ich eine solche Zuneigung noch zu vergeben und konnte ich es versuchen, die Ihrige zu gewinnen. Wollen Sie mir verzeihen und nachsichtig gegen mich sein, wenn ich Ihnen gestehe, daß meine Gefühle seither eine Wandlung erfahren

haben?«

Paul von Senden erwiderte nichts. Er schien vollständig unbewegt. Weder unterdrückter Zorn, noch verborgener Kummer war aus seinen Zügen zu lesen.

»Ich hoffe, daß ich Ihnen mein peinliches Geständnis nicht vergebens gemacht habe,« fuhr Laura fort, »und daß ich mir damit Ihr volles Vertrauen für das erworben habe, was ich Ihnen noch weiter zu sagen wünsche.«

»Ich bitte Sie, dessen versichert zu sein,« entgegnete Senden lebhaft und mit Wärme. Sein Gesicht drückte die gespannteste Erwartung aus.

»Ich möchte, Sie begriffen, daß ich nicht aus irgend einem selbstsüchtigen Beweggrund gesprochen habe. Wenn Sie nach dem, was Sie von mir gehört haben, auf die Verbindung mit mir verzichten, werde ich nicht etwa daran denken, einem anderen zu gehören, sondern in diesem Verzicht nur die Erlaubnis sehen, unvermählt zu bleiben. Meine Schuld gegen Sie nahm ihren Anfang und ihr Ende in meinen Gedanken, sie kann niemals weiter gehen. Zwischen dem, dessen ich jetzt zum ersten und zum letzten Male erwähne, und mir ist noch nie ein Wort über unsere Gefühle gewechselt worden, noch ist es wahrscheinlich, daß wir einander je im Leben wieder begegnen werden. Ich bitte Sie, mir zu glauben, daß ich Ihnen in allem die lautere Wahrheit gesagt habe, die Wahrheit, die zu hören Sie unbedingt das Recht haben. Von Ihrer Großmut erwarte ich Verzeihung, von Ihrer Ehrenhaftigkeit, daß Sie mein Geheimnis bewahren werden.«

»Ihr Vertrauen soll in keiner Weise getäuscht werden,« erwiderte der Baron mit einem Blick, als erwarte er, noch mehr zu hören.

»Ich habe Ihnen alles gesagt, was ich zu sagen wünschte,« antwortete Laura auf diesen Blick, »mehr als genug, Sie zu rechtfertigen, wenn Sie unsere Verlobung aufheben.«

»Sie haben mir mehr als genug gesagt, es zum Ziel meiner heißesten Wünsche zu machen, daß unsere Verlobung nicht gelöst werde und ich Sie sehr bald meine Frau nennen dürfe,« rief Senden, sich rasch erhebend, um sich ihr einige Schritte zu nähern.

Laura zuckte zusammen, ein Schrei der Ueberraschung entrang sich ihren Lippen. In ihrem eigenen Denken und Fühlen wahr, edel und hochsinnig, hatte sie sich in dem Manne getäuscht, in dem sie den gleichen Edelmut, die gleiche Herzensreinheit voraussetzte, von der sie selbst sich in ihrer Handlungsweise bestimmen ließ.

»Sie gestatten mir, darüber zu entscheiden, ob ich auf Ihre Hand verzichte oder mich an Ihr Wort halten wolle,« fuhr er fort. »Ich bin nicht herzlos genug, der edelsten und besten der Frauen zu entsagen.«

Er sprach mit so leidenschaftlicher Begeisterung und doch mit so rührendem Zartgefühl, daß sie errötend zu ihm aufsah.

»Nein,« sagte sie fest, »die beklagenswerteste der Frauen, wenn sie den Mann heiraten muß, dem sie ihre Liebe nicht geben kann.«

»ist es nicht möglich, daß er sie in der Zukunft gewinnt, wenn sein ganzes Streben darauf gerichtet sein wird, sie zu verdienen?«

»Niemals! Wenn Sie darauf bestehen, daß ich Ihre Frau werde, dürfen Sie mit Zuversicht darauf rechnen, daß ich Ihnen immer eine pflichttreue und ergebene Gefährtin, doch nie eine liebende Gattin sein werde.«

»Ich nehme das Versprechen Ihrer Treue dankbar an. Das Geringste, was Sie mir zu bieten haben, ist mehr für mich als das Höchste, was ich von jeder anderen Frau zu erwarten hätte,« beteuerte Senden, Lauras Hand an seine Lippen ziehend.

Sich vor ihr und Sultana verbeugend, verließ er schweigend das Zimmer.

»Ich muß mich in das Unabänderliche fügen, so gut ich kann, Sultana,« seufzte Laura. »Mein neues Leben legt mir schwere Pflichten auf und eine

dieser Pflichten habe ich schon heute zu erfüllen.«

Sie trat an den kleinen Tisch, auf dem ihre Zeichengerätschaften lagen, packte sie zusammen und verschloß sie in ein Geheimfach ihres Schreibtisches. Den Schlüssel übergab sie Sultana.

»Ich muß mich von allem trennen, was mich an ihn erinnert,« sagte sie. »Verwahre du den Schlüssel, ich werde ihn nie wieder brauchen.«

Ehe Sultana ihr etwas erwidern konnte, hatte sie Lambert Radens Skizzenbuch aus dem Bücherschrank genommen und einen Kuß darauf gedrückt.

»O Laura! Laura!« rief Sultana, nicht zürnend, nicht vorwurfsvoll, nur tiefbekümmert.

»Es ist das letzte Mal, Sultana,« entschuldigte sich Laura. »Ich sage ihm für immer Lebewohl. Da, nimm auch das hin. Ihr schreibt einander. So lange ich lebe, sage ihm nie, daß ich unglücklich bin. Betrübe ihn nicht, Sultana; um meinetwillen, betrübe ihn nicht. Wenn ich vor ihm sterbe, versprich mir, ihm dieses Skizzenbuch mit einer Locke meines Haares zurückzugeben und ihm zu sagen, was er von meinen eigenen Lippen niemals hören darf, daß ich ihn liebte!«

Schluchzend warf sie sich der Schwester an den Hals, die sie vergebens zu beruhigen suchte.

Eine Stunde später war sie, vom Weinen erschöpft, auf dem Sopha eingeschlummert. Als sie wieder erwachte, erzählte ihr Sultana, daß Onkel Cäsar, dem Wunsche des Barons entsprechend, die Hochzeit auf einen der letzten Tage des Dezember anberaumt sehen möchte.

»Der Onkel hat recht,« entgegnete Laura zu Sultanas höchstem Erstaunen. »Ich habe euch allen schon Verdruß genug verursacht, ich will euch nicht noch mehr Kummer machen. Ueberlass' es Paul »den Tag zu bestimmen. Ich bin mit meinem alten Leben fertig. Die verhängnisvolle Stunde naht nicht weniger sicher, wenn ich sie hinausschiebe.«

Zu Sultanas unaussprechlichem Aerger hatte Paul von Senden unter dem Schein wohlwollender Nachgiebigkeit alles erreicht, was zu erreichen der Zweck seines Besuches in Limmerig gewesen, und er war nach Hampshire zurückgekehrt, auf seinem Gut alles zum Empfang seiner jungen Frau vorzubereiten.

Lambert Raden hatte inzwischen die gewünschte Anstellung bei einem Unternehmen gefunden, das ihn zunächst auf ein halbes Jahr nach Zentralamerika führte.

15.

Die Vorbereitungen zu Lauras Hochzeit wurden getroffen. Der Baron schrieb seiner Braut fast täglich. Er teilte ihr mit, daß er beabsichtige, mit ihr den Winter in Italien zu verleben, sollte sie diesen Plan nicht billigen, so werde er ebenso gern mit ihr nach London gehen.

In beiden Fällen war eine Trennung zwischen Sultana und Laura unvermeidlich, daß war die Braut überzeugt, ihre Schwester werde sie begleiten, und nicht wenig enttäuscht, als sie hörte, daran sei nicht zu denken.

Am 16. Dezember traf Baron von Senden in Limmerig ein. Er sah sorgenvoll aus, sprach und lachte aber wie ein Mensch in bester Laune, überreichte Laura einen kostbaren Schmuck als Brautgeschenk und fiel nur unangenehm durch seine beständige Unruhe und Nervosität auf. Sultana, die nicht ganz wohl fühlte, unternahm am Nachmittag einen ihrer langen Spaziergänge über die Heide. Nachdem sie ungefähr eine halbe Stunde rüstig ausgeschritten war, kam ihr der Baron aus der Richtung des Lindenhofes entgegen. Er wartete nicht, bis sie ihrer Verwunderung Ausdruck gab, sondern erzählte ihr lächelnd, daß er bei den Pächtersleuten gewesen sei, um nachzufragen, ob man dort wieder etwas über Anna Gatherick gehört habe.

»Nun, erfuhren Sie etwas Neues?« erkundigte sich Sultana.

»Nein, nicht das Geringste. Ich fange an, zu befürchten, daß wir sie verloren haben. Wissen Sie vielleicht, ob der junge Maler, Herr Raden, in der Lage wäre, uns Auskunft über sie zu geben?«

»Er hat sie weder gesehen, noch von ihr gehört, seit er Cumberland verließ,« entgegnete Sultana.

»Sehr traurig,« rief der Baron, als ob er sich unangenehm getäuscht, sah aber aus, als ob er sich ungemein erleichtert fühle. »Es ist unmöglich, zu sagen, welches Mißgeschick dem armen Geschöpf inzwischen schon zugestoßen sein kann. Es kränkt mich außerordentlich, daß es mir, all meiner Bemühungen ungeachtet, nicht gelungen ist, die Unglückliche wieder der Obhut zu übergeben, deren sie so dringend bedarf.«

Sultana fand es sehr liebenswürdig von dem Baron, daß er am Vorabend seiner Hochzeit den weiten Weg nach dem Lindenhof nicht gescheut hatte, Erkundigungen über seinen geistesschwachen Schützling einzuziehen. Sie benützte auch gleich die Gelegenheit, mit ihm über den Wunsch Laura's zu sprechen, daß sie nach deren Verheiratung zu ihr übersiedle. Kaum hatte sie davon angefangen, als er ihre Hand ergriff und ihr versicherte, sie habe gerade das ausgesprochen, was er sich als eine große Gunst von ihr zu erbitten wünschte.

Nachdem Sultana ihm in ihrem und ihrer Schwester Namen für seine rücksichtsvolle Güte gedankt hatte, wendete sich die Unterhaltung anderen Gegenständen zu. Sie plauderten von der Hochzeitsreise der Neuvermählten und der englischen Gesellschaft in Rom, in die Laura eingeführt werden sollte. Der Baron erwähnte mehrere Namen, darunter auch den eines Ausländers, des Grafen Fosco, mit dem sie irgendwo auf dem Festlande zusammentreffen würden.

Daß eine Annäherung zwischen dem Grafen Fosco und seiner Frau, der Tante Laura's, die sich ihrer Nichte aus Groll gegen deren verstorbenen Vater fern gehalten hatte, und der künftigen Baronin von Senden geplant, war Sultana eine sehr willkommene Nachricht. Paul von Senden und der Graf waren alte Bekannte und ihren Frauen blieb keine andere Wahl, als einander höflich zu begegnen. Gräfin Leonore Fosco war als Mädchen ein bis zur Albernheit eitles und anmaßendes Geschöpf gewesen, ihrem Gatten, versicherte der Baron, sei es gelungen, sie zur Vernunft zu bringen.

Vor vielen Jahren hatte der Graf auf den Stufen der Trinita del Monta in Rom Paul von Senden aus den Händen zweier Mordgesellen befreit, von welchen der Fremde überfallen und bereits verwundet worden war. Außer dieser Geschichte wußten die Schwestern nichts von dem Italiener.

Je näher der Hochzeitstag rückte, desto unruhiger und aufgeregter schien der Baron. Sein trockener Husten quälte ihn unausgesetzt. Er ging beständig aus und ein, und von einer seltsamen Neugier ergriffen, bestürmte er jeden Fremden der ins Schloß kam, mit einer Menge von Fragen. Laura saß still und bleich in ihrem Zimmer,.

»Teures Kind,« dachte Sultana, »Wie verlassen bist du, trotz all deines Reichtums und all deiner Schönheit. Der einzige Mann, der sein Herzblut hergeben würde, dir zu dienen, wird fern von dir auf gefahrvoller Meeresfahrt umhergetrieben. Wer bleibt dir sonst noch? Weder Vater noch Bruder, nur die selbst hilflose Schwester, die angstvoll in die Zukunft blickt.«

Der Hochzeitsmorgen war rauh und trübe. Die Braut schien wunderbar gefaßt, Sultana dagegen sah furchtbar verstört aus. Es war ihr, als müsse sich etwas ereignen, die Heirat noch im letzten Augenblick zu verhindern. Um drei Uhr war alles vorüber und die Neuvermählten befanden sich unterwegs nach Italien.

16.

Sechs Monate waren vergangen, seit Laura an der Seite ihres Mannes Schloß Limmerig verlassen hatte. Das junge Ehepaar hatte den ganzen Winter in Italien verlebt und war darauf nach Tyrol gereist. Ende Juni kehrte es in Begleitung des Grafen Fosco und seiner Frau zurück, die sich in der Nähe Londons niederzulassen beabsichtigten und versprochen hatten, die Sommermonate in Brandon, dem Herrensitze der Senden, zu verbringen.

Sultana war schon einen Tag vor der Ankunft ihrer Schwester und ihres Schwagers in Brandon eingetroffen. Laura, die mehr als zur Genüge Aufregungen und Abwechselungen gehabt hatte, freute sich auf die ländliche Ruhe und Zurückgezogenheit.

Das Herrenhaus erhob sich auf einer Ebene und war ganz von Bäumen eingeschlossen. Die Wirtschafterin, eine sehr höfliche, aufmerksame Frau, hatte Sultana in die für sie bestimmten Zimmer begleitet, aber trotz der späten Stunde dachte diese noch nicht daran, zu Bett zu gehen. In der fieberhaften Ungeduld, mit der sie ihre Schwester erwartete, hätte sie doch keinen Schlaf finden können. Ihre Gedanken kehrten zu der Vergangenheit und all den seltsamen Ereignissen zurück, die ihr Gemüt so nachhaltig erschüttert hatten. Von Lambert Raden hatte sie nach seiner Landung in Honduras ein einziges Mal gehört. Ueber Anna Gatherick und Frau Clemens hatte niemand wieder etwas in Erfahrung gebracht, sogar Leonor Andly, der Anwalt des Barons, hatte seine Nachforschungen nach den Verschwundenen aufgegeben. Auch mit Dr. Gilmore, dem treuen zuverlässigen Freunde, beschäftigten sich ihre Gedanken. Der alte Herr hatte einen Schlaganfall gehabt, war genötigt gewesen, für längere Zeit seine Berufstätigkeit aufzugeben, und lebte jetzt bei Verwandten in Deutschland. Frau Dewitz war es in Limmerig zu einsam gewesen und sie hatte sich deshalb zum Besuch ihrer Schwester nach Clapbham begeben. Von Laura wußte Sultana trotz ihres regen Briefverkehrs sehr wenig. In all ihren Mitteilungen war nicht die leiseste Spur zu entdecken, daß zwischen ihr und ihrem Manne irgend welche Sympathie bestehe.

Dasselbe Schweigen, das die junge Frau in Bezug auf den Charakter und das Betragen ihres Mannes beobachtete, bewahrte sie auch bei den seltenen Gelegenheiten, wo sie seines Busenfreundes, des Grafen Fosco, erwähnte.

Aus irgend einem unerklärten Grunde schienen der Graf -und die Gräfin im Herbst ihre Pläne plötzlich geändert zu haben und nach Wien gegangen zu sein, statt in Rom mit den Sendens zusammenzutreffen. Erst im Frühling verließen sie Wien und reisten dem jungen Ehepaar bis nach Tyrol entgegen. Ueber ihre Tante schrieb Laura ziemlich ausführlich. Sie fand sie sehr zu ihrem Vorteil verändert und ruhiger und vernünftiger als früher. Von dem Grafen bemerkte sie nur, er sei ihr ein Rätsel; welchen Eindruck er auf sie gemacht habe, werde sie der Schwester erst offenbaren wenn diese sich selbst ein Urteil über ihn gebildet habe.

Am nächsten Morgen durchwanderte Sultana das Schloß und die Parkanlagen, bis sie zu einem düsteren See gelangte, an dessen rechtem Ufer sich ein kleines hölzernes Gebäude erhob. In den Schuppen eintretend, entdeckte sie, daß der sehr verfallene Bau früher ein Bootshaus gewesen und später zu einer Laube eingerichtet worden war, in deren Mitte, von Bänke und Rohrsesseln umgeben, ein runder Tisch stand,

Sultana war kaum eine Minute im Bootshause, als ein leises Röcheln, das unter der Bank heraufzukommen schien, sie aufschreckte. Sich bückend, suchte sie unter der Bank nach der Ursache dieses seltsamen Geräusches, und erblickte einen kleinen weißen Wachtelhund. Das Tierchen winselte kläglich, rührte sich aber nicht. Auf seinem glatten weißen Fell waren große Blutflecke zu sehen. In tiefen Mitleid hob Sultana das Hündchen auf, wickelte

es in ihr Taschentuch und nahm es mit in das Schloß und auf ihr Zimmer, wo sie ihm in einem kleinen Korbe ein Lager zurecht machte und dem Stubenmädchen klingelte, das sofort erschien,

»Wissen Sie, wem dieser Hund gehört?« fragte Sultana.

»Nein, aber angeschossen hat ihn ganz sicher Baxter.«

»Wer ist Baxter?«

»Der Wildhüter. Wenn er fremde Hunde im Park findet, schießt er auf sie. Das arme Tier wird wohl bald verenden.«

»Schicken Sie mir die Wirtschafterin,« befahl Sultana, die von dem sehr einfältigen Mädchen keine ausreichende Hilfe für das Hündchen erwartete.

Die Haushälterin, eine kluge und gewandte Person, brachte gleich Milch und warmes Wasser mit. Sowie sie den Hund sah, fuhr sie erschrocken zusammen und wechselte die Farbe.

»Mein Gott, das muß Frau Gatherick's Hund sein,« rief sie.

»Wessen Hund?« fragte Sultana im höchsten Erstaunen.

»Frau Gatherick's. Sie scheinen Frau Gatherick zu kennen, gnädiges Fräulein.«

»Nicht persönlich, aber ich habe von ihr gehört. Wohnt sie hier? Hat sie Nachrichten von ihrer Tochter ?«

»Nein, sie kam hierher, um sich nach ihrer Tochter zu erkundigen.«

»Wann?«

»Erst gestern. Sie erzählte, sie habe gehört, daß jemand eine Fremde, deren Beschreibung auf ihre Tochter passe, in dieser Gegend gesehen habe. Wir haben von diesem Gerücht nichts erfahren und auch im Dorfe, wo ich für Frau Gatherick Erkundigungen einziehen ließ, wußte man nichts davon. Sie hatte den kleinen Hund mit, als sie hier war, und er trabte hinter ihr drein, als sie wieder fortging. Wo fanden Sie das Hündchen, gnädiges Fräulein.«

»In dem alten Schuppen am See.«

»Das arme Tier wird sich aus der Tannenschonung nach dem nächsten Obdach geschleppt haben.«

Während die Wirtschafterin sich um das todwunde Tierchen bemühte und Sultana ihm etwas Milch einzuflößen suchte, dachten beide an Frau Gatherick.

»Wohnt Frau Gatherick hier in der Nähe?« fragte Sultana.

»Ach nein, sie wohnt in Welming, beinahe am anderen Ende der Grafschaft.«

»Kennen Sie Frau Gatherick schon lange?«

»Nein, ich habe sie gestern zum ersten Male gesehen, aber davon gehört, wie edelmütig der Herr Baron für ihre geisteskranke Tochter sorgte. Frau Gatherick ist eine etwas sonderbare Person, doch von sehr achtbarem Aussehen. Sie schien sehr betrübt darüber, daß sich das Gerücht von dem Auftauchen ihrer Tochter in dieser Gegend nicht bewahrheitete.«

»Hielt sie sich lange bei Ihnen auf?«

»Ein ganze Weile, und sie wäre noch länger geblieben, hätte man mich nicht zu einem fremden Herrn gerufen, der zu wissen wünschte, wann der Herr Baron zurückerwartet werde. Ehe sie ging, bat sie mich noch seltsamerweise, ich möchte dem Herrn Baron nichts davon sagen, daß sie hier gewesen sei.«

Auch Sultana fand diese Bitte merkwürdig. Der Baron hatte sich in Limmerig den Anschein gegeben, als ob zwischen ihm und dieser Frau Gatherick vollkommenes Vertrauen herrsche. War das der Fall, weshalb wünschte sie ihm ihren Besuch in Brandon zu verheimlichen?

»Vielleicht fürchtete sie,« erwiderte Sultana, »der Baron werde, wenn er von ihrem Besuche höre, unangenehm daran erinnert werden, daß ihre

verschwundene Tochter noch immer nicht aufgefunden sei. Sprach sie viel über die Arme?«

»Sehr wenig. Es schien sie mehr zu verdrießen als zu betrüben, daß sie keine Spur von ihrer Tochter entdecken konnte. Sie erkundigte sich nur noch sehr angelegentlich, ob die Frau Baronin schön und liebenswürdig sei. Ach Gott, das arme Tierchen ist schon verendet,« seufzte die Haushälterin, sich mit dem toten Hündchen entfernend.

»Also in Welming wohnt Frau Gatherick,« sagte sich Sultana. »Ich habe ihre Antwort auf den Brief noch, den Paul mich an sie zu schreiben nötigte. Nächster Tage will ich die Gelegenheit suchen, bei ihr vorzusprechen, und ihre Zuschrift als Empfehlung mitnehmen. Ich begreife nicht, weshalb sie ihren Besuch in Brandon dem Baron zu verheimlichen wünscht, und ich bin durchaus nicht so fest davon überzeugt, wie die Haushälterin, daß die arme Anna sich nicht hier in der Gegend verbirgt.«

Am Abend begrüßten die Schwestern einander mit stürmischer Zärtlichkeit. Sultana fand die junge Frau sehr verändert, im Aeußern wie in ihrem Charakter, Ihr Auftreten war sicherer u. unbefangener als in ihren Mädchenjahren, aber es fehlte ihr die frühere Frische, der zauberhafte Wechsel in ihren Zügen, die sie für alle so unwiderstehlich gemacht hatte.

»Hast du in jüngster Zeit viele Briefe geschrieben und empfangen, Sultana?« fragte Laura, als sie mit der Schwester allein war. »Hast du von ihm gehört? Ist er glücklich und haben seine Gemälde ihm schon einen Namen gemacht? Hat er sich ganz beruhigt und mich vergessen?«

Sultana, die sie nicht ermutigen wollte, bei diesem Gegenstand länger zu verweilen, erwiderte ihr wahrheitsgetreu, daß sie ihm seit Monaten weder geschrieben noch von ihm gehört habe, und sprach dann von anderen Dingen.

Baron von Senden schien seit seiner Rückkehr vielerlei Unannehmlichkeiten gehabt zu haben und unter solchen Umständen erscheint der Mensch selten von der vorteilhaften Seite. Sein Husten und seine ungemütliche Unruhe hatten noch zugenommen. In seinem Benehmen gegen Sultana war er nicht mehr so liebenswürdig und artig wie früher.

Die meisten Menschen zeigen im eigenen Hause all die Schattenseiten ihres Charakters, die sie anderwärts sehr gut zu verbergen wissen. Paul von Senden war in Brandon beständig in gereizter Stimmung und seiner Dienerschaft ein sehr strenger Herr.

Die Gräfin Fosco hatte sich in der Tat merkwürdig geändert, seit sie Schloß Limmerig verlassen. Als Leonore von Morton, im Alter von siebenunddreißig Jahren, war sie von rastloser Geschwätzigkeit gewesen, als Gräfin Fosco, im Alter von dreiundvierzig, war sie von ungewöhnlicher Schweigsamkeit. Ihre Hände waren entweder mit einer Stickerei oder mit der Anfertigung kleiner Zigaretten für den besonderen Gebrauch ihres Mannes beschäftigt. Wenn sie ab und zu die kalten grauen Augen erhob, waren sie unfehlbar mit stummer, fragender Unterwürfigkeit auf den Grafen gerichtet. Der einzige Schimmer innern Feuers verriet sich in einer tigerhaften Eifersucht auf jedes weibliche Wesen, mit dem der Graf sprach.

Graf Foscos Gesicht war nicht unschön. Seine Züge erinnerten an die des ersten Napoleon. Seine unergründlichen grauen Augen funkelten zuweilen so kalt und klar, daß jeder Blick sich ihm unwillkürlich zuwendete. Seine Hautfarbe war von einem merkwürdigen fahlen Weiß, welches so auffallend von dem tiefschwarzen Haar abstach, daß Sultana ihn in dem Verdacht hatte, er trage eine Perücke.

Das Englische beherrschte er wie seine Muttersprache. Wenn er einer Dame zuhörte, tat er es mit ruhiger Ehrerbietigkeit und einer Miene aufmerksamen Interesses, der die Frauen selten zu widerstehen vermochten. Groß und auffallend stark, waren seine Bewegungen doch erstaunlich leicht

und geräuschlos, dabei war er trotz seiner ungewöhnlichen Körperkraft ungemein nervös. Wurde er dazu angeregt, so sprach der Graf mit einer kühnen Unabhängigkeit des Geistes, einer Kenntnis von Büchern in allen Sprachen und einer verblüffenden Erfahrung über die vornehme Gesellschaft der meisten europäischen Hauptstädte, die ihn in jeder Versammlung der gebildeten Welt zu einer hervorragenden Persönlichkeit gemacht haben würde. Er war einer der bedeutendsten Chemiker unserer Zeit und hatte auf diesem Gebiete schon sehr wichtige Entdeckungen zu verzeichnen.

Unverkennbar beabsichtigte der Graf, mit allen Hausgenossen auf dem besten Fuße zu leben. Kaum hatte er bemerkt, daß Laura eine große Blumenfreundin war, so Überreichte er ihr täglich einen von ihm selbst gepflückten Strauß, einen zweiten, ganz wie diesen, seiner Frau.

Die Gunst Sultanas suchte er dadurch zu gewinnen, daß er mit ihr so ernst und über so gewichtige Gegenstände sprach, als wäre sie ein Mann. Seltsamerweise war der Graf schon seit vielen Jahren nicht in seinem Vaterland gewesen. Sultana vermutete, er sei das Opfer politischer Verfolgung, doch schien die Liebe zu seinem Vaterland deshalb keineswegs erstorben. Er ließ es sich immer sehr angelegen sein, die in England ansässigen Landsleute nicht aus den Augen zu verlieren, auch stand er mit im Auslande lebenden Italienern in eifrigem Briefverkehr. An dem Abend seiner Ankunft erkundigte er sich, wie weit entfernt Limmerig von der nächsten Stadt wäre und ob der Baron etwa von dort weilenden Italienern Kenntnis habe.

Nachdem der Baron und seine Gäste sich in Brandon bereits nach Neigung und Bequemlichkeit eingerichtet hatten, wurde dem Hausherrn, gerade als die Gesellschaft bei Tisch war, ein Besuch gemeldet.

»Herr Rechtsanwalt Andly ist eben angekommen und wünscht den Herrn Baron sofort zu sprechen,« berichtete der Diener.

Der Baron fuhr zusammen und warf dem jungen Menschen einen unruhigen Blick zu.

»Rechtsanwalt Andly?« wiederholte er, als ob er seinen eigenen Ohren nicht traue.

»Ja, Herr Baron, Rechtsanwalt Andly aus London.«

»Wo ist er?«

»In dem Arbeitszimmer des Herrn Baron.«

Paul von Senden eilte fort, ohne an irgend jemand ein Wort der Entschuldigung zu richten.

»Wer ist dieser Andly?« fragte Laura ihre Schwester.

»ich weiß es nicht,« war alles, was Sultana erwidern konnte.

»Der Rechtsbeistand Ihres Herrn Gemahls,« erklärte Graf Fosco gelassen.

Die Schwestern schienen von dieser Auskunft nicht befriedigt. Wenn der Anwalt von dem Baron nach Brandon berufen worden wäre, würde sein Besuch nichts Verwunderliches für ihn gehabt haben, aber wenn ein solcher Herr von London nach Hampshire kommt, ohne dazu aufgefordert zu sein, und seine Ankunft den Klienten erschreckt, darf mit Zuversicht angenommen werden, daß er wichtige und unerwartete Nachrichten zu überbringen hat.

Der Baron war schon eine Viertelstunde fort, als die Damen sich anschickten, das Speisezimmer zu verlassen. Der Graf, aufmerksam wie gewöhnlich, beeilte sich, ihnen die Tür zu öffnen. Laura und die Gräfin Fosco gingen zuerst hinaus, Gerade als Sultana im Begriff war, ihnen zu folgen, machte der Graf ihr ein Zeichen, zurückzubleiben.

»Ja,« sagte er ruhig, ihren unausgesprochenen Gedanken beantwortend, »ja, es ist etwas vorgefallen.«

Im Vorsaal holte Sultana ihre Schwester ein. Auch Laura gab der Befürchtung Ausdrucke, daß etwas vorgefallen sein müsse.

Zwei Stunden nachdem der Baron sich vom Tisch erhoben hatte, um Rechtsanwalt Andly zu empfangen, hatte Sultana die Tür ihres Zimmers geöffnet, um fortzugehen. Gerade als sie in den Flur hinaustreten wollte, erschienen ihr Schwager und Andly im Vorsaal. Um sie nicht durch ihre Anwesenheit zu stören, zog sie sich wieder zurück, um zu warten, bis die Herren an ihr vorüber wären. Obgleich sie ziemlich leise miteinander sprachen, konnte Sultana doch jedes ihrer Worte hören.

»Sie dürfen vollkommen beruhigt sein, Herr Baron,« sagte der Anwalt, »die Sache liegt ausschließlich in den Händen Ihrer Frau Gemahlin.«

Sultana hielt sich für berechtigt, im Interesse ihrer Schwester weiter zuzuhören.

»Die Frau Baronin,« fuhr Andly fort, »muß in Gegenwart eines Zeugen oder, wenn Sie besonders vorsichtig sein wollen, in Gegenwart zweier Zeugen ihren Namen unterschreiben und dann laut und vernehmlich erklären, daß sie mit allem, was das Schriftstück enthalte, vollkommen einverstanden sei. Ist das innerhalb einer Woche geschehen, so wird alles in bester Ordnung sein und Sie haben nichts mehr zu befürchten, andernfalls -«

»Ach was, wenn es geschehen muß, so soll es geschehen, die Versicherung gebe ich Ihnen, lieber Andly.«

»Sehr gut, Herr Baron, doch wäre es immerhin möglich, daß durch ein unvorhergesehenes Hindernis die Sache sich in dieser Weise nicht machen ließe. In diesem Falle glaube ich die Leute dazu bestimmen zu können, daß sie sich vorläufig mit Wechseln auf drei Monate begnügen. Wie wir aber diese Wechsel zur Zeit einlösen -« . .

»Ach, die Geschichte mit den Wechseln ist eine unnütze Verschleppung. Das Geld ist nur auf die eine Weise zu erlangen, und ich wiederhole Ihnen, es soll auf diese Weise geschafft werden. Trinken Sie noch rasch ein Glas Wein, Freund.«

»Danke, Herr Baron, ich habe keinen Augenblick zu verlieren, wenn ich zur rechten Zeit zum nächsten Zuge nach London ankommen will, Sie werden mich davon benachrichtigen, sobald Sie die Unterschrift Ihrer Frau Gemahlin haben, und die Vorsicht nicht vergessen, die ich Ihnen empfahl.«

»Natürlich nicht. Der Wagen ist schon vorgefahren. Leben Sie wohl.«

Sultana wußte jetzt recht gut, was vorgefallen war. Der Baron befand sich in Geldverlegenheiten, und Laura sollte ihn daraus befreien. Ihre Schwester in ihres Mannes geschäftliche Schwierigkeiten verwickelt zu sehen, war ein Gedanke, der Sultana mit großer Angst erfüllte. Sie gab ihren Spaziergang auf und kehrte zu Laura zurück, um ihr zu erzählen, was sie gehört hatte,

Zu ihrem Erstaunen nahm sie die Mitteilung mit großer Ruhe entgegen. Offenbar war die junge Frau über den Charakter und die Geldverlegenheiten ihres Mannes besser unterrichtet, als die Schwester vermutet hatte.

»Ich fürchtete so etwas schon,« bemerkte sie, »als ich neulich hörte, es sei ein Fremder hier gewesen, der sich geweigert hatte, seinen Namen zu nennen.«

»Und wer, glaubst du, ist dieser Herr gewesen?«

»Ein Mensch, dem Paul viel Geld schuldig ist und in dessen Auftrag der Anwalt uns heute seinen Besuch machte.«

»Du wirst doch nichts unterschreiben, Laura, was du nicht gelesen hast?«

»Gewiß nicht. Was ich nur immer tun kann, ihm zu helfen, will ich gern tun, um dein Leben und das meinige so behaglich und glücklich zu gestalten, wie es unter den obwaltenden Umständen möglich ist, aber ich werde nichts tun, ohne zu wissen, ob ich mich nicht zu etwas verpflichte, dessen wir uns später zu schämen hätten. Wie wäre es, wenn wir jetzt einen Spaziergang in

die Anlagen machten?«

Die Schwestern richteten ihre Schritte dem nächsten schattigen Wege zu. Vor dem Schloß auf und niederwandernd, sonnte sich Graf Fosco in der vollen Glut des heißen Julinachmittags. Er sang Figaros Lied aus dem »Barbier von Sevilla«: »Figaro qua! Figaro la! Figaro su! Figaro giu!«, sich mit der ganzen Anmut eines Jünglings von zwanzig Jahren vor den Damen verneigend.

»Verlaß' dich darauf, Laura, dieser Mensch ist über die Geldverlegenheiten Pauls genau unterrichtet,« rief Sultana, als der Graf sie nicht mehr sehen konnte.

»Weshalb glaubst du das?«

»Wie hätte er sonst wissen können, daß Andly der Rechtsbeistand deines Mannes ist? Und außerdem sagte er mir, ohne daß ich ihn gefragt hatte, daß etwas vorgefallen sei. Sicher weiß er mehr von der Sache als wir Beide.«

»Wenn auch. Hüte dich, ihn ins Vertrauen zu ziehen.«

»Du scheinst eine sehr entschiedene Abneigung gegen ihn zu haben, Was hat er gesagt oder getan, das zu rechtfertigen?«

»Nichts, Sultana. Im Gegenteil, auf unserer Heimreise war er die Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit selbst und oft beschwichtigte er die jähzornigen Aufwallungen Pauls in der rücksichtsvollsten Weise gegen mich. Vielleicht ist meine Abneigung gegen ihn so heftig, weil er einen weit größeren Einfluß auf meinen Mann hat als ich. Sicher ist, daß er mir in tiefster Seele zuwider ist.«

Der übrige Teil des Tages und der Abend verliefen ziemlich friedlich, Sultana und der Graf spielten Schach. Der Baron erwähnte den Besuch seines Anwalts nicht ein einziges Mal. Er war gegen alle so höflich und liebenswürdig wie während seiner Probezeit in Limmerig und gegen seine Frau von rührender Aufmerksamkeit. Die Schwestern errieten nur zu gut, was das zu bedeuten hatte, und Graf Fosco schien es gleichfalls zu wissen. Der Baron sah ihn oft an, als erwarte er, in seinen Blicken Beifall zu lesen.

Auch am andern Morgen beim Frühstück bewahrte der Baron dieselbe Zurückhaltung, eine Stunde später aber kam er in das Wohnzimmer, wo seine Frau und Sultana, zum Ausgeben gerüstet, auf die Gräfin warteten.

»Wo ist Graf Fosco?« fragte er.

»Er muß jeden Augenblick kommen,« erwiderte Laura.

»Die Sache ist die,« fuhr Senden fort, »ich brauche den Grafen und seine Frau zur Erledigung einer geschäftlichen Formalität und auch dich, Laura. Die ganze Geschichte wird kaum eine Minute dauern.« Er hielt inne und schien erst jetzt zu bemerken, daß die Damen ihre Hüte auf hatten. »Kommt ihr eben zurück oder seid ihr im Begriff, auszugehen?«

»Wir hatten die Absicht, dem See einen Besuch abzustatten,« erwiderte Laura, »wenn du aber etwas anderes vorzuschlagen hast -«

»Nein, nein,« entgegnete er hastig, »damit hat es Zeit bis nach Tisch. Ihr wolltet alle zum See hinuntergehen? Ein guter Einfall. Ich schließe mich der Gesellschaft an.«

Sein Benehmen war nicht gut mißzuverstehen, selbst wenn man sich über die mit seinem Charakter so vollkommen in Widerspruch stehende Bereitwilligkeit hätte täuschen können, mit der er die eigenen Pläne den Wünschen Anderer unterordnete. Es war ihm offenbar eine Erleichterung, einen Vorwand zu haben, das Geschäft noch hinauszuschieben.

Der Graf und seine Frau erschienen in diesem Augenblick und die Gesellschaft setzte sich in Bewegung. In der Tannenschonung entfernte sich der Baron von seinen Begleitern, um in dem alten Bootshause wieder mit ihnen zusammenzutreffen.

Das Bootshaus war groß genug, die ganze Gesellschaft aufzunehmen, aber der Baron blieb draußen, sich auf einem abgebrochenen Ast einen Spazierstock zurechtzuschneiden. Die beiden Schwestern und die Gräfin setzten sich auf die Bank, der Graf nahm in einem der Korbsessel Platz.

Es war windig und der Himmel umwölkt und der schnelle Wechsel von Licht und Schatten auf der Wasserfläche verlieh dem wildbewegten See etwas Düsteres und Unheimliches.

»Sieht diese Stelle nicht aus wie für einen Mord geschaffen ?« rief der Baron, an die offene Tür gelehnt.

»Mein lieber Paul,« erwiderte der Graf, »woran denken Sie nur? Das Wasser ist fiel zu flach den Leichnam zu verbergen, und der Sand würde überall die Fußspuren des Mörders zeigen. Nach meiner Ansicht ist die Stelle so ungeeignet wie möglich für einen Mord.«

»Unsinn,« brummte der Baron. »Sie wissen recht gut, was ich meine. Die düstere Umgebung, die einsame Lage.«

»Wenn ein Narr im Sinne hätte, einen Mord zu begehen, würde er wahrscheinlich diesen See zum Schauplatz seines Verbrechens wählen, würde aber ein kluger Mensch sich mit dem Gedanken tragen, einen Mord zu verüben, so wäre das der letzte Ort, für den er sich entschiede.«

»Ich bedaure, daß Sie den See mit etwas so Grauenvollem wie dem Gedanken an Mord und Mörder in Verbindung bringen,« rief Laura, in deren Gesicht sich ihre Abneigung gegen den Grafen nur zu deutlich widerspiegelte. »Verbrecher so scheußlicher Art als Narren zu bezeichnen, ist eine unberechtigte Nachsicht, und sie kluge Leute zu nennen, scheint mir ein Widerspruch. Ich habe immer gehört, daß wahrhaft kluge Menschen jedes Verbrechen verabscheuen.«

»Das sind herrliche Gefühle,« lächelte der Graf, »schade nur, daß das wirkliche Leben sie Lügen straft, gnädige Frau.«

»Sie werden mir kaum ein Beispiel anführen können, Herr Graf, daß jemals ein kluger Mensch ein großer Verbrecher gewesen ist.«

»Sehr wahr! Des Narren Verbrechen ist das, welches entdeckt wird, des Klugen Verbrechen bleiben unentdeckt.«

»Laß dich nicht verblüffen, Laura,« spottete der Baron. »Du kannst ihm auch noch sagen, daß fast jedes Verbrechen durch eigenes Verschulden des Täters an das Licht gebracht wird.«

»Das ist auch meine Ansicht,« stimmte Laura zu.

Der Baron lachte laut und verächtlich, warf seinen Stock wütend zur Erde und ging fort.

»Glauben Sie wirklich, meine Damen,« rief der Graf, »daß Verbrechen durch des Täters eigenes Verschulden entdeckt werden? Bist du auch dieser Ansicht, mein Enge!?« wendete er sich an seine Frau.

»Ich warte, bis ich belehrt worden bin,« erwiderte die Gräfin im Tone eisigen Vorwurfs gegen die beiden Schwestern, »ehe ich mir anmaße, in Gegenwart wohlunterrichteter Männer zu urteilen. Wie denkst du über diesen Gegenstand?«

»Es ist ganz wunderbar, wie leicht die Gesellschaft sich über das Unzulängliche ihrer Einrichtungen tröstet. Die Maschinerie, die sich zur Entdeckung von Verbrechen in Bewegung setzt, ist jammervoll untauglich. Fragen Sie nur bei der Polizei an, wie viele Verbrechen unentdeckt bleiben? Lesen Sie die Zeitungen mit einiger Aufmerksamkeit, Frau Baronin, und Sie werden sich überzeugen, in wie wenigen Fällen die Mörder entdeckt werden, Sie werden sehr bald zu dem Schluß kommen, daß es ungeschickte Verbrecher gibt, die der Polizei in die Arme laufen, und kluge Verbrecher, die niemals entdeckt werden. Ist der Verbrecher ein beschränkter Mensch, so siegt die Polizei, ist er ein energischer, kluger Kopf, so unterliegt die

Polizei, und sie erfahren im allgemeinen nur dann etwas von den Geschehnissen, wenn die Polizei gewinnt. Und auf diesem schwanken Grunde bauen sie Ihre gemütliche Theorie auf, daß Verbrechen durch des Täters eigenes Verschulden entdeckt werden. Ja, alle Verbrechen, von welchen Sie etwas erfahren. Aber wie steht es mit den übrigen?«

»Sehr wahr und vortrefflich begründet,« rief der Baron, der inzwischen wieder zurückgekehrt war, am Eingang des Bootshauses.

»An dem, was Graf Fosco uns auseinandergesetzt hat, mag manches Wahre sein,« erwiderte Sultana, »aber ich sehe nicht ein, weshalb er den Sieg des Verbrechers über die Gesellschaft mit solchem Frohlocken feiert, oder weshalb Sie, Paul, ihm dafür so lauten Beifall zollen?«

»Hören Sie, Fosco?« lachte der Baron. »Folgen Sie meinem Rat, schließen Sie Frieden mit Ihrer Zuhörerschaft.«

»Ja, ja, ich will , ehe ich mir noch mehr in der Meinung der schade,« erwiderte der Graf, sich erhebend.

Plötzlich bemerkte er, daß er einen wertvollen Siegelring, den er an seiner Uhrkette trug, verloren hatte. Er bückte sich, um ihn zu suchen. Die Gräfin Fosco stand auf und gab den Schwestern das Beispiel, das Bootshaus zu räumen, damit ihr Mann ungehindert in allen Winkeln nach dem verlorenen Kleinod suchen könne.

Ehe die Damen sich noch drei Schritte entfernt hatten, entdeckte des Grafen scharfes Auge den Ring unter der Bank. Er rückte sie fort und hob den Ring auf, blickte aber wie hypnotisiert auf einen dunklen Fleck am Boden. Seine Hand zitterte und sein Gesicht war totenbleich.

»Paul,« flüsterte er, »Paul, kommen Sie hierher!«

»Was ist es?« fragte er.

»Sehen Sie dort nichts?« rief der Graf, ihn am Rock zu sich heranziehend und auf die Stelle deutend, wo er den Ring wiedergefunden hatte.

»Nichts als trockenen Sand und in der Mitte einen Schmutzfleck.«

»Nein, es ist kein Schmutz, es ist Blut,« flüsterte der Graf mit heiserer Stimme.

Laura stand so dicht neben dem Grafen, daß sie sein letztes Wort gehört hatte. Mit einem Blick des Entsetzens wendete sie sich der Schwester zu.

»Du brauchst dich nicht zu ängstigen, Laura,« beruhigte sie Sultana. »Es ist nur das Blut eines kleinen Hundes.«

»Woher wissen Sie das?« fragte Senden.

»Ich fand das arme Tier aus einer Wunde blutend hier im Bootshause an dem Tage, wo Ihr von der Reise zurückkehrtet. Das Hündchen, das sich in den Anlagen verlaufen hatte, war von Ihrem Wildhüter erschossen worden.«

»Du hast doch dem armen Tier zu helfen versucht, Sultana?« erkundigte sich Laura voll Mitleid.

»Ja, die Haushälterin und ich, wir bemühten uns beide um das Hündchen, aber es war zu Tode verwundet und verendete unter unseren Händen.«

»War es einer von meinen Hunden?« fragte der Baron.

»Nein.«

»Wem gehörte er denn? Wußte die Wirtschafterin es nicht?«

In diesem Augenblick fiel es Sultana ein, von der Haushälterin gehört zu haben, Frau Gatherick wünsche nicht, daß der Baron etwas von ihrem Besuch in Brandon erfahre. Sie würde auch gern Sendens Frage unbeantwortet gelassen haben, doch in ihrem Verlangen, die allgemeine Aufregung zu besänftigen, war sie schon zu weit gegangen, um zu verschweigen, was sie wußte. Es blieb ihr also nichts weiter übrig, als zu bekennen.

»Ja,« erwiderte sie, »die Haushälterin sagte, er gehöre Frau Gatherick.«

Der Baron war bis dahin im Innern des Bootshauses geblieben, während Sultana von der Tür aus zu ihm sprach, aber kaum war Frau Gatherick erwähnt worden, so drängte er sich ungestüm an dem Grafen vorüber, um sich neben seine Schwägerin zu stellen.

»Woher wußte die Haushälterin, daß der Hund Frau Gatherick gehöre?« rief er, Sultana mit finsterem Blick musternd.

»Frau Gatherick hatte den Hund mitgebracht.«

»Mitgebracht? Wohin mitgebracht?«

»Hierher.«

»Was hatte Frau Gatherick in Brandon zu suchen?«

Empört über die Art und Weise, in welcher der Baron mit ihr sprach, kehrte Sultana ihm den Rücken.

»Gemach, gemach, mein lieber Paul,« sagte in diesem Augenblick der Graf, seine Hand dem Freund auf die Schulter legend.

»Verzeihung, Sultana,« bat der Baron. »Ich habe in letzter Zeit sehr viel Verdrießliches zu erdulden gehabt und das hat mich etwas reizbar gemacht, aber ich möchte gern wissen, was Frau Gatherick hier wollte. Wann war sie in Brandon? War die Haushälterin die einzige Person, mit der sie sprach?«

»Meines Wissens, ja.«

»In diesem Falle sollten Sie von der Haushälterin Auskunft verlangen,« schlug Fosco vor.

»Ganz recht! Wie dumm von mir, nicht selbst daran zu denken,« entgegnete Senden, augenblicklich ins Schloß zurückkehrend.

Des Grafen Beweggrund, sich in das Gespräch zu mischen, verriet sich, gleich nachdem der Baron fortgegangen war. Er richtete eine Menge Fragen über Frau Gatherick und den Zweck ihres Besuches in Brandon an Sultana. Fragen, die er in seines Freundes Gegenwart ihr kaum hätte vorlegen können. Sie antwortete so kurz, wie die Höflichkeit ihr irgend gestattete, doch Laura unterstützte ihn unbewußterweise, indem auch sie von der Schwester diese und jene Auskunft erbat, die Sultana keine andere Wahl ließen, als sie zu beantworten. Die Folge dieses doppelten Verhörs war, daß der Graf nach Verlauf von zehn Minuten beinahe alles über Frau Gatherick und die Ereignisse wußte, welche die Schwestern auf so seltsame Weise mit Anna Gatherick und ihrer Mutter in Verbindung brachten.

Die Wirkung dieser Mitteilungen auf den Grafen war bemerkenswert. So genau er auch über die Privatangelegenheiten Paul von Sendens unterrichtet war, schien er doch weit entfernt, etwas von der wahren Geschichte Anna Gatherick's zu wissen

Während die Fragen und Antworten über Anna Gatherick ausgetauscht wurden, hatten die Vier sich dem Schloß genähert. Das erste, was sie erblickten, war der Wagen des Barons. Das Verhör der Haushälterin schien bereits zu wichtigen Ergebnissen geführt zu haben.

»Will der Baron ausfahren?« erkundigte sich Fosco bei dem Kutscher,

»Ja, der Herr Baron scheint einen weiten Ausflug vorzuhaben, denn für kürzere Fahrten muß ich den Goldfuchs anspannen,« erwiderte der Alte auf dem Bock.

»Als Paul in Cumberland war, scheute er die lange Wanderung nach dem Lindenhof nicht,« sagte sich Sultana, »um Erkundigungen über Anna einzuziehen. Sollte er heute nach Welming fahren, um Frau Gatherick zu besuchen und bei ihr nach Anna zu fragen?«

Im Vorsaal kam der Baron den Schwestern entgegen. Er schien in großer Eile und sah blaß und sorgenvoll aus, war aber dessenungeachtet außerordentlich höflich.

»Ich bedauere unendlich, Euch verlassen zu müssen,« begann er, »aber ich habe eine Fahrt vor, die ich nicht gut aufschieben kann, doch werde ich morgen sehr zeitig wieder zurück sein. Ehe ich gehe, möchte ich die kleine geschäftliche Formalität erledigt haben, von der ich heute früh schon mit dir sprach, Laura, Willst du mich in mein Arbeitszimmer begleiten? Darf ich Sie gleichfalls bemühen, Frau Gräfin? Ich wünsche nur, daß die Frau Gräfin und du mir eine Unterschrift als Zeugen bescheinigt.«

Er öffnete den Damen die Tür seines Zimmers, wartete, bis sie eingetreten waren, und schloß sie hinter ihnen.

Sultana blieb einen Augenblick stehen. Böse Ahnungen zogen durch ihre Seele und schweren Herzens begab sie sich nach ihrem Zimmer. Noch war sie nicht dort, als der Baron ihr nachrief:

»Ich muß Sie bitten, Sultana, noch einmal zurückzukommen. Es ist nicht meine Schuld, sondern die des Grafen,« sagte er unwirsch. »Er hat irgend einen unsinnigen Einwand dagegen erhoben, daß seine Frau Zeugin ist, und mich dadurch gezwungen, Sie um diese Gefälligkeit zu ersuchen.«

Wenige Augenblicke später erschien Sultana, Laura stand wartend vor dem Schreibtisch. Die Gräfin saß neben ihr in einem Sessel, jeder Zug drückte Bewunderung für ihren Mann aus, der sich an dem anderen Ende des Zimmers befand.

Graf Fosco eilte Sultana dienstbeflissen entgegen.

»Ich bitte tausendmal um Verzeihung, gnädiges Fräulein,« rief er. »Sie wissen, daß die Engländer uns Italiener für listig und argwöhnisch halten. Nehmen Sie getrost an, daß ich nicht besser bin als meine Landsleute und mich nur deshalb weigere, meiner Frau zu gestatten, die Unterschrift der Frau Baronin zu bescheinigen, wenn ich selbst schon meinen Namen als Zeuge unterfertigt habe.«

»Es ist auch nicht der Schatten eines Grundes für diese Weigerung vorhanden,« rief der Baron. »Ich habe dem Grafen auf das Bestimmteste erklärt, daß das englische Gesetz der Gräfin so gut wie ihrem Mann gestattet, eine Unterschrift zu bescheinigen.«

»Ich gebe zu, daß das Gesetz es gestattet, aber mein Gewissen verbietet es mir. Welche Urkunde die Frau Baronin zu unterzeichnen im Begriffe ist, weiß ich nicht, noch wünsche ich es zu erfahren, doch wäre es möglich, daß zu irgend einer Zeit die Umstände sich so gestalten, den Baron zu zwingen, sich auf beide Zeugen zu berufen, in welchem Falle es sicherlich wünschenswert ist, von den Zeugen zwei Ansichten vertreten zu sehen, die von einander unabhängig sind. Das kann nicht sein, wenn meine Frau mit mir unterzeichnet, denn wir sind beide immer einer Meinung. Ich spreche nur im Interesse Pauls, wenn ich vorschlage, daß ich als sein bester Freund und Fräulein Halpern als die nächste Verwandte der Frau Baronin das Schriftstück unterzeichne.«

»Ich bin gern bereit, zu tun, was Sie wünschen,« sagte Sultana, »wenn ich meinerseits keinen Grund zu irgend einem Bedenken finden sollte.«

Die Gräfin Fosco erhob sich. Offenbar hatte ein Blick ihres Mannes ihr bedeutet, sie solle das Zimmer verlassen.

»Sie brauchen nicht zu gehen, Gräfin,« rief Senden.

Die Gräfin sah wieder auf ihren Mann, erhielt von neuem einen Wink, erklärte, sie ziehe vor, die Herrschaften in ihren Geschäften nicht zu stören, und rauschte aus dem Zimmer. Fosco zündete sich eine Zigarette an.

Inzwischen schloß der Baron seinen Schreibtisch auf, entnahm ihm ein Schriftstück, das mehrere male der Länge nach zusammengeknifft war, legte es vor sich nieder, schlug die letzte Falte auseinander und verdeckte den ganzen übrigen Teil des Blattes, tauchte eine Feder in das Tintenfaß und überreichte sie seiner Frau.

»Schreibe deinen Namen hierher,« sagte er, auf eine Stelle deutend. »Sie, Sultana, und Fosco werden Ihre Namen hernach hier gegenüber niederzuschreiben haben. Kommen Sie hierher, Fosco.«

Der Graf trat an den Tisch, seine Augen ruhten auf dem Gesicht des Barons. Laura hielt die Feder in der Hand und blickte gleichfalls ihren Mann an.

»Hier an dieser Stelle mußt du unterschreiben, Laura,« wiederholte der Baron.

»Was ist es, das ich unterschreiben soll?« fragte die junge Frau ruhig.

»Ich habe keine Zeit, es dir auseinanderzusetzen, mein Wagen wartet unten und ich muß mich beeilen, fortzukommen. Es handelt sich um eine bloße Form. Bitte, halte mich nicht unnütz auf

»Ich bin doch wohl berechtigt, zu erfahren, was ich eigentlich unterschreiben soll?«

»Unsinn! Was verstehen Frauen von Geschäften ?«

»Ich werde mich bemühen, dieses Schriftstück zu verstehen.«

Der Baron nahm die Urkunde und schlug damit zornig auf den Tisch.

»Sage doch nur gleich, daß du mir mißtraust,« schrie er.

Fosco legte seine Hand auf Sendens Schulter,

»Beherrschen Sie Ihre unselige Heftigkeit, Paul,« sagte er. »Die Frau Baronin ist im Recht.«

»Eine Frau ist im Recht, ihrem Manne zu mißtrauen?«

»Es ist ungerecht von dir, mich des Mißtrauens gegen dich zu beschuldigen. Frage Sultana, ob ich nicht verlangen darf, mit dem Inhalt dieses Schriftstückes bekannt gemacht zu werden, ehe ich es unterschreibe.«

»Sultana hat mit dieser Sache gar nichts zu tun.«

»Verzeihen Sie,« entgegnete Sultana, »aber als Zeugin für die Unterschrift habe ich allerdings etwas mit der Sache zu tun. Ich kann nicht eher eine Verantwortlichkeit übernehmen, als bis Laura von dem, was sie unterschreiben soll, Kenntnis erhalten hat.«

»Ach was, Sie sollten sich in unsere Angelegenheiten nicht mischen. Komm her, Laura, und unterschreibe.«

»Soll ich?« fragte Laura flüsternd.

»Nein,« erwiderte die Schwester, »unterschreibe nichts, was du nicht vorher gelesen hast.«

»Komm und unterschreibe,« wiederholte der Baron barsch.

Zum zweiten Mal legte sich der Graf ins Mittel.

»Paul,« sagte er, »muß ich dich daran erinnern, daß du dich in Gegenwart von Damen befindest?«

Die beiden Männer blickten einander an. Der Baron wandte langsam sein Gesicht, starrte finster auf die Urkunde seiner Hand und sprach; dann im Tone verdrießlicher Unterwürfigkeit:

»ich wünsche niemanden zu kränken,« saate er, »aber der Eigensinn meiner Frau könnte auch einen Heiligen um seine Geduld bringen. Noch einmal, Laura, willst du unterzeichnen oder nicht?«

»Du darfst überzeugt sein, daß ich dir kein Zugeständnis verweigern werde, das ich dir mit Ehren machen kann. weshalb behandelst du des Grafen Bedenken so viel nachsichtiger als die meinigen?«

Diese Anspielung auf des Grafen merkwürdige Gewalt über ihren Mann fachte dessen Zorn wieder zu hellen Flammen an.

»Bedenken,« wiederholte er. »Deine Bedenken! Es ist etwas spät, jetzt damit anzufangen. Ich dächte, du wärest mit allen derartigen Schwächen fertig gewesen, als du aus der Not eine Tugend machtest, indem du mich

heiratetest.«

Laura sah ihn mit einem Ausdruck der Verachtung an und kehrte ihm schweigend den Rücken. Unter der gemeinen Grobheit ihres Mannes verbarg sich offenbar irgend eine nichtswürdige Beschimpfung, mit der er sie nicht zum ersten Male verwundete.

»Narr!« flüsterte der Graf ihm zu.

Laura und Sultana schickten sich an, das Zimmer zu verlassen.

»Du beharrst also auf deiner Weigerung, zu unterzeichnen?« fragte der Baron in dem veränderten Ton eines Mannes, der sich bewußt ist, daß er sich durch seine ungezügelte Sprache schweren Schaden zugefügt hat.

»Nach dem, was du soeben gesagt hast,« erwiderte Laura mit fester Stimme, »verweigere ich meine Unterschrift, bis ich jedes Wort der mir vorgelegten Urkunde von Anfang bis zu Ende gelesen habe. Komm, Sultana, wir sind lange genug hier gewesen.«

»Einen Augenblick, Frau Baronin!« rief der Graf, ehe Senden wieder sprechen konnte, »nur einen Augenblick, ich beschwöre Sie!«

Laura würde das Zimmer verlassen haben, ohne ihn zu beachten, doch Sultana hielt sie zurück.

»Mache dir den Grafen nicht zum Feinde,« flüsterte sie ihr zu. »Was immer du tun willst, verdirb es nicht mit dem Grafen.«

Die Baronin gab nach.

»Gestatten Sie mir, Ihnen einen Vorschlag zu machen, gnädige Frau,« fuhr der Graf fort, »und glauben Sie mir, daß nur ehrerbietige Freundschaft für die Herrin dieses Hauses mir ihn diktiert. Sagen Sie mir, Paul,« wendete er sich an den Baron, »ist es durchaus notwendig, daß diese Urkunde noch heute unterschrieben werde, oder kann das Geschäft bis morgen verschoben werden?«

»Wenn Sie darauf bestehen, ja,«

»Wozu verschwenden Sie dann Ihre Zeit so nutzlos? Die Unterschrift kann warten, bis Sie zurückkommen.«

»Ich werde Ihren Rat befolgen,« erwiderte der Baron, auf seine Uhr sehend, »nicht weil ich ihn für gut halte, sondern weil ich schon fort muß.« Er verschloß das Schriftstück wieder in den Schreibtisch, nahm Hut und Handschuhe und ging fort.

»Sie haben Paul in dieser Stunde von seiner schlechtesten Seite kennen gelernt, gnädiges Fräulein,« sagte der Graf zu Sultana, »als sein alter Freund schäme ich mich für ihn, verspreche Ihnen aber auch, daß er sich morgen nicht wieder so unsinnig benehmen wird wie heute.«

Sultana dankte ihm für seine Freundlichkeit und folgte der Schwester in den Flur. Das Knirschen der Wagenräder auf dem Kiesweg wurde hörbar. Der Baron hatte seine Reise angetreten.

»Wohin fährt er, Sultana?« fragte Laura. »Alles, was er tut, erfüllt mich mit neuer Sorge für die Zukunft. Hast du irgendwelchen Verdacht ?«

Nach dem, was die Schwester schon an diesem Morgen durchgemacht hatte, widerstrebte es Sultana, von ihrem Verdacht zu sprechen.

»Wie sollte ich seine Geheimnisse kennen?« entgegnete sie ausweichend.

»Glaubst du nicht, daß er es so eilig hatte, fortzukommen, um nach Anna Gatherick zu suchen?«

»Denken wir vorläufig nicht an Anna, sondern daran, uns zu beruhigen und zu erholen.«

In Sultanas Zimmer setzten sich die Schwestern ans Fenster.

»Du hörtest, was er zu mir sagte,« begann Laura aufgeregt, »aber du weißt nicht, was er damit meinte und weshalb ich ihm den Rücken kehrte. Noch bin ich nicht gefaßt genug, dir das Schmachvolle zu erklären, später sollst du

alles erfahren.«

Nach längerem Ueberlegen kam Sultana zu dem Entschluß, an Dr. Kirk, den Vertreter Dr. Gilmores, zu schreiben und ihm genau ihre und ihrer Schwester Lage zu schildern und ihn um seinen Rat zu bitten.

»Wie sollen wir aber die Antwort zur rechten Zeit bekommen?« fragte Laura. »Dein Brief wird erst morgen früh in London abgegeben und die Antwort kann erst übermorgen hier sein. Zu telegraphieren dürfen wir nicht wagen, ebenso wenig dürfen wir um Drahtantwort bitten.«

»Ich werde Dr. Kirk ersuchen, uns seine Antwort durch einen der Bureauschreiber zu schicken, der spätestens um zwei Uhr in Brandon eintreffen muß. Hier soll er nach mir fragen, sonst niemandem Rede stehen und den Brief nur in meine eigenen Hände geben. Du wirst den ganzen Vormittag in den Anlagen bleiben, bis der Bote hier gewesen ist. Jetzt wollen wir in den Salon gehen, um keinerlei Verdacht zu erregen.«

»Verdacht ?« wiederholte Laura. »Paul ist fort, wessen Verdacht könnten wir also erregen? Denkst du an Graf Fosco?«

»Ja, ich fürchte ihn.«

»Wie, nachdem er so liebenswürdig zu unseren Gunsten vermittelte?« .

»Ja, ich fürchte seine liebenswürdige Vermittelung mehr als die Heftigkeit Pauls. Vergiß meine Warnung nicht, mache dir den Grafen niemals zum Feinde.«

Laura begab sich in das Gesellschaftszimmer, Sultana durchschritt den Vorsaal, um ihren Brief in den an der gegenüberliegenden Wand befestigten Postbeutel zu werfen. Die Haustür war offen und der Graf und seine Frau standen draußen auf der obersten Stufe, die Gesichter Sultana zugewendet.

Die Gräfin kam eiligst in den Flur und fragte Sultana, ob sie einige Minuten für sie übrig habe. Das junge Mädchen warf den Brief in den Postbeutel und erwiderte, es stehe der Frau Gräfin zur Verfügung. Mit ungewohnter Freundlichkeit nahm Leonore Fosco den Arm Sultanas und führte sie auf die Rasenfläche, die den großen Fischteich umsäumte.

Fosco ging in Haus, die Tür hinter sich zuwerfend ohne sie ganz zu schließen.

Die Gräfin führte Sultana langsam um den großen Fischteich und versicherte ihre Begleiterin der aufrichtigsten Teilnahme wegen der Unbill, welche die Schwestern, wie Fosco ihr erzählt, von dem Baron erfahren hatten. Sollte er sich je wieder so weit vergessen, so würde sie Brandon augenblicklich verlassen.

Das Wohlwollen der Gräfin war Sultana etwas ganz Neues. Sie erwiderte ihr einige freundliche Worte und versuchte dann, in das Haus zurückzukehren, doch die sonst so schweigsame Frau entwickelte eine geradezu überwältigende Redseligkeit und hielt Sultana beinahe eine halb Stunde fest. Ebenso plötzlich, wie sie ihre Freundschaftsbeteuerungen begonnen hatte, hielt sie inne, warf einen Blick nach der Haustür, nahm ihre gewohnte eisige Manier wieder an und ließ von selbst Sultanas Arm fallen.

Im Flur sah sich das junge Mädchen wieder dem Grafen gegenüber. Er war im Begriff, einen Brief in den Postbeutel zu werfen.

Bei Tisch war der Graf wieder in seiner besten Laune bemüht, die Schwestern zu unterhalten und zu belustigen, als wünsche er die Erinnerung an die Erlebnisse des Tages aus ihrem Gedächtnis zu verwischen. Nach aufgehobener Tafel zog er sich in sein Zimmer zurück, Laura und Sultana gingen nach den Anlagen.

Es schien Regen in Aussicht zu stehen.

Schweigend durchwanderten sie den Garten. Die schwüle Abendluft war beiden drückend, und als sie am Bootshause anlangten, waren sie froh, sich dort ausruhen zu können.

Ein weißlicher Dunst wogte über dem See. Die tiefe Stille der Natur hatte etwas Beängstigendes. Kein Rascheln der Blätter, kein Vogelgesang in den Baumzweigen, selbst das Quaken der Frösche war verstummt.

»Es ist sehr öde und düster,« sagte Laura, »aber wir sind hier ungestörter als anderwärts, Ich versprach, dir die Wahrheit über mein Verhältnis zu Paul von Senden zu sagen, die ich dir bisher verheimlicht hatte. Es ist etwas sehr Bitteres für eine Frau, bekennen zu müssen, daß sie ihrem Manne vollkommen gleichgültig ist und er sie nur ihres Geldes wegen geheiratet hat. Paul hielt es gar nicht der Mühe wert, mir das zu verbergen. Abend für Abend ließ er mich allein, um sich in leichtfertiger Gesellschaft zu zerstreuen. Eines Tages besuchten wir eine englische Familie. Die Hausfrau, eine nicht unbedeutende Künstlerin, zeigte den Gästen verschiedene von ihr selbst gemalte Landschaften. Ich sprach ihr meine Bewunderung aus und eine von mir gemachte Bemerkung veranlaßte sie zu der Frage, ob ich nicht auch male. Einst habe ich mich in dieser Kunst versucht, erwiderte ich ihr, doch habe ich das Malen schon lange aufgegeben. Wenn Sie es wieder aufnehmen wollen, meinte Frau von Markham, kann ich Ihnen einen vortrefflichen Lehrer empfehlen, Herrn Lambert Raden, einen jungen Maler, der sicher eine große Zukunft hat. Ich tat mein Möglichstes, mich zu beherrschen, und neigte mich tief über die Bilder. Als ich den Kopf wieder aufrichtete, begegneten meine Blicke denen meines Mannes und ich wußte, daß mein Gesicht mich ihm verraten hatte. Wir verließen die Gesellschaft ziemlich früh. Auf dem Wege zu unserem Gasthof saate er nichts, sowie wir aber in unserem Zimmer angelangt waren, verschloß er die Tür, stieß mich in einen Sessel und drückte mich mit beiden Händen nieder. »Schon seit jenem Morgen in Limmerig,« zischte er, »wo du mir dein verwegenes Geständnis machtest, hatte ich den heißen Wunsch, den Namen jenes Mannes zu erfahren. Heute habe ich ihn in deinem Gesicht gelesen. Lambert Raden heißt der Mensch. Ihr sollt es beide bis an das Ende Eurer Tage bereuen.« So oft er in Zorn gerät, spielt er in bitterem Spott oder drohend auf das an, was ich ihm in deiner Gegenwart bekannte. Du warst erstaunt, als du ihn beute sagen hörtest, ich habe aus der Not eine Tugend gemacht, als ich ihn heiratete; wenn du es wieder hörst, wirst du nicht mehr darüber erstaunen.«

Sultana war fassungslos. Sie weinte und schluchzte, als sollte ihr das Herz brechen.

»Es ist schon spät, Sultana,« flüsterte die junge Frau, »wir müssen uns beeilen, nach Hause zu kommen.«

Die Nebelmassen hatten sich immer dichter zusammengeballt.

»Sultana,« rief Laura plötzlich, das Gesicht der Tür des Bootshauses zugewendet. »Siehst du nichts?«

»Wo?«

»Da unten, vor uns!«

Eine Gestalt bewegte sich in geringer Entfernung über die Heide, stand wieder still, wartete und setzte ihren Weg fort bis sie aus dem Gesichtskreise der Schwestern verschwunden war.

»Wie finster es schon ist,« sagte Laura ängstlich. »War es ein Mann oder eine Frau?«

»Das läßt sich in diesem undeutlichen Licht nicht bestimmen.«

Es war so dunkel, daß die Schwestern sich nur tastend durch die Anlagen bewegen konnten.

»Hörst du nicht?« fragte Laura wieder. »Es ist, als ob leise Schritte uns folgten.«

»Gleichviel, wir müssen fort,« erwiderte Sultana.

Schon waren die Schwestern am Ende der Anlagen angekommen, als sie hinter sich einen langen schweren Seufzer hörten.

»Wer ist da?« rief Sultana.

Keine Antwort.

Die leisen Schritte verhallten wieder.

»Wer kann das nur gewesen sein?« fragte Laura.

»Das zu erraten werden wir morgen versuchen. Inzwischen wollen wir von dem, was wir gesehen und gehört haben, niemandem etwas sagen.«

»Weshalb nicht, Sultana?«

»Weil Schweigen das Sicherste ist und wir der Sicherheit in diesem Hause bedürfen.«

Während Laura sich in ihr Zimmer begab, ging Sultana, nachdem sie Hut und Mantel abgelegt hatte, unter dem Vorwand, sich ein Buch zu holen, in das Wohnzimmer, um dort Umschau zu halten.

Graf Fosco saß in bequemem Hausrock in seinem Sessel, ihm zur Seite die Gräfin, mit Anfertigen von Zigaretten beschäftigt.

Sultana hatte ihren Zweck erreicht. Weder der Graf noch seine Frau konnten so weit draußen gewesen und eben erst nach Hause gekommen sein.

»Waren Sie und die Frau Baronin heute noch im Freien?« fragte der Graf, während Sultana zum Schein nach einem Buch suchte.

»Ja, wir hatten das Verlangen nach frischer Luft.«

»Darf ich fragen, welchen Weg Sie nahmen?

»Wir gingen bis zum Bootshause.«

»Ah, so weit? Es sind Ihnen doch keine neuen Abenteuer begegnet, keine Entdeckungen wie mit dem verwundeten Hündchen?«

Er heftete seine unergründlichen grauen Augen mit ihren durchbohrenden Blick auf Sultana.

»Nein,« erwiderte sie kurz, »es gab weder Abenteuer noch Entdeckungen.« Mit leichtem Gruß verließ sie das Zimmer.

Eins Stunde später, als Lauras Kammerjungfer sich bei ihrer Herrin zum Dienste meldete, brachte Sultana das Gespräch auf das schwüle Wetter, um zu hören, wo die Dienerschaft sich den Abend über aufgehalten hatte.

»Ihr habt heute wohl viel von der Hitze gelitten?« fragte sie.

»Ach nein, gnädiges Fräulein, wir haben sehr wenig davon gemerkt.«

»Dann waret Ihr wohl im Park?«

»Nein, wir waren alle im Hofe, dort ist es immer frisch und kühl.«

»Ist die Wirtschafterin schon zu Bett gegangen?«

»Die arme Frau Michels war heute den ganzen Tag über im Bett.«

Sultana wußte jetzt, was sie zu wissen wünschte. Die Gestalt, die sie und ihre Schwester am See gesehen hatten, war weder die des Grafen, noch der Gräfin, noch irgend Jemandes von der Dienerschaft. Wer aber konnte es gewesen sein?

17.

Am nächsten Morgen bemerkte Laura, daß sie die Brosche verloren, die sie von ihrer Schwester zum Hochzeitsgeschenk erhalten und die sie noch auf ihrem abendlichen Spaziergang getragen hatte. Das Schmuckstück konnte sich ihr demnach nur im Bootshause oder auf dem Heimwege vom Kleide gelöst haben. Die Diener waren schon ausgeschickt worden, das Kleinod zu suchen, waren jedoch mit leeren Händen zurückgekehrt und die Baronin erklärte, nun selbst nachsuchen zu wollen, den Schwestern eine sehr willkommene Entschuldigung ihrer Abwesenheit von Hause für den Fall, daß der Baron zurückkehrte, ehe der Bote des Rechtsanwalts eingetroffen und der Brief in Sultanas Hand wäre.

Vor dem Grafen glaubte Sultana sich sicher. Sie wußte ihn in seinem Zimmer beschäftigt, im Vorgarten aber sah sie die Gräfin die Runde um den Fischteich machen. Um den Schein zu meiden, sie habe es eilig, redete sie die Gräfin an, die ihr einige freundliche Worte erwiderte und dann ins Haus zurückkehrte.

In weniger als einer Viertelstunde hatte Sultana die Torwärterwohnung erreicht und ging auf einem Wege weiter, auf dem sie sowohl vor der Beobachtung der Schloßbewohner wie der vom Bahnhof kommenden Personen geschützt war. Der Weg war von beiden Seiten von Hecken umsäumt, Etwa zwanzig Minuten ging sie auf und ab, ohne etwas zu hören. Erst nach Ablauf dieser Zeit vernahm sie Rädergerassel und einige Schritte hinter dem Heckenwege begegnete sie dem erwarteten - Wagen. Sie machte dem Kutscher ein Zeichen, zu halten. Als er gehorchte, steckte ein Herr den Kopf zum Fenster hinaus, um zu sehen, was es gäbe.

»Vermute ich recht, daß Sie nach Brandon zu fahren wünschen?« fragte Sultana.

»Ja, meine Gnädige.«

»Und Sie haben dort einen Brief an Fräulein Halpern abzugeben ?«

»So ist es.«

»Ich bin Sultana Halpern und der Brief ist für mich bestimmt.«

Der Fremde stieg sofort aus und überreichte ihr das Schreiben. Sultana erbrach es und las:

»Sehr geehrtes Fräulein!

Ihr Brief, den ich heute morgen empfangen habe, verursachte mir lebhafte Besorgnis. Nach Ihrer Darstellung der Sachlage scheint Baron von Senden es darauf abgesehen zu haben, sich mit Hilfe der Unterschrift seiner Frau deren Vermögen anzueignen. Wenn die Frau Baronin ein Schriftstück unterzeichnete, wie es ihr nach meiner Ansicht unterbreitet wurde, erhielten die Kuratoren die Ermächtigung, Herrn von Senden so viel von dem Vermögen seiner Frau auszuzahlen, wie er verlangt, u., eines schönen Tages kann sie alles verloren haben. Unter diesen Umständen würde ich raten, daß Ihre Frau Schwester ihre Unterschrift so lange verweigerte, bis die Urkunde mir zur Prüfung vorgelegt wurde.«

»Bestellen Sie dem Herrn Anwalt gefälligst,« sagte Sultana dem Boten, »daß ich ihm bestens danke und seinen Rat befolgen werde.«

Gerade in diesem Augenblick kam Graf Fosco von der Landstraße her und stand wie aus der Erde emporgestiegen vor Sultana, die den offenen Brief noch in der Hand hielt.

Sein plötzliches Erscheinen an einem Ort, wo sie ihn am wenigsten erwartet hatte, raubte ihr fast die Sprache.

Der Bote empfahl sich, setzte sich wieder in die Droschke und fuhr davon.

»Kehren Sie wieder in das Schloß zurück, gnädiges Fräulein?« fragte der Graf, ohne das geringste Zeichen der Ueberraschung.

»Ja,« nickte Sultana.

»Darf ich die Ehre haben, Sie zu begleiten und Ihnen meinen Arm anzubieten?«

Sultana weigerte sich nicht, zu tun, was er wünschte. Sie wollte ihn um keinen Preis zum Feinde haben.

»Sie scheinen erstaunt, mich hier zu sehen, gnädiges Fräulein?«

»Ich glaubte Sie in Ihrem Zimmer beschäftigt.«

»So war es auch, aber meine Frau sagte mir, Sie machten einen Spaziergang, und das Vergnügen, Sie zu begleiten, war eine Versuchung, der ich nicht zu widerstehen vermochte.«

Der Graf gestattete sich nicht die leiseste Anspielung auf das, was er gesehen hatte, noch auf den Brief, den sie noch immer in der Hand hielt. Dieses unheimliche Schweigen überzeugte sie, daß er durch die ehrlosesten Mittel von dem Inhalt ihres an den Anwalt gerichteten Schreibens Kenntnis genommen und auch von der Art und Weise, in welcher sie die Antwort empfangen hatte, unterrichtet war und es sich jetzt nur angelegen sein ließ, den Argwohn einzuschläfern, den er in ihr erweckt zu haben sicher sein mußte.

Vor dem schloß begegneten sie dem Einspänner von Sendens. Der Baron war soeben zurückgekehrt, Seine Laune hatte sich offenbar nicht verbessert.

»Endlich sehe ich doch jemand,« rief er finster. »Was soll das heißen, daß das ganze Haus leer ist? Wo ist meine Frau?«

Sultana erzählte, daß Laura in den Anlagen sei, um ihre verlorene Brosche zu suchen.

»Ach was,« brummte der Baron, »ich empfehle ihr nicht zu vergessen, daß ich sie in einer halben Stunde in meinem Zimmer erwarte.«

»Ehe Sie sich auf Ihr Zimmer begeben, möchte ich einige Minuten allein mit Ihnen sprechen, Paul,« sagte der Graf, während Sultana langsam die Stufen der Freitreppe hinaufstieg,

»Worüber?«

»Ueber Geschäftsangelegenheiten.«

»Wenn Sie mich wieder mit Ihren verwünschten Bedenken quälen wollen, bitte ich Sie, sich die Mühe zu sparen.«

Der Graf nahm ruhig Sendens Arm und führte ihn fort.

Von Angst und Besorgnis erschöpft, setzte Sultana sich im Wohnzimmer auf das Sofa, etwas auszuruhen, doch blieb sie nur sehr kurze Zeit allein. Die Tür wurde leise geöffnet und der Graf trat ein.

»Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich störe,« rief er, »aber ich wagte das nur, weil ich eine angenehme Nachricht für Sie habe. Paul hat sich dazu verstanden, das Geschäft mit der Unterschrift vorläufig zu verschieben. Eine große Erleichterung für uns alle, wie ich mit Vergnügen in Ihrem Gesicht lese.«

Er verschwand wieder, ehe Sultana sich noch von ihrem Erstaunen erholt hatte. Es konnte keinem Zweifel unterliegen, daß diese merkwürdige Gesinnungswandlung Sendens dem Einfluß des Grafen zuzuschreiben war und daß sein Einblick in Sultanas Brief an ihren Anwalt und die Entdeckung der Art und Weise, wie sie dessen Antwort in Empfang genommen hatte, ihm die Möglichkeit geboten, sich mit Erfolg ins Mittel zu legen.

Die Stille im Hause und das Summen der Insekten vor dem offenen Fenster lullten Sultana in Schlaf. Eine Hand, die sich leise auf ihre Schulter legte, erweckte sie und sie erblickte Laura, die mit fieberhaft geröteten Wangen vor ihr stand.

»Was ist geschehen?« fragte Sultana erschrocken.

»Ach, Sultana! Die Gestalt am See - die Schritte gestern abend - ich habe die Fremde soeben gesehen und mit ihr gesprochen!«

»Mit welcher Fremden?«

»Mit Anna Gatherick!«

»Mit wem, Laura?«

»Mit Anna Gatherick,« wiederholte Laura, »O, Sultana, ich habe dir so viel zu erzählen. Komm mit auf mein Zimmer. Hier könnten wir gestört werden,« Und der Schwester Hand erfassend, zog sie die noch Schlafbefangene mit sich fort.

In ihrem kleinen Salon geleitete sie Sultana zu einer Ottomane, setzte sich neben sie und deutete auf die Brosche, die wieder an ihrem Kleide befestigt war.

»Wo hast du sie gefunden?« fragte Sultana,

»Anna Gatherick fand sie am Boden des Bootshauses. Die Arme sah so entsetzlich bleich aus, sprach so verworren und verließ mich ganz plötzlich, so daß ich kaum wußte, wie sie verschwunden war.«

»Wo bist du ihr begegnet?«

»Als ich im Bootshause, am Boden kniend, nach der Brosche suchte, rief hinter mir eine leise Stimme: »Fräulein von Morton!« Ich sah mich um und erblickte auf der Schwelle eine Person, die mir völlig fremd war.«

»Wie war sie gekleidet?«

»Ueber einem sehr sauberen weißen Rock trug sie ein dünnes Mäntelchen und auf dem Kopfe einen sehr einfachen braunen Hut. In der Hand hielt sie meine verschwundene Brosche. »Das ist wahrscheinlich Ihr Eigentum?« sagte sie. »Darf ich Ihnen die Nadel anstecken? Ich habe mich so sehr gefreut, das Bild Ihrer Frau Mutter auf der Brosche zu finden.« »Sie kannten meine Mutter?« rief ich. »Sie erinnern sich wohl jenes Frühlingstages nicht,« erwiderte sie, »als Ihre Frau Mutter auf dem Wege zur Schule in Limmerig an jeder Hand ein kleines Mädchen führte? Das eine der kleinen Mädchen waren Sie, das andere war ich, die schöne kluge Laura von Morton und die arme einfältige Anna Gatherick waren damals Freundinnen.«

»Erinnertest du dich ihrer, als sie dir ihren Namen nannte?«

»Ja, ich erinnerte mich, daß du mich in Limmerig eines Tages nach Anna Gatherick fragtest und bemerktest, daß man zwischen uns beiden früher eine große Aehnlichkeit gefunden» habe. Während ich sie ansah, fiel es mir selbst auf, wie ähnlich wir einander sind, nur war es mir, als ob ich mein Gesicht nach langer Krankheit im Spiegel erblickte. »Sie sind Ihrer Frau Mutter gar nicht ähnlich, Fräulein von Morton,« fuhr sie fort. »Weshalb nennen Sie mich Fräulein von Morton?« fragte ich. »Wissen Sie nicht, daß ich verheiratet bin?« »Ja,« erwiderte sie mir, aber ich liebe den Namen Morton und hasse den Namen Senden.« Bis dahin hatte ich nichts in ihrem Wesen entdeckt, das Wahnsinn zu verraten schien, jetzt aber flammte etwas in ihren Augen auf, das wie Geistesgestörtheit aussah. »Ich dachte, Sie wüßten vielleicht nicht, daß ich verheiratet bin,« sagte ich, mich des anonymen Briefes erinnernd. Schwer seufzend wendete sie sich von mir ab. »Du lieber Gott, ich sollte nicht wissen, daß Sie verheiratet sind?« wiederholte sie. »Ich bin ja nur hier, weil Sie verheiratet sind, ich bin hier, eine Schuld zu sühnen, ehe ich meiner edlen Wohltäterin, Ihrer Frau Mutter, in jener Welt gegenübertrete. Sahen Sie mich gestern abend am See? Hörten Sie, wie ich Ihnen gestern abend durch den Park folgte? Ich warte schon seit vielen Tagen darauf, Sie allein sprechen zu können, und habe die einzige Freundin, die ich in der Welt besitze, in Sorge und Angst zurückgelassen und mich der Gefahr ausgesetzt, wieder ins Irrenhaus gesperrt zu werden, und das alles nur Ihretwillen. Schon gestern, ehe es dunkelte, war ich hier und hörte die Dame, mit der Sie

zusammen hier waren, mit Ihnen über Ihren Mann sprechen. Sie beklagen sich über ihn und mein Gewissen erhob seine Stimme gegen mich. Weshalb gab ich es zu, daß Sie ihn heirateten? O meine Furcht, meine gottlose Furcht!« »Sagen Sie mir, auf welche Weise Sie meine Heirat hätten verhindern können?« fragte ich sie. »Ich hätte den Mut haben sollen, in Limmerig zu bleiben,« antwortete sie, »nicht mich durch die Nachricht, daß er kommen werde, verscheuchen lassen. Sie warnen und retten sollen, ehe es zu spät war. Weshalb begnügte ich mich damit, Ihnen jenen Brief zu schreiben? O meine erbärmliche Furcht, meine jämmerliche Furcht!« stöhnte sie.«

»Du fragtest sie doch natürlich, was sie so sehr fürchtete, Laura?«

»Ja gewiß, und sie erwiderte mir, ob ich mich nicht auch vor einem Menschen fürchten würde, der mich schon einmal ins Irrenhaus gesperrt hätte und immer nur darauf ausginge, mich abermals einsperren zu lassen. »Jetzt fürchte ich nichts mehr,« fuhr sie fort, »denn ich bin sterbenskrank. Während meiner ganzen Krankheit habe ich beständig daran gedacht, wie ich all das Unheil wieder gutmachen kann, das ich angerichtet habe. Sie besitzen Freunde, die sich Ihrer annehmen werden. Wenn Sie sein Geheimnis kennen, wird er sich vor Ihnen fürchten, wird er nicht wagen, Sie so zu behandeln, wie er mich behandelte, um seiner selbst willen, aus Angst vor Ihnen und den übrigen wird er gezwungen sein, Sie zu schonen, und wenn er Sie gut behandelt und ich dann sagen kann, es ist mein Werk -« Gott, Gott, könnte ich doch neben Ihrer Mutter begraben werden, aber das darf ich nicht hoffen, die arme Fremde wird nicht unter dem weißen Marmorkreuz ruhen. Sie sind dem Baron von Senden hilflos überantwortet, einem bösen, gottlosen Menschen, und ich muß tun, was zu tun ich herkam, muß wieder gutmachen gegen Sie, daß ich einst zu feige war, offen mit Ihnen zu sprechen, als es noch Zeit war.«

»Was haben Sie mir anzuvertrauen?« fragte ich das arme Geschöpf. »Das Geheimnis, vor dem Ihr Mann sich fürchtet,« entgegnete sie. »Meine Mutter kennt das Geheimnis. Ich drohte ihm einmal damit und er erschrak darüber und zitterte vor Angst. Sie müssen ihm auch mit dem Geheimnis drohen und ihm damit Furcht einflößen. Meine Mutter hat ihr halbes Leben lang unter dem Druck dieses Geheimnisses gelitten. Als ich erwachsen war, erwähnte sie etwas davon zu mir. Am nächsten Tage kam der Baron von Senden -« Bei diesen Worten entfernte sie sich hastig aus dem Bootshause, ich folgte ihr, holte sie ein und bat sie, mir das Geheimnis mitzuteilen, doch sie flüsterte mir nur angstvoll zu: »Jetzt nicht, wir sind nicht allein, wir werden beobachtet. Kommen Sie morgen um diese Zeit wieder hierher, aber allein, ganz allein.« Sie stieß mich zurück und fort war sie,«

»Sahest oder hörtest du jemanden in den Anlagen, als du zurückkehrtest, Laura?«

»Nein.«

»Erwähnte Anna Gatherick nicht zufällig des Ortes, wo sie sich augenblicklich aufhält?«

»Nein.«

»Auch nicht ihrer Freundin, einer Frau Clemens?«

»Ja, sie sagte mir, Frau Clemens wünsche mit ihr an die See zu gehen und sie zu pflegen und habe sie beschworen, sich nicht allein in diese Gegend zu wagen.«

»Sagte sie dir nicht, wohin sie geflohen sind, nachdem sie den Lindenhof verlassen hatten?« fragte Sultana.

»Nein.«

»Noch wo sie sich jetzt aufhalten und was ihre Krankheit war?«

»Nein, auch das nicht.«

»Du mußt morgen auf jeden Fall nach dem Bootshause gehen. Wir können gar nicht wissen, was alles davon abhängt. In einiger Entfernung werde ich dir folgen und dir immer so nahe bleiben, daß du mich rufen kannst.«

»Du glaubst also an dieses Geheimnis, vor dem mein Mann sich so sehr fürchten soll?« .

»Ich halte die Sache nicht für unmöglich.«

Laura in ihrem Zimmer zurücklassend, ging Sultana in den Vorhof, in der Nähe des Schlosses Umschau zu halten und womöglich zu erfahren, wo und wie der Graf den Nachmittag zugebracht hatte. Ihre Bemühungen waren vergebens. Enttäuscht fand sie sich wieder im Schloß ein. Den Vorsaal durchschreitend, begegnete sie der Gräfin, die ihr erzählte, ihr Mann und der Baron hätten einen längeren Ausflug unternommen.

Während Sultanas Abwesenheit hatte Laura sich daran erinnert, daß ihr Mann sie nach seiner Heimkehr wegen der von ihr verlangten Unterschrift zu sich entbieten wollte, und als Sultana wieder bei ihr eintrat, drückte sie der Schwester ihr Erstaunen darüber aus, daß es noch nicht geschehen war.

»Du darfst über diesen Gegenstand beruhigt sein,« erwiderte Sultana. »Paul hat die Sache vorläufig verschoben.«

»Verschoben? Woher weißt du das?«

»Aus bester Quelle. Graf Fosco sagte es mir. Ich glaube, wir verdanken ihm diese Sinnesänderung deines Mannes.«

»Es scheint mir fast unmöglich, Sultana. Wenn Paul meiner Unterschrift bedurfte, weil er sich in Geldverlegenheit befindet, wie kann er dann die Sache hinausschieben?«

»O, er konnte zwischen zwei Auskunftsmitteln wählen. Das eine war, deine Unterschrift zu verlangen, das andere, Zeit zu gewinnen, indem er Wechsel auf drei Monate ausstellte.«

Der Baron und sein Freund kehrten pünktlich zu Tisch zurück. Gewisse Eigentümlichkeiten in dem Benehmen beider erfüllten Sultana mit Besorgnis um Anna Gatherick. Auch daß der Baron sich in Aufmerksamkeiten gegen seine Frau überbot, hatte etwas Beängstigendes für sie. Sie kannte ihn genugsam, um zu wissen, daß er niemals mehr zu fürchten war, als wenn er den Höflichen spielte. Von noch schlimmerer Vorbedeutung erschien es den beiden Schwestern, daß er sich gleich nach Tisch im Wohnzimmer so stellte, als schlafe er, während seine Augen ihnen spähend folgten, wenn er sich unbeobachtet wähnte. Sultana zweifelte nicht daran, daß er nach Welming gefahren war, um Frau Gatherick einem strengen Verhör zu unterwerfen.

18.

Am folgenden Nachmittag um drei Uhr sollte Laura sich möglichst unauffällig aus dem Wohnzimmer entfernen und zu dem Stelldichein mit Anna Gatherick in das Bootshaus eilen und Sultana ihr etwas später folgen.

Es hatte den ganzen Vormittag stark geregnet, erst gegen zwölf Uhr zerstreuten sich die Wolken und die Sonne erschien wieder am blauen Himmel, Der Baron war unmittelbar nach dem Frühstück, des schlechten Wetters ungeachtet, aufgegangen, ohne zu sagen, wohin er wolle, noch wann man ihn zurückerwarten dürfe.

Die Baronin und ihre Gäste mußten sich ohne ihn zu Tisch begeben. Nach aufgehobener Tafel entfernte sich Laura, Sultana wartete noch einige Minuten, ehe sie ihr zu folgen wagte, und ging anfangs sehr langsam, erst im Park begann sie ihre Schritte zu beschleunigen. In der Nähe des Bootshauses angekommen, stand sie still und horchte, aber sie sah niemand und hörte keine Stimmen. Nirgends war ein lebendes Wesen zu entdecken.

»Laura!« rief sie, erst leise, dann immer lauter.

Ihr Herz begann heftig zu pochen. Sie durchsuchte das Bootsbaus, fand aber nichts, das mit Sicherheit darauf hindeutete, Laura sei vor kurzem dort gewesen, aber vor der Tür bemerkte sie im Sande die Fußspuren zweier Personen, die großen eines Mannes und die kleineren einer Frau, die, wie Sultana nicht bezweifelte, von Lauras zierlichen Füßen herrührten. Der Boden war gerade vor dem Bootshause von vielen solchen unregelmäßigen Spuren gezeichnet. Dicht an der einen Wand, unter dem Schutz des vorspringenden Daches, fiel ihr ein in den Sand gegrabenes kleines Loch auf, doch sie eilte daran vorüber, den Fußspuren nachzugehen, die eine Strecke weit die Anlagen entlang führten und sich dann verloren. Ueberzeugt, daß die Personen, deren Spuren zu folgen sie bemüht war, an dieser Stelle den Park betreten haben mußten, wendete Sultana sich gleichfalls dorthin. Auf einem schmalen Pfad zwischen Brombeergebüsch leuchtete ihr etwas Dunkles entgegen. Es war ein Stück der seidenen Franse von Lauras Shawl. Sultana zögerte nicht, auf diesem Pfade weiterzugehen, auf dem sie bis zur Südseite des Schlosses gelangte. Sie atmete erleichtert auf, denn jetzt wußte sie, daß ihre Schwester aus irgend einem Grunde auf diesem Umwege nach Hause zurückgekehrt war. Im Schloßhof traf sie Frau Michels, die Haushälterin.

»Wissen Sie vielleicht, ob meine Schwester schon von ihrem Spaziergang wieder zurück ist?« fragte Sultana.

»Die gnädige Frau kam vor einer Weile mit dem Herrn Baron nach Hause, Ich fürchte, es muß etwas sehr Betrübendes vorgefallen sein, denn die Frau Baronin lief weinend in ihr Zimmer und der Herr Baron befahl mir, Fanny zu entlassen und in spätestens einer Stunde fortzuschicken.«

Fanny war die Kammerjungfer der Baronin und stand schon seit Jahren in ihren Diensten, eine treue, anhängliche Person, die einzige im Hause, auf deren unbedingte Ergebenheit die Schwestern sich verlassen konnten.

»Wo ist Fanny?« erkundigte sich Sultana.

»In meinem Zimmer, gnädiges Fräulein,« entgegnete die Wirtschafterin, »das Mädchen ist ganz außer sich.«

Sultana begleitete Frau Michels in ihr Zimmer und fand Fanny dort in einem Winkel sitzend und heiße Tränen vergießend. Ihr Reisekoffer stand neben ihr.

Sie konnte Sultana keine Erklärung für ihre plötzliche Entlassung geben. Der Herr Baron hatte befohlen, ihr statt der Kündigung den Lohn eines Monats auszuzahlen und sie auf der Stelle fortzuschicken. Mit der Baronin zu sprechen oder ihr Lebewohl zu sagen, war ihr verboten worden. Im Dorfwirtshause wollte sie übernachten und am nächsten Morgen nach

Cumberland zu ihren Verwandten zurückkehren, ohne sich in London, wo sie vollkommen fremd war, aufzuhalten.

Einige freundliche Worte Sultanas beruhigten das arme Mädchen etwas. Sie versicherte Fanny, sie werde noch im Verlaufe des Abends von der Baronin oder ihr hören: und sie dürfe sich darauf verlassen, daß die Schwestern alles für sie tun würden, was in ihrer Macht liege.

Die Tür des kleinen Vorsaales, der zu Lauras Gemächern führte, war seltsamerweise geschlossen, als Sultana sich zu ihr zu begeben wünschte. Erst auf ihr wiederholtes Pochen wurde der Riegel zurückgezogen und Hanna Borg, das tölpelhafteste und beschränkteste Dienstmädchen im Schloß, öffnete und glotzte sie schweigend an.

»Gehen Sie mir aus dem Wege, Hanna,« befahl Sultana, »sehen Sie nicht, daß ich zu meiner Schwester will?«

»Sie dürfen aber nicht herein.«

»Fort, Unverschämte!« brauste Sultana auf.

»Der Herr Baron hat es verboten,« erklärte Hanna Borg.

Sultana bedurfte all ihrer Selbstbeherrschung, um den Streit mit dem blödsinnigen Geschöpf aufzugeben und sich daran zu erinnern, daß alles, was sie gegen dieses schmachvolle Vorkommnis zu sagen hatte, an den Herrn und nicht an die Dienerin zu richten war. Sie begab sich in das Wohnzimmer, wo sie Paul von Senden, den Grafen und die Gräfin beisammen fand. Der Baron hielt einen Zettel in der Hand,

»Nein, tausendmal nein!« rief der Graf.

»Muß ich annehmen, daß das Zimmer Ihrer Frau ein Gefängnis und Ihre Magd die Gefängnisaufseherin ist?« fragte Sultana, sich ihrem Schwager nähernd.

»Ja, so verhält sich die Sache,« entgegnete er. »Hüten Sie sich wohl, daß ich der Gefängnisaufseherin nicht auch noch Ihr Zimmer zur Bewachung unterstelle.«

»Ich würde Ihnen raten, selbst auf der Hut zu sein, ehe Sie es wagen, Ihre Frau so schmachvoll zu behandeln und mir zu drohen,« rief Sultana vom Zorn hingerissen. »England hat Gesetze, Frauen gegen Grausamkeiten und Beschimpfungen zu schützen. Wenn Sie sich beikommen lassen, ein Haar auf Lauras Haupt zu krümmen oder meine Freiheit zu bedrohen, werde ich jene Gesetze zu unserem Schutz anrufen.«

Statt seiner Schwägerin zu antworten, wendete Senden sich an den Grafen.

»Was sagte ich Ihnen?« knurrte er. »Wie denken Sie jetzt über meinen Vorschlag?«

»Ich bleibe bei meinem Nein,« erwiderte der Graf, seiner Frau einen bedeutungsvollen Blick zuwerfend.

Die Gräfin stellte sich sofort dicht neben Sultana,

»Schenken Sie mir für eine Weile Ihre Aufmerksamkeit, lieber Baron,« begann sie mit ihrer eisigen Stimme. »Ich bin Ihren für Ihre Gastfreundschaft zu Dank verpflichtet, muß aber von jetzt an darauf verzichten. Ich bleibe nicht in einem Hause, in welchem man Damen behandelt, wie meine Nichte und Fräulein Halpern heute behandelt worden sind.«

Der Baron starrte sie in tiefem Schweigen an. Er wußte so gut wie Sultana, daß die Gräfin nur auf Verabredung mit ihrem Mann so gesprochen hatte. Die Erklärung, die er soeben gehört, schien ihn zu versteinern.

Der Graf nahm den Arm seiner Frau und blickte ihr wie verzückt in die Augen.

»Ich stehe ganz zu deinen Diensten, Leonore,« sagte er mit ruhiger Würde, »und stehe auch Fräulein Halpern zu Diensten, wenn die junge Dame mir die Ehre erweisen will, meinen Beistand anzunehmen.«

»Was soll das heißen?« rief der Baron, als Fosco mit seiner Frau der Tür zuschritt.

»Ich schließe mich der Ansicht meiner Frau an,« erwiderte der Italiener.

»Sie sollen Ihren Willen haben, Fosco,« brummte Senden mit verhaltener Wut. »Die Folgen werden Sie sehen.«

Mit diesen Worten stürmte er zum Zimmer hinaus.

»Was hat das nun wieder zu bedeuten?« fragte die Gräfin.

»Daß wir beide den eigensinnigsten Menschen in ganz England zur Vernunft gebracht haben, Leonore, es bedeutet, Fräulein Halpern, daß die der Frau Baronin zugefügte Schmach ein Ende hat und Sie selbst fernerhin keine Beleidigungen mehr zu befürchten haben. Gestatten Sie mir, Ihnen meine Bewunderung für Ihren Mut in einem außerordentlich schwierigen Augenblick auszusprechen.«

Sich ehrerbietig verneigend, verließ der Graf das Zimmer, um schon nach wenigen Minuten zurückzukehren.

»Gnädiges Fräulein,« sagte er, »es macht mich glücklich, Ihnen mitteilen zu können, daß die Frau Baronin wieder Herrin in ihrem eigenen Hause ist.«

Sultana eilte fort, die Schwester aufzusuchen.

Mit einem Ausruf des Entzückens erhob sich Laura, als sie die Schwester auf sich zukommen sah,

»Wer verschaffte dir die Erlaubnis, hier einzutreten?« fragte sie.

»Der Graf natürlich. Wer besäße in diesem Hause Einfluß genug, so etwas durchzusetzen, wie er?«

»Sprich nicht von ihm! Der Graf ist der elendeste Mensch den es auf Erden gibt. Er ist ein nichtswürdiger Spion,«

Es wurde leise an die Tür gepocht, Sultana öffnete, und ein Taschentuch in der Hand, trat die Gräfin ein,

»Sie ließen dieses Tuch vorhin im Wohnzimmer fallen, und da mich mein Weg hier vorüberführte, nahm ich es Ihnen mit,« sagte sie zu Sultana.

Ihre Hände zitterten und ihre Augen hefteten sich mit vernichtendem Blick auf Laura. Mit kurzem Gruß entfernte sie sich wieder,

»Sie hat gehorcht, ehe sie klopfte,« rief Sultana, »ich sah es ihr an. O Laura, wir werden beide den Tag zu bereuen haben, an dem du den Grafen einen Spion nanntest.«

»Du würdest es selbst gesagt haben, wenn du gewußt hättest, was ich weiß. Anna Gatherick hatte recht. Bei unserer gestrigen Unterredung war in der Tat eine dritte Person zugegen -«

»Weißt du bestimmt, daß es der Graf war?«

»Ja, er war der Spion meines Mannes und bewog Paul dazu, Anna Gatherick und mir den ganzen Vormittag aufzulauern.«

»Haben sie Anna gefunden? War sie unten am See?«

»Nein, zu ihrem Glück war sie fortgeblieben. Vor dem Bootshause. sah ich in den Sand geschrieben die Worte: Suchen Sie!«

»Und. du scharrtest den Sand fort und grubst ein Loch in die Erde?«

»Woher weißt du das Sultana?«

»Ich erriet es nach den Spuren, die ich am Boden bemerkte.«

»Ja, ich scharrte den Sand fort und nach einer Weile fand ich ein beschriebenes Blatt Papier.«

»Wo ist es?«

»Paul hat es mir weggenommen,«

»Was stand darauf?«

»Wir wurden gestern von einem großen, starken, alten Mann gesehen und ich mußte laufen, so schnell ich konnte, um ihm zu entfliehen. Zum Glück war er weniger flink als ich. Ich wage es nicht, heute um dieselbe Zeit herzukommen, und schreibe Ihnen diesen Zettel, damit Sie nicht auf mich warten. Das Blatt werde ich im Sande verstecken. Wenn wir das nächste Mal von dem gottlosen Geheimnis ihres Mannes sprechen, muß es an einem sichereren Ort geschehen, Sie werden mich bald wiedersehen.

A. G.«

»Die Beschreibung Annas paßt zu genau auf den Grafen, als daß wir über die Persönlichkeit in Zweifel sein könnten, von Eurer Unterredung aber hat er nichts gehört, dazu kam er sicher schon zu spät. Ich weiß, wann er gestern von Hause fortging. Doch wie kam es, daß du Annas Brief verlorest?«

»Nachdem ich ihn aus dem Sand ausgegraben hatte, nahm ich ihn mit ins Bootshaus, um ihn zu lesen. Kaum hatte ich ihn überflogen, als ein Schatten auf das Blatt fiel. Ich sah auf und erkannte Paul, der an der Türe stand und mich beobachtete.«

»Versuchtest du nicht, den Brief zu verstecken?«

»Ja, aber er verhinderte mich daran. »Du brauchst dich nicht erst zu bemühen, ihn zu verstecken,« spottete er, »ich habe ihn schon eher gelesen als du. Ich scharrte ihn vor zwei Stunden aus dem Sande, las ihn, grub ihn ein und stellte die Inschrift wieder her, damit auch du ihn fändest, und jetzt hältst du ihn in der Hand. Gestern hast du mit Anna Gatherick gesprochen. Was hat sie dir gesagt? Ich befehle dir, mir Wort für Wort zu wiederholen, was sie dir erzählte.«

»Und du gehorchtest ihm?«

»Ich war allein mit ihm und er kniff mich in den Arm, bis er schmerzte.«

»Arme Laura! Du sagtest ihm also alles?«

»Ja, ich konnte nicht anders.«

»Und was geschah, als du zu Ende warst?«

»Er lachte bitter vor sich hin. »Ich werde auch das Uebrige schon aus dir herausbringen « rief ex zähneknirschend. »Wenn du nicht gutwillig gestehst, was du weißt, werde ich dir und deiner Schwester das Geheimnis auf andere Weise entreißen.« Alle meinte Beteuerungen, daß ich ihm jedes Wort Annas genau wiederholt hätte, waren vergebens. Auf einem mir unbekannten Wege führte er mich nach Hause, drohte mir von neuem mit allem Möglichen. sagte mir er werde dich und mich gefangen halten, bis ich ihm die volle Wahrheit gestanden haben würde, begleitete mich in mein Zimmer, befahl Fanny, sich sofort zu trollen, und verschloß die Tür hinter mir. Er sprach und sah aus wie ein Wahnsinniger.«

»Es ist der Wahnsinn des Schuldbewußtseins, Laura. Als Anna Gatherick dich gestern abend verließ, war sie im Begriff, dir ein Geheimnis zu enthüllen, das deinen Mann ins Verderben stürzen könnte, und der Erbärmliche denkt, daß du es bereits erfahren hast. Es wird dir nicht gelingen, sein Mißtrauen zu beseitigen. Ich sagte dir das nur, um dich von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß ich zu deinem Schutz Schritte tun muß, so lange mir die Gelegenheit dazu bleibt.«

»Was können wir tun, Sultana? O, wenn wir nur Brandon verlassen könnten, um es nie wieder zu sehen.«

»So lange ich bei dir bin, bist du nicht ganz hilflos, Laura.«

»Das weiß ich, Sultana, aber vergiß über der Sorge um mich nicht, an die arme Fanny zu denken. Auch sie bedarf der Hilfe und des Trostes.«

»Ich werde sie nicht vergessen. Ehe ich zu dir kam, war ich bei ihr und habe ihr versprochen, sie heute abend noch von mir hören zu lassen. In dem Postbeutel sind unsere Briefe hier in Brandon nicht sicher und ich werde

heute zwei sehr wichtige Briefe zu schreiben haben, die nur durch Fanny befördert werden dürfen.«

»Was für Briefe, Sultana?«

»Zunächst will ich an Dr. Kirk, den Vertreter Gilmores, schreiben. Das Gesetz wird dich unbedingt gegen eine so rohe Behandlung schützen, wie du sie heute von deinem schurkischen Gatten erfahren hast. Ich werde dem Anwalt sowohl von den blauen Flecken an deinem Arm, wie von der Gewalttätigkeit in deinem Zimmer erzählen.«

»Aber bedenke, wie sehr wir uns bloßstellen, Sultana.«

»Eine Bloßstellung hat Paul weit mehr zu befürchten als wir. Vielleicht wird ihn die Furcht vor Bloßstellung zur Vernunft bringen.«

»Du wirst ihn zur Verzweiflung treiben und unsere Gefahr dadurch vergrößern.«

»In unserer hoffnungslosen Lage müssen wir das äußerste wagen, liebste Laura.«

»Und für wen ist der zweite deiner Briefe bestimmt?«

»Für deinen Onkel. Es ist seine Pflicht, sich ins Mittel zu legen.«

Laura schüttelte traurig den Kopf.

»Ich weiß wohl, daß dein Onkel ein selbstsüchtiger, energieloser Mensch ist, aber doch immer nicht ein solches Ungeheuer wie Paul von Senden, auch hat er nicht einen solchen Freund um sich wie den Grafen Fosco. Wie er genommen werden muß, ist mir aus langjähriger Erfahrung bekannt.«

»Wenn du ihn nur dazu bewegen könntest, uns nach Limmerig zurückkommen zu lassen!«

»Ich werde den Onkel von deinem Wunsch unterrichten und Dr. Kirk über diesen Punkt zu Rate ziehen.«

19.

Die Gräfin Fosco stand allein im Vorsaal und betrachtete das Barometer.

»Es fällt noch immer,« bemerkte sie, sich nach Sultana umwendend. »Ich fürchte, wir haben eine ganze Reihe von Regentagen zu erwarten.«

Ihr Gesicht trug wieder seinen gewohnten Ausdruck, aber die Hand, mit der sie auf das Barometer deutete, zitterte heftig.

»Darf ich von Ihrer Güte hoffen, daß Sie mir verzeihen werden,« begann Sultana in der Angst um ihre Schwester, »wenn ich es wage, einen sehr peinlichen Gegenstand zu berühren. Als sie so freundlich waren, mir mein Taschentuch zu bringen, haben Sie, wie ich fürchte, zufällig eine Bemerkung gehört, die ich nicht wiederholen möchte und nicht zu entschuldigen versuchen will, aber ich wage zu hoffen, daß es Ihnen nicht wichtig genug schien, den Grafen davon zu unterrichten.«

»Ich verschweige meinem Manne nie etwas, selbst Kleinigkeiten nicht, Fräulein Halpern.«

»Ich bitte Sie, Frau Gräfin, Sie und Ihren Herrn Gemahl, die traurige Lage zu bedenken, in der meine Schwester sich augenblicklich befindet. Sie sprach unter dem Eindruck des schmachvollen Benehmens, das ihr Mann sich gegen sie erlaubt hat. Darf ich hoffen, daß ihre übereilten Worte großmütige Vergebung finden werden?«

»Ganz gewiß,« sagte des Grafen ruhige Stimme hinter Sultana. Er hatte sich mit geräuschlosen Schritten herangeschlichen. »Als die Frau Baronin jene Worte sprach, beging sie eine Ungerechtigkeit gegen mich, die ich beklage - und verzeihe. Erwähnen wir des Gegenstandes nie wieder.«

»Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, Herr Graf,« entgegnete Sultana.

Wenige Minuten später saß sie in ihrem Zimmer am Schreibtisch. In ihrem Briefe an den Anwalt erwähnte sie Anna Gathericks nicht, weil die Angelegenheit mit einem Geheimnis verknüpft war, das sie noch nicht aufklären konnte und dessen Erwähnung deshalb unnütz gewesen wäre.

Herrn von Morton legte sie eine Abschrift ihres Briefes an den Anwalt bei, damit Lauras Onkel daraus ersehe, wie ernster Natur die Sache sei, und erklärte ihm, die Uebersiedelung der Schwestern gewähre die einzige Möglichkeit, ein öffentliches Aergernis zu verhindern.

Gegen sechs Uhr war Sultana mit ihren Briefen fertig und schickte sich an, ins Dorf zu gehen, Unterwegs sah sie sich wiederholt um, bemerkte aber keinen Menschen, der ihr folgte. Hinter ihr rasselte ein schwerer Lastwagen. Sie blieb stehen, um ihn an sich vorüberzulassen. Als sie das Gefährt aufmerksamer betrachtete, glaubte sie hin und wieder die Füße eines Mannes hinter dem Wagen hergehen zu sehen, der Fuhrmann schritt vorn neben seinen Pferden her.

Ohne etwas Auffallendes bemerkt zu haben, langte Sultana im Wirtshaus an. Sie freute sich, zu sehen, daß die Wirtin die arme Fanny sehr gut aufgenommen und ihr ein hübsches kleines Zimmer angewiesen hatte.

»Meine Schwester und ich, wir werden uns Ihrer stets annehmen, liebe Fanny,« versicherte Sultana dem noch immer sehr betrübten Mädchen, »auch werden wir dafür sorgen, daß Ihnen niemand etwas Schlimmes nachsagt. Jetzt hören Sie mich an, meine Liebe. Ich bin im Begriff, Ihnen eine Sache von höchster Wichtigkeit anzuvertrauen. Sie sollen mir diese beiden Briefe besorgen. Den, auf welchen die Marke aufgeklebt ist, werden Sie morgen in London zur Post geben, den anderen, der an Herrn von Morton adressiert ist, werden Sie ihm selbst überreichen, sobald Sie in Limmerig angekommen sind. Verwahren Sie die beiden Briefe gut, sie sind von der höchsten Wichtigkeit für meine Schwester.«

Fanny versteckte sie am Busen.

»Hier sollen sie bleiben,« sagte sie, »bis ich damit getan habe, was Sie mir befahlen, gnädiges Fräulein.«

»Versäumen Sie den Zug nicht, Fanny, und wenn Sie die Haushälterin in Limmerig sprechen, grüßen Sie sie von mir und sagen Sie ihr, daß Sie in meinen Diensten stehen bis die Frau Baronin Sie wieder zurücknehmen kann.«

»Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, bitte, der Frau Baronin meine Empfehlung zu bestellen.«

A!s Sultana wieder im Schloß eintraf, suchte sie Laura auf.

»Die Briefe sind in Fannys Händen,« sagte sie ihr. »Kommst du mit zu Tisch?«

»O nein, nicht um die Welt.«

»Ist etwas vorgefallen?«

»Paul war bei mir. »Hast du dich eines Besseren besonnen ?« herrschte er mich an. »Früher oder später werde ich es doch aus dir herausbringen. Du weißt, wo Anna Gatherick sich gegenwärtig aufhält.« Ich versicherte ihm, daß ich es nicht wüßte. »Doch, du weißt es,« fuhr er mich an. »Ich werde dir deine Halsstarrigkeit schon austreiben.« Und noch einen finsteren Blick auf mich werfend, rannte er fort.«

»Ein Beweis, daß er Anna nicht gefunden hat und wir für diesen Abend noch sicher sind.«

Das gräfliche Paar und der Baron waren noch im Speisezimmer, als Sultana erschien. Graf Fosco war sehr erhitzt und nicht mit der gewohnten Sorgfalt gekleidet. Unverkennbar quälte ihn eine heimliche Besorgnis, die er trotz all seiner Verstellungskunst nicht zu verbergen vermochte. Während des ganzen Mahles war er fast ebenso schweigsam wie der Baron. Von Zeit zu Zeit blickte er mit einem Ausdruck verstohlener Unruhe auf seine Frau.

Um acht Uhr ging der Graf in den Vorsaal hinaus und kehrte mit dem Postbeutel in der Hand zurück. Es war die Zeit, um welche die Briefe von Brandon abgeholt wurden.

»Haben Sie Briefe für die Post, gnädiges Fräulein?« fragte er, mit dem Postbeutel vor Sultana hintretend.

»Nein, Herr Graf, ich danke Ihnen, ich habe heute keine Briefe.«

Die Gräfin erhob sich und glitt aus dem Zimmer. Sultana wollte ihr folgen, nachdem auch der Baron sich entfernt hatte, aber der Graf hielt sie, ihre Ungeduld nicht beachtend, mit einer Unmenge von Fragen auf.

Eine halbe Stunde war seit dem Augenblick verstrichen, wo seine Frau fortgegangen war, als er Sultana endlich freigab.

»Ich werde jetzt mit Paul im Garten eine Zigarre rauchen,« sagte er, sich mit einem Lächeln von Sultana verabschiedend.

Sultana war froh, endlich alles Zwanges ledig zu sein. In ihrem Zimmer war die Lampe schon angezündet, aber sie zog sich in das anstoßende Schlafkabinett zurück, und nachdem sie die Tür hinter sich zugemacht hatte, lehnte sie sich weit zum Fenster hinaus, zerstreut in die stockfinstere Nacht hinausblickend. Ein scharfer Tabakgeruch stahl sich aus der schweren Nachtluft zu ihr empor. Ein kleiner roter Funke kam immer näher, wanderte an dem Fenster vorüber, an dem sie stand, und hielt vor dem Zimmer an, in dem die Lampe brannte.

Der rote Funke blieb einen Augenblick unbeweglich und flog dann in derselben Richtung zurück, aus der er gekommen war. Ein zweiter Funke leuchtete in der Dunkelheit auf. Beide begegneten sich in der Dunkelheit. Der Graf, der an seiner Zigarre kenntlich war, hatte unter Sultanas Fenster Aufstellung genommen, um zu beobachten und zu horchen. Paul von Senden war ihm später gefolgt.

Sultana wartete ruhig am Fenster, überzeugt, daß die beiden Lauscher sie

in der Dunkelheit des Zimmers nicht sehen würden.

»Weshalb kommen Sie nicht herein, Fosco?« fragte der Baron.

»Ich muß warten, bis das Licht in diesem Zimmer verlöscht ist,« antwortete der Graf leise.

»Was kümmert Sie jenes Licht?«

»Es beweist mir, daß sie noch nicht zu Bett gegangen ist. Sie ist schlau genug, etwas zu argwöhnen, und verwegen genug, herunterzukommen, um zu horchen. Nur Geduld, Paul, Geduld!«

»Unsinn! Sie predigen mir beständig Geduld!«

Ich werde sofort von etwas anderem sprechen. Sie stehen am Rande eines Abgrundes, und wenn ich Sie nicht mit fester Hand zurückhalte und Sie den Schwestern noch eine einzige Gelegenheit dazu geben, werden Sie, mein Ehrenwort zum Pfande, von ihnen hinuntergestoßen werden.«

»Was soll das nun wieder heißen?«

Sultana beabsichtigte, durch das Fenster ihres Wohnzimmers auf dieses Dach zu steigen, geräuschlos an diesem entlang zu schleichen, bis sie an die Stelle kam, die sich unmittelbar über des Barons Zimmer befand, und sich dann zwischen den Blumentöpfen, mit dem Ohr an das eiserne Gitter gedrückt, niederzukauern. Wenn Paul von Senden und der Graf sich auch an diesem Abend so zum Rauchen hinsetzten, wie Sultana sie schon manchen Abend dicht am offenen Fenster hatte sitzen sehen, die Füße auf den eisernen Sesseln der Veranda ruhend, mußte sie jedes Wort hören, das sie sprachen; fiel es ihnen aber ein, sich mehr in das Innere des Zimmers zurückzuziehen, so hatte sie wenig Aussicht, etwas zu erlauschen.

Sie kehrte leise in ihr Schlafzimmer zurück, legte ihr seidenes Kleid ab, weil das geringste Rascheln des Stoffes sie in der stillen Nacht verraten hätte, hüllte sich in einen dunklen Reisemantel, dessen Kapuze sie über den Kopf zog, löschte die Lampe aus und schlich aus dem Fenster und setzte die Füße vorsichtig auf die Bleiplatten der Veranda.

Sultana's Zimmer lagen an dem inneren Ende des neuen Schloßflügels, den die gesamten Hausgenossen bewohnten, und sie mußte an fünf Fenstern vorüber, um zu der Stelle zu gelangen, die sich unmittelbar über dem Arbeitszimmer des Barons befand. Das erste Fenster war das eines Fremdenzimmers, das augenblicklich unbenutzt war, die drei nächsten gehörten zu Laura's Gemächern und das fünfte zu dem Zimmer der Gräfin.

Kein Laut ließ sich vornehmen, tiefe Finsternis umgab Sultana, als sie die Füße auf die Veranda gesetzt hatte, nur aus dem Fenster der Gräfin strahlte Licht, sie war also noch nicht zu Bett gegangen. Unmittelbar unter dem dunklen Fenster Laura's kniete Sultana nieder, stützte sich mit den Händen auf den Boden und glitt so unter dem Schutz der niedrigen Mauer zwischen dem Dach, der Veranda und dem erleuchteten Fenster bis zu ihrem Lauscherposten hin und kauerte sich zwischen den Blumentöpfen nieder. Die duftenden Blüten zu ihrer Linken streiften ihr Gesicht.

Das Schließen verschiedener Türen unter ihr verriet, daß der Graf die beiden Gemächer zu beiden Seiten des Arbeitszimmers, in dem die Unterredung mit Paul von Senden stattfinden sollte, untersucht hatte.

»Werden Sie sich nicht endlich hinsetzen, Fosco?« rief der Baron ungeduldig.

Die Gartenstühle auf der Veranda wurden zurechtgeschoben. Die Turmuhr schlug elf, als der Graf und Senden ihre gewohnten Plätze am Fenster einnahmen und ihre Unterredung begannen. Die Seltsamkeit und die Gefahr ihrer Lage und die Furcht vor dem erleuchteten Fenster der Gräfin machten es Sultana anfangs unmöglich, ihre Aufmerksamkeit dem Gespräch zuzuwenden. Sie verstand im allgemeinen nur, daß Senden dem Grafen vorwarf, die von ihm so dringend gewünschte Unterredung von Stunde zu

Stunde hinausgeschoben zu haben, worauf Fosco ihm erwiderte, erst jetzt wäre die Zeit, wo sie weder Lauscher noch Störungen zu befürchten hätten.

»Wir stehen vor einer sehr ernsten Krisis unserer Angelegenheiten, Paul,« rief er, »und wenn wir eine Entscheidung für die Zukunft treffen wollen, muß es heute geschehen.«

»Krisis?« wiederholte Senden. »Es ist eine schlimmere Krisis, als Sie ahnen, das kann ich Ihnen sagen.«

»Das ließ sich nach Ihrem Benehmen während der letzten Tage vermuten,« entgegnete Fosco trocken. »Aber ehe wir uns mit dem befassen, was ich nicht weiß, verständigen wir uns über das, was ich weiß. Hören Sie zunächst, ob ich über die Vergangenheit genau unterrichtet bin, bevor ich Ihnen Vorschläge für die Zukunft mache. Wir beide kehrten vom Festlande auf dieses Gut zurück, bedrückt von schweren Geldverlegenheiten.«

»Kurz und bündig, ich brauche einige Tausende, Sie einige Hunderte, und ohne das Geld sind wir einfach zugrunde gerichtet.«

»So ist es, Paul, und die einzige Art, es uns zu verschaffen. ist, die erforderliche Summe mit Hilfe Ihrer Frau zu erlangen. Durch Ihre Heftigkeit entfremdeten Sie sich Ihre Frau, reizten Sie Ihre Schwägerin, brachten Sie sich um Ihre Vollmacht und veranlaßten Sie Fräulein Halpern, das erste Mal an den Anwalt der Mortons zu schreiben.«

»Das erste Mal? Was wollen Sie damit sagen?«

»Daß Fräulein Halpern heute zum zweiten Male an den Anwalt geschrieben hat. Sie achten auf nichts, was um Sie her vorgeht, mein Freund. Danken Sie Ihrem Glücksstern, daß Sie mich an Ihrer Seite haben, der das Unheil so schnell wieder gut macht, wie Sie es anrichten. Wo hatten Sie Ihre Augen, daß Sie in Fräulein Halpern nicht die Umsicht und Entschlossenheit erkannten, auf die der Mann stolz sein dürfte? Diese Person, die in de Kraft ihrer Liebe und ihres Mutes fest wie ein Felsen zwischen uns beiden und Ihrer Frau Gemahlin steht, treiben Sie zum äußersten.«

»Sie würden noch weniger gelassen sein als ich, wenn Sie wüßten, was ich weiß. Die Geldverlegenheit ist nicht die einzige Schwierigkeit, mit der wir zu kämpfen haben.«

»Erledigen wir zuerst die Geldfrage. Habe ich Ihnen nun klar gemacht, daß Sie mit Ihrer Heftigkeit nichts erreichen werden?«

»Sagen Sie mir lieber, wie wir sonst zum Ziele gelangen können.«

»Legen Sie von heute abend an die Leitung der Sache ganz in meine Hände.«

»Was beabsichtigen Sie in diesem Falle zu tun?«

»Das, was geschehen soll, muß ich mir erst noch überlegen. Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß Fräulein Halpern heute zum zweiten Male an den Anwalt Ihrer Frau geschrieben hat.«

»Wie sind Sie dahintergekommen und was hat Sultana ihm geschrieben ?«

»Ihnen das mitzuteilen, würde mich zu lange aufhalten. Genug, ich habe es entdeckt, und daß ich es entdeckte, hat mir Mühe und Kopfzerbrechen genug gekostet. Kehren wir nun wieder zu unserer Geldangelegenheit zurück. Sie haben die erforderliche Summe gegen eine ungeheure Entschädigung auf Wechsel erhoben, die in drei Monaten fällig sein werden. Sie zu bezahlen, wird Ihnen nur durch die Hilfe Ihrer Frau möglich sein. Oder haben Sie noch Geld bei Ihrem Bankier?«

»Einige Hundert Pfund, während ich viele Tausende brauche.«

»Wie hoch beläuft sich die Mitgift Ihrer Frau?«

»Sie verfügt nur über die Zinsen von dreißigtausend Pfund, kaum genug für unsere täglichen Ausgaben.«

»Was hat sie sonst noch zu erwarten?«

»Dreitausend jährlich, wenn ihr Onkel stirbt.«

»Ein hübsches Vermögen. Ist der Onkel schon ein alter Mann?«

»Nicht alt, nicht jung, ein griesgrämiger, selbstsüchtiger Narr, der beständig über seine Gesundheit klagt.«

»Diese Art von Leuten pflegt lange zu leben und, wenn man es am wenigsten vermutet, sich aus reiner Bosheit zu verheiraten. Die Ausficht auf diese Erbschaft ist nicht viel wert. Haben Sie von Ihrer Frau sonst noch etwas zu erwarten?«

»Nur wenn sie stirbt.«

»Ah,« rief der Graf, auf die Veranda tretend. »Da ist endlich der Regen.«

Es hatte schon eine geraume Zeit geregnet. Sultanas Mantel war fast ganz durchnäßt.

Der Graf kehrte in das Zimmer zurück. Der Sessel krachte unter seinem Gewicht, als er seinen Platz wieder einnahm.

»Und was fällt Ihnen zu, wenn Ihre Frau vor Ihnen sterben sollte?«

»Dreißigtausend Pfund.«

»Bar ausgezahlt?«

»Bar ausgezahlt.«

»Liegt Ihnen sehr viel an Ihrer Frau, Paul. Lieben Sie Laura?«

»Das ist eine merkwürdige Frage, Fosco.«

»Aber ich möchte sie aufrichtig beantwortet haben und wiederhole sie deshalb.«

»Weshalb sehen Sie mich so forschend an, Fosco??«

»Sie wollen mir also nicht antworten. »Gut, nehmen wir an, Ihre Frau stirbt, ehe der Sommer vorüber ist -«

»Fosco!«

»Nehmen wir an, Ihre Frau stirbt --«

»Hören Sie mir damit auf, Fosco -«

»Dann würden Sie dreißigtausend Pfund gewinnen und nichts verlieren als -«

»Die Aussicht auf eine jährliche Rente von dreitausend Pfund.«

»Eine sehr entfernte Aussicht, Paul, und Sie brauchen sofort Geld. Der Gewinn ist Ihnen in Ihrer Lage gewiß, der Verlust zweifelhaft.«

»Vergessen Sie nicht, daß ein Teil des Geldes, das ich brauche, für Sie geliehen wurde, und wenn Sie von Gewinn sprechen, denken Sie sicher auch daran, daß der Tod Lauras Ihrer Frau zehntausend Pfund in die Tasche spielen würde. Das der Gräfin von meinem Schwiegervater bestimmte Legat gelangt erst nach dem Tode seiner Tochter in den Besitz der Schwester. Ihre Blicke und Fragen sind mir ganz unheimlich.«

»Weshalb? Regt sich Ihr Gewissen? Ich spreche von dem Tode Ihrer Frau wie von einer Möglichkeit. Bleibt Ihre Frau am Leben, so bezahlen Sie die Wechsel mit ihrer Unterschrift, stirbt sie, mit ihrem Tode.«

Während er sprach, erlosch das Licht im Zimmer der Gräfin, und das ganze zweite Stockwerk war jetzt in Finsternis versunken,

»Wenn man Sie hört, sollte man meinen, daß ich Lauras Unterschrift schon in der Tasche habe.«

»Sie haben die Sache in meine Hände gelegt,« entgegnete der Graf, »und ich habe mehr als zwei Monate vor mir, über die Entwicklung unserer Geldgeschäfte nachzudenken. Wünschen Sie mich über Ihre anderen Verlegenheiten zu Rate zu ziehen, so stehe ich Ihnen zur Verfügung.«

»Wüßte ich nur, wie ich es anfangen soll, über diese heikle Geschichte zu sprechen.«

»Wie wär's, wenn wir der Geschichte einen Namen geben, und sie Anna Gatherick nennen?«

»Mein lieber Fosco, wir kennen einander seit langer Zeit, und wenn Sie mir schon bei verschiedenen Gelegenheiten aus der Klemme geholfen haben, tat auch ich mein Möglichstes, Ihnen Gegendienste zu leisten, namentlich, soweit es Geldsachen betraf. Aber wir haben natürlich unsere Geheimnisse gehabt, die einer dem anderen nicht anvertraute.«

»Wenigstens hatten Sie ein Geheimnis vor mir, das während der letzten Tage diesem und jenem bekannt wurde. Seien wir offen gegeneinander, Paul. Ihr Geheimnis hat mich aufgesucht, ich war es nicht, der ihm nachspähte. Sagen Sie mir mit einfachen Worten, ob Sie meines Beistandes bedürfen?«

»Ja, und sehr dringend.«

»Verlangen Sie von mir, Ihrem alten Freund, daß ich Ihr Geheimnis ehre und mich nicht darum kümmere?«

»Ja-«

»Gut, jede Spur von Neugier ist in diesem Augenblick in mir erstorben.«

»Ich will versuchen, mir Ihren Beistand zu sichern, ohne mein Geheimnis preiszugeben. Heute vormittag sagte ich Ihnen, daß ich alle Hebel in Bewegung setzte, Anna Gatherick aufzufinden. Es ist mir nicht gelungen. Ich bin verloren, wenn ich sie nicht finde!«

»Steht die Sache so schlimm? Ist sie noch ernster als Ihre Geldverlegenheit?«

»Unendlich viel ernster! Ich zeigte Ihnen den Brief Anna Gathericks an meine Frau, den ich im Sande vergraben fand. In dem Briefe brüstet sie sich nicht mit falschen Tatsachen, Fosco, sie kennt das Geheimnis wirklich.«

»Erfuhr sie es durch Sie?«

»Nein, durch ihre Mutter.«

»Ihr Beweggrund, die Tochter in eine Irrenanstalt zu sperren, ist mir jetzt klar, aber die Art und Weise ihrer Flucht ist mir unverständlich.«

»Sie war die folgsamste und ruhigste aller Patientinnen der Anstalt und die Leute dort waren so dumm, ihr zu trauen. Anna Gatherick ist gerade geistesgestört genug, um eingesperrt, vernünftig genug, mich verderben zu können, wenn sie in Freiheit ist.«

»Worin besteht augenblicklich die Gefahr Ihrer Lage, Paul?«

»Anna Gatherick hält sich in dieser Gegend auf und verkehrt mit meiner Frau. Der Brief, den sie für Laura im Sande versteckte, verrät unwiderleglich, daß meine Frau jenes Geheimnis kennt, so entschieden sie es auch leugnet.«

»Wenn die Baronin das Geheimnis wirklich kennt, muß sie natürlich wissen, daß dieses Geheimnis Sie bloßstellt, und als Ihre Frau wird sie es in ihrem eigenen Interesse finden, es zu bewahren.«

»Ja, so könnte es sein, wenn ich ihr nicht vollkommen gleichgültig und nicht zufällig einem anderen Manne im Wege wäre, den sie liebte, ehe sie mich heiratete, den sie jetzt noch liebt, einen jungen Maler, einen gewissen Raden. Und dieser Raden war es, der Anna auf der Flucht weiter half, Raden war es, der ihr in Cumberland wieder begegnete. Beide Male sprach er allein mit ihr. Er kennt ihr Geheimnis, und meine Frau kennt es. In beider Interesse liegt es, jenes Geheimnis als Waffe gegen mich zu benützen.«

»Wo ist dieser Raden?«

»Irgendwo in Zentral-Amerika, Ich würde ihm nicht raten, sobald wieder zurückzukommen.«

»Wissen Sie bestimmt, daß er in Amerika ist?«

»Ganz bestimmt. Von dem Augenblick an, wo er Cumberland verließ, bis zu der Stunde, wo er sich einschiffte, wurde er von meinen Agenten beobachtet. O, an Vorsicht habe ich es nicht fehlen lassen. Anna Gatherick

war bei Leuten auf einem Pachthof in der Nähe von Limmerig zu Besuch, Ich ging selbst nach dem Lindenhof, als Anna schon wieder entflohen war, und überzeugte mich, daß die Pächtersleute nicht wußten, wo sie sich verborgen hielt. Ihrer Mutter gab ich einen Briefentwurf zum Abschreiben einen Brief, der mich Sultana Halpern gegenüber von jedem schlechten Beweggrund freisprach, als ich Anna einer Irrenanstalt zur Pflege übergab. Plötzlich erscheint das unselige Geschöpf auf meinem eigenen Grund und Boden! Wie kann ich wissen, wem die Wahnsinnige das Geheimnis sonst noch anvertraut?«

»Ja, ja, es ist dringend notwendig, Anna Gatherick aufzufinden, und es wird meine Aufgabe sein, sie zu entdecken. Ueber alles andere können Sie sich beruhigen. Ihre Frau ist hier und ihre Schwester denkt nicht daran, sie zu verlassen; Raden ist außer Landes und kann nichts gegen Sie unternehmen. Haben Sie über Anna schon Erkundigungen eingezogen?«

»Ja, ich bin bei ihrer Mutter gewesen, und habe das ganze Dorf abgesucht, alles ohne Erfolg.«

»Können Sie sich auf ihre Mutter unbedingt verlassen, Paul ?«

»Ja.«

»Sie hat Ihr Geheimnis schon einmal verraten.«

»Sie wird es ein zweites Mal nicht tun.«

»Weshalb nicht? Liegt das Verschweigen so gut in dem Interesse dieser Frau wie in dem Ihrigen?'

»Ja, genau so.«

»Das freut mich um Ihretwillen. Lassen Sie den Mut nicht sinken, Freund. Unsere Geldangelegenheiten lassen mir Zeit genug, mich dieser Aufgabe zu widmen. Vielleicht werde ich morgen in meinen Nachforschungen nach Anna Gatherick glücklicher sein, als Sie es heute waren. Noch eine Frage, ehe wir zu Bett gehen. Als ich nach dem Bootshause ging, die Baronin zu benachrichtigen, daß Sie auf ihre Unterschrift verzichteten, führte mich der Zufall gerade zu rechter Zeit hin, eine fremde Frauensperson auf sehr verdächtige Weise von Ihrer Frau Abschied nehmen zu sehen. Leider war ich nicht nahe genug, das Gesicht der Fremden zu erblicken. Woran werde ich Anna Gatherick erkennen. Wie sieht sie aus?«

»Wie sie aussieht? Sie ist ein kränkliches Abbild meiner Frau. Stellen Sie sich Laura nach einer kaum überstandenen schweren Krankheit vor, einen Ausdruck von Geistesgestörtheit in dem bleichen Gesicht, und Sie haben Anna Gatherick.«

»Sind sie miteinander verwandt?«

»Nicht im Geringsten.«

»Und doch einander so ähnlich? Jedenfalls werde ich nach Ihrer Beschreibung Anna Gatherick sehr leicht erkennen. Beruhigen Sie sich, Paul, schlafen Sie den Schlaf des Gerechten, Sie sollen Ihre Wechsel pünktlich bezahlen und Anna Gatherick finden, mein Ehrenwort darauf, Gute Nacht!«

Es hatte die ganze Zeit hindurch geregnet. Sultana war von der Nässe und Kälte wie erstarrt. Nur mit Mühe gelang es ihr, sich vom Boden zu erheben. Nach ein Uhr war sie wieder in ihrem Zimmer.

Am anderen Morgen konnte sie sich gar nicht mehr darauf entsinnen, wie sie sich in ihr Schlafzimmer zurückgeschleppt, Licht angezündet und ihre nassen Kleider abgestreift hatte. Sie erinnerte sich nur ihres Entschlusses, geduldig auf eine günstige Gelegenheit zu warten, mit Laura zu entfliehen. Unter dem ersten Eindruck des Entsetzlichen, das sie gehört, hatte sie Wort für Wort niedergeschrieben, was sie erlebt, bis sie, von Fieberschauern geschüttelt, nicht mehr weiter konnte.

20.

Den Aufzeichnungen Sultana's, die sie niedergeschrieben hatte, um sie ihrem Anwalt zuzuschicken, hatte Graf Fosco einige Zeilen beigefügt:

Die plötzliche Erkrankung der liebenswürdigen Schwägerin Paul von Senden's gab mir die Gelegenheit, in der für einen ihrer Bekannten bestimmten Niederschrift die Betätigung eines ungewöhnlichen Frauengeistes zu bewundern. Ich beklage die grausame Notwendigkeit, die unsere Interessen einander gegenüberstellt, und bezeuge in der unparteiischsten Weise die Vortrefflichkeit der Kriegslist, durch die es ihr gelang, meine Unterredung mit dem Baron zu belauschen, wie die wunderbare Genauigkeit ihres Berichtes. Die Ereignisse treiben mich vorwärts, die Verhältnisse bereiten einen ernsten Ausgang vor. Ich drücke der Hochsinnigen mein Bedauern über das unvermeidliche Mißlingen ihres Planes, den sie zur Rettung ihrer Schwester entworfen, in tiefster Ehrerbietung aus.

Fosco.

Zweiter Band.

1.

Eines Vormittags im Juli wurde Cäsar von Morton von seinem Diener gemeldet, daß Fanny, die Kammerjungfer der Frau Baronin von Senden, dem gnädigen Herrn einen Brief zu übergeben habe.

»So nehmen Sie ihn ihr ab,« herrschte Herr von Morton seinen Diener an.

»Sie weigert sich, ihn einem anderen zu geben als dem gnädigen Herrn selbst.«

»Wer schickt den Brief?«

»Fräulein Sultana Halpern.«

Kaum hörte Herr von Morton Sultana's Namen, als er sich in das Unvermeidliche ergab. Er wußte aus Erfahrung daß ihm nur das weitere Unannehmlichkeiten ersparte.

»Lassen Sie die Person eintreten,« befahl er.

Fanny erschien, verbeugte sich ehrerbietig vor dem Baron und überreichte ihm den Brief. Unter Tränen erzählte sie, der Herr Baron habe sie ohne jeden Grund aus dem Dienst der gnädigen Frau entlassen und sie habe nach dem Dorfwirtshaus gehen müssen, um dort zu übernachten. Um sechs Uhr sei Fräulein Halpern zu ihr gekommen und habe ihr zwei Briefe gegeben, einen an Herrn von Morton, den anderen an einen Herrn in London. Kurz vor neun Uhr. wollte sie eine Tasse Tee trinken, als die Tür sich öffnete und die Frau Gräfin Fosco, die Schwester des Herrn von Morton eintrat. Die Frau Gräfin erklärte ihr unerwartetes Erscheinen im Wirtshaus damit, daß sie Fanny noch einige Aufträge zu überbringen habe, die Fräulein Halpern in der Eile vergessen hatte. Die Frau Gräfin war so außerordentlich rücksichtsvoll, darauf zu bestehen, daß Fanny ihren Tee trinke, ehe sie ihr die empfangenen Bestellungen ausrichte.

»Wenn Sie es durchaus nicht anders wollen,« sagte die Gräfin, »werde ich zu Ihrer Beruhigung den Tee selbst machen und eine Tasse mittrinken. Die Gräfin war auch in der Tat so herablassend, den Tee zu bereiten und dem Mädchen eine Tasse aufzunötigen. Fünf Minuten, nachdem Fanny den Tee getrunken hatte, wurde sie zum ersten Male in ihrem Leben ohnmächtig.

Als sie nach ungefähr einer halben Stunde wieder zu sich kam, lag sie auf dem Sofa und es war nur die Wirtin bei ihr. Die Gräfin, der es zu spät geworden, war fortgegangen, sobald Fanny zum Bewußtsein zurückzukehren schien und die Wirtin war dann so freundlich gewesen, sie zu Bett zu bringen.

Wieder allein gelassen, überzeugte sich Fanny, daß die Briefe noch an der alten Stelle lagen, aber sehr zerknittert waren. In der Nacht hatte sie einige Schwindelanfälle, doch am Morgen fühlte sie sich wieder wohl genug abzureisen. Den Brief an den Herrn in London hatte sie dort mit eigenen Händen in einen Briefkasten geworfen und den zweiten Brief dem Schloßherrn von Limmerig abgeliefert.

Herr von Morton las den Brief Sultana's mit steigender Entrüstung. Was wagte sie ihm alles zuzumuten! Alle erdenklichen Greuel sollten ihn treffen, wenn er zögerte, seiner Nichte in Limmerig eine Zufluchtsstätte anzubieten.

»Und was habe ich verschuldet, solche Quälereien zu verdienen?« fragte sich Morton verdrießlich. »Ich habe meine Nichte mit dem Manne verheiratet, dem ihr Vater sie bestimmt hat. Es ist nicht meine Schuld, wenn

sie sich mit Paul von Senden nicht vertragen kann. Tue ich Sultana den Willen und lade Laura nach Limmerig ein, welche Sicherheit habe ich, daß der Baron ihr nicht in hellem Zorn hierher folgt?«

Um dem Labyrinth von Sorgen und Unannehmlichkeiten zu entgehen, das er schaudernd in der Ferne vor sich zu erblicken glaubte, schrieb er Sultana, sie möchte zunächst allein nach Limmerig kommen, um die Angelegenheit mit ihm zu besprechen. Wenn sie imstande wäre, seine Einwendungen zu widerlegen, würde er Laura mit Vergnügen wieder bei sich aufnehmen, andernfalls nicht.

Drei Tage später erhielt Herr von Morton einen Brief von Dr. Kirk, dem Vertreter Gilmores, der ihm mitteilte, er habe kürzlich durch die Post einen Brief empfangen, dessen Adresse von Sultana Halpern geschrieben war, und beim Oeffnen des Umschlages zu seinem Erstaunen nur ein leeres Blatt Papier darin gefunden. Dieser Umstand sei ihm sehr verdächtig erschienen, er habe sofort Fräulein Halpern um Auskunft gebeten, aber keine erhalten, und frage deshalb bei Herrn von Morton an, ob er etwas von der Sache wisse.

Cäsar von Morton schrieb dem Anwalt, er wünsche nicht mit solchen Dingen belästigt zu werden.

Daß der Anwalt nichts mehr von sich hören ließ, wunderte Morton nicht, wohl aber, daß auch Sultana schwieg. Er schloß daraus, Laura habe sich wieder mit ihrem Manne ausgesöhnt und werde ihn mit ihrem Besuch verschonen. Eines Morgens wurde ihm Graf Fosco angemeldet.

»Großer Gott, mein Schwager!« stöhnte Morton. »Zweifellos kommt er, um Geld von mir zu borgen. Hat der Herr nicht gesagt, was ihn hierherführt?« fragte er den Diener.

»Der Herr Graf ist gekommen, weil es Fräulein Halpern nicht möglich war, Brandon zu verlassen.«

»Bitten Sie ihn, einzutreten.«

Graf Fosco mit seinem verbindlichen Wesen und seiner vornehmen Haltung machte auf Morton einen recht günstigen Eindruck,

»Erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen, Herr von Morton,« begann der Graf. »Ich komme von Schloß Brandon, habe die Ehre und das Glück, der Gemahl Ihrer Schwester zu sein, und darf deshalb bitten, nicht als Fremder betrachtet zu werden.«

»Nehmen Sie gefälligst Platz.«

»Ich habe Ihnen leider unangenehme Dinge mitzuteilen.«

»Ist jemand gestorben?« ,

»Gestorben? Was bringt Sie auf diese schreckliche Vermutung?«

»Ich nehme in solchen betrübenden Fällen immer gleich das Schlimmste an. Ist jemand krank?«

»Ja, Herr von Morton =«

»Welche von den beiden Schwestern?«

»Fräulein Halpern. Vielleicht waren Sie einigermaßen darauf vorbereitet, als die junge Dame weder Ihrer Einladung folgte, noch Ihren Brief beantwortete.«

»Ja, ich war nicht ohne Besorgnis. Ist die Sache bedenklich?«

»Ohne allen Zweifel, doch nicht gefährlich, wie ich von ganzem Herzen hoffe. Die junge Dame hat sich unglücklicherweise lange Zeit einem Regenguß ausgesetzt, sich eine starke Erkältung zugezogen und liegt jetzt im heftigen Fieber.«

»Darf ich Sie bitten, mich genau von der Veranlassung zu unterrichten, der ich die Ehre Ihres Besuches verdanke?«

»Ich komme zunächst, um Ihnen mit aufrichtigem Bedauern von dem beklagenswerten Zerwürfnis zwischen dem Baron und seiner Frau Gemahlin

Mitteilung zu machen. Ich bin der älteste Freund Paul von Sendens, bin Augenzeuge alles dessen, was sich in Schloß Brandon zugetragen hat, durch meine Heirat mit der Baronin verwandt und genötigt, Ihnen, als dem Onkel Laura von Sendens, zu gestehen, daß Sultana Halpern in dem kürzlich an Sie gerichteten Schreiben nichts übertrieben hat und eine zeitweilige Trennung des Ehepaares die einzige friedliche Lösung ermöglicht. Kein anderes Haus als das Ihrige kann der Baronin eine schickliche Zuflucht gewähren, und ich ersuche Sie deshalb, sie ihr anzubieten.«

Herr von Morton starrte seinen Gast wie entgeistert an. -

In Brandon ist man gewöhnt, mich in allen schwierigen Angelegenheiten zu Rate zu ziehen,« fuhr der Graf bedächtig fort, »auch über Ihren interessanten Brief an Fräulein Halpern mußte ich meine Meinung äußern. Ich begriff augenblicklich, weshalb Sie Sultana Halpern hier zu sehen wünschten, ehe Sie einwilligten, die Frau Baronin von Senden bei sich aufzunehmen, aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Paul von Senden seinen Fuß nicht über Ihre Schwelle setzen wird, so lange Ihre Nichte in Limmerig verweilt. Der Baron wird seine zeitweilige Freiheit gern dazu benutzen, für einige Wochen auf Reisen zu gehen. Mit der Einladung an ihre Nichte dürfen Sie natürlich nicht bis zur Genesung Ihrer Schwester warten, Sie müssen sich vielmehr beeilen, sie aufzufordern, ungesäumt zu Ihnen zu kommen. Der Kranken kann sie, die selbst leidend ist, von keinerlei Nutzen sein. Ich habe in dem Stadtviertel St. Johns Wood auf sechs Monate ein kleines möbliertes Haus gemietet, was uns gegenwärtig im Interesse Ihrer Nichte sehr zu statten kommt. Der Baronin wird ihre Reise dadurch bedeutend erleichtert. Bei ihrer Ankunft in London erwarte ich sie auf dem Bahnhof, führe sie ihrer Tante, meiner Frau zu, sie übernachtet bei uns wenn sie sich erholt hat, begleite ich sie wieder zum Bahnhof und hier wird sie von ihrer eigenen Kammerjungfer, die im Dorfe Limmerig wohnt, in Ihrem Wagen abgeholt. Ich rate Ihnen dringend, der unglücklichen jungen Frau, deren Sache ich führe, Ihre Gastfreundschaft anzubieten und mir den Brief zur Bestellung zu übergeben.«

Herr von Morton hatte diesen langatmigen Auseinandersetzung mit nicht zu verbergendem Aerger zugehört, zögerte aber nicht, den von ihm verlangten Brief zu schreiben. Er wußte, daß Laura seine Einladung um keinen Preis annehmen werde, so lange Sultana noch krank war, und wunderte sich nur, wie dieser Umstand dem schlauen Italiener entgangen sein konnte.

»Liebste Laura!« schrieb er. »Ich bitte Dich, sobald es Dir angenehm ist, nach Limmerig zu kommen. Die Anstrengung der Reise zu mildern, rate ich Dir, in London im Hause Deiner Tante zu übernachten. Ich bedaure von Herzen, daß die arme Sultana krank ist.

Dein treuer Onkel.«

Morton überreichte dem Grafen diese Zeilen, und wenige Minuten später war sein Gast verschwunden. Mit dem Nachmittagszug kehrte er nach London zurück.

2.

An jenem Morgen, an dem Sultana in ihren durchnäßten Kleidern, vor Frost zitternd, in ihrem Zimmer angekommen war, hatte Frau Michels, die Wirtschafterin, sie in heftigem Fieber und laut phantasierend auf ihrem Sopha sitzend aufgefunden.

Die Baronin war die erste, die aus ihrem Schlafzimmer herbeieilte. Sie war so furchtbar aufgeregt und so namenlos betrübt, daß sie nicht das Geringste für ihre Schwester zu tun vermochte, aber Graf Fosco und seine Frau, die gleich nach ihr erschienen, bemühten sich beide um die Kranke. Der Baron schickte einen reitenden Boten an Doktor Dawson in Eulenhorst.

Doktor Dawson kam nach weniger als einer halben Stunde an, untersuchte die Kranke und nannte den Fall einen sehr ernsten. Der Graf unterhielt sich mit dem Arzt über die Patientin und verließ dann das Zimmer, doch ehe er ging, sagte er Frau Michels, wenn man seiner im Laufe des Tages bedürfe, werde er im Bootshause am See zu finden sein. Er blieb bis um sieben Uhr abends dort. -

Sultana verbrachte die Nacht sehr schlecht. Das Fieber wurde immer heftiger. In der ganzen Gegend war keine ordentliche Krankenwärterin aufzutreiben, so daß die Gräfin und Frau Michels die Pflege Sultanas übernahmen und einander bei den Nachtwachen ablösten. Laura bestand darauf, bei ihnen zu bleiben, obwohl sie viel zu erschüttert war, ihnen helfen zu können.

Der Baron und der Graf kamen am Morgen, sich nach dem Befinden Sultanas zu erkundigen, worauf der Graf wieder nach dem Bootshause ging, dort ungestört zu studieren, wie er sagte. Gegen Abend des dritten Tages kehrte der Graf, anscheinend in bester Laune, aus dem Bootshause zurück.

»Haben Sie die Person gefunden?« rief ihm der Baron entgegen.

Ein zufriedenes Lächeln erhellte des Grafen Gesicht, aber er antwortete nicht. In demselben Moment bemerkte der Baron Frau Michels und warf ihr einen wütenden Blick zu.

»Kommen Sie in mein Zimmer, Fosco, und erzählen Sie mir alles,« rief er. Hier kann man sicher sein, auf Schritt und Tritt jemandem zu begegnen.«

»Mein lieber Paul,« erwiderte ihm der Graf begütigend, »Frau Michels hat jetzt sehr schwere Pflichten. Sie sehen wirklich recht angegriffen aus, Frau Michels. Es ist die höchste Zeit, daß Sie und meine Frau Hilfe bekommen. Meine Frau, die genötigt sein wird, morgen oder übermorgen nach London zu reisen, wird eine erfahrene Krankenwärterin mitbringen, die uns auf das wärmste empfohlen wurde. Erwähnen Sie gegen Doktor Dawson noch nichts davon, er ist immer unzufrieden mit dem, was ich rate oder tue, aber wenn die Frau erst hier ist, wird sie ihm schon gefallen.«

Zwei Tage später reiste die Gräfin mit dem ersten Zuge nach London. Fosco hatte sie zum Bahnhof begleitet.

Sultanas Pflege war jetzt Frau Michels ganz allein überlassen. Vom Bahnhof zurückgekehrt, erschien der Graf im Krankenzimmer, sich nach der Befinden der Patientin zu erkundigen. Doktor Dawson, der gerade zugegen war, erwiderte ihm, er finde, der Zustand der Kranken bessere sich, der Graf war anderer Ansicht und es kam zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen den beiden Herren.

Spät nachts traf die Gräfin wieder im Schlosse ein und brachte die Krankenwärterin aus London mit, offenbar eine Ausländerin. Frau Pigeon, eine kleine, steife Person von ungefähr fünfzig Jahren, mit listig zwinkernden Augen und dunkler Hautfarbe wie die einer Kreolin, war sehr schweigsam und zurückhaltend.

Auf des Grafen besonderen Wunsch sollte Frau Pigeon die Pflege der Kranken nicht eher übernehmen, als bis Doktor Dawson sie gesehen haben würde. Als Frau Michels die Fremde dem Arzt vorstellte, beantwortete sie dessen Fragen in ihrem gebrochenen Englisch sehr ruhig und bestimmt.

Frau Pigeon pflegte die Kranke mit großer Sorgfalt und Umsicht. Sultana schwankte zwischen einer Art schläfriger Erschöpfung, die halb Ohnmacht, halb Schlummer war und heftigen Fieberanfällen, die immer von Irrereden begleitet waren. Weder die Baronin noch Doktor Dawson fanden jemals Ursache, mit der neuen Wärterin unzufrieden zu sein.

Wenige Tage nach der Ankunft der Französin riefen Geschäftsangelegenheiten den Grafen nach London. Ehe er abreiste, sprach er mit der Baronin im Tone schmerzlicher Besorgnis über den Gesundheitszustand Sultanas.

»Vertrauen Sie Doktor Dawson die Behandlung Ihrer Schwester noch einige Tage länger an,« sagte er, »wenn sich dann aber noch keine Besserung zeigt zögern Sie nicht, einen Arzt aus London zu berufen, Beleidigen Sie Doktor Dawson und retten Sie Sultana, das ist mein Rat.«

Des Grafen Abwesenheit von Brandon dauerte beinahe eine Woche. Baron von Senden schien ihn sehr zu vermissen und sehr gedrückt über die Krankheit seiner Schwägerin und die schwankende Gesundheit seiner Frau.

Im Verlaufe der nächsten Tage schien Sultana sich ein wenig zu erholen, und das Vertrauen der Baronin zu Doktor Dawson lebte wieder auf. Er stellte ihre Genesung in nahe Aussicht und versicherte der Baronin, er selbst würde vorschlagen, noch einen Arzt zu berufen, wenn nur der Schatten eines Zweifels in ihm erwacht wäre.

Die einzige, der Doktor Dawsons Worte keine Beruhigung gaben, war die Gräfin, die voller Ungeduld der Rückkehr ihres Mannes entgegensah. Am Abend des dritten Tages bemerkte Frau Michels eine Veränderung an Sultana, die ihr ernste Besorgnis einflößte, auch Frau Pigeon war diese ungünstige Veränderung aufgefallen. Laura, die, von Erschöpfung überwältigt, auf dem Sopha im Wohnzimmer eingeschlafen war, wurde davon nichts mitgeteilt.

Doktor Dawson, der an diesem Abend seinen Besuch später machte als sonst, war sehr erschrocken, als er Sultana erblickte. Er ließ das Zimmer desinfizieren und erklärte im Schloß übernachten zu wollen. Der Baronin untersagte er aufs strengste, sich der Kranken zu nähern.

»Hat das Fieber einen ansteckenden Charakter angenommen?« fragte Frau Michels flüsternd.

»Ich fürchte es,« erwiderte er, »doch werden wir morgen besser imstande sein, das festzustellen.«

Am nächsten Morgen wurde ein Diener mit einem Brief an einen der berühmtesten Aerzte nach London geschickt mit dem Auftrag, Doktor Templin womöglich mit dem frühesten Zuge mitzubringen. Eine halbe Stunde später langte der Graf wieder in Brandon an.

Sultana erkannte keine der Personen, die sie umgaben. Las der Graf an ihr Bett trat, blickte sie ihm mit einem Ausdruck des Entsetzens ins Gesicht. Der Graf fühlte ihren Puls und berührte mit seinen Fingerspitzen ihre Schläfen, betrachtete die Kranke sehr aufmerksam und wendete sich dann voll Entrüstung nach Doktor Dawson um, der, bleich vor Zorn und Bestürzung, keines Wortes mächtig war.

»Wann ist diese Veränderung eingetreten, Frau Michels ?« fragte Fosco die Wirtschafterin.

Sie nannte ihm die Zeit.

»Ist die Frau Baronin seitdem in diesem Zimmer gewesen?«

»Nein, Herr Doktor Dawson gestattete der gnädigen Frau nicht mehr, hier einzutreten.«

»Ist Ihnen und Frau Pigeon mitgeteilt worden, daß Fräulein Halpern Typhus hat?«

»Es ist kein Typhus,« unterbrach Doktor Dawson den Grafen. »Hier hat niemand das Recht, Fragen zu stellen, als ich. Wenn Doktor Templin, den ich aus London berufen habe, hier sein wird, werde ich ihm Rede und Antwort stehen, einem anderen nicht. Ich habe meine Pflicht voll und ganz getan.«

»Ich mache Sie nochmals darauf aufmerksam, daß sich das Fieber in Typhus verwandelt hat.«

Ehe Doktor Dawson etwas erwidern konnte, erschien die Baronin auf der Schwelle des Krankenzimmers.

»Ich will und muß hereinkommen,« sagte sie mit ungewohnter Festigkeit.

Anstatt sie zurückzudrängen, führte der Graf sie an das Bett ihrer Schwester, doch Doktor Dawson schob sie mit starkem Ruck zur Seite.

»Ich fürchte, das Fieber ist ansteckend,« erklärte er, »und deshalb beschwöre ich Sie, sich einstweilen diesem Zimmer fern zu halten.«

Die Baronin sank Frau Michels ohnmächtig in die Arme, Von der Gräfin und Frau Pigeon unterstützt, trug die Wirtschafterin sie in ihr Zimmer.

Um sechs Uhr traf Dr. Templin aus London ein. Nach einer längeren Unterredung mit Doktor Dawson und eingehender Untersuchung der Kranken erklärte der Londoner Arzt mit aller Entschiedenheit, Sultana habe den Typhus.

Frau Pigeon faltete ihre dünnen braunen Hände und sah Frau Michels mit bedeutsamem Lächeln an.

Doktor Templin versprach, nach fünf Tagen wiederzukommen. Diese fünf Tage vergingen der Baronin und Frau Michels in großer Besorgnis.

Die Gräfin Fosco und Frau Michels lösten Frau Pigeon am Krankenlager ab, denn Sultanas Zustand verschlimmerte sich zusehends und erforderte die größte Aufmerksamkeit. Die Baronin zeigte eine wunderbare Entschlossenheit. Aller Einwendungen des Arztes ungeachtet blieb sie bei ihrer Schwester.

Am fünften Tage kam Doktor Templin wieder und gab der Baronin einige Hoffnung. In abermals fünf Tagen sollte sein dritter Besuch erfolgen. Die Zwischenzeit verging wie vorher, nur war der Graf eines Morgens wieder nach London gereist und am Abend zurückgekehrt.

Bei seinem dritten Besuch erklärte Doktor Templin die Kranke außer aller Gefahr, sie bedürfe keines Arztes mehr, alles, was sie noch brauche, sei gewissenhafte Pflege.

Diese Freudenbotschaft war für die Baronin überwältigend. Sie verfiel in einen Zustand der Schwäche und Abgespanntheit, der ihr nicht gestattete, ihr Zimmer zu verlassen. Ruhe und später Luftveränderung waren die einzigen Mittel, die Doktor Dawson für sie empfehlen konnte. An demselben Tage, an dem die Baronin sich so matt fühlte, daß sie die Schwester nicht mehr besuchen konnte, gerieten der Graf und Doktor Dawson wieder in Streit, und der Arzt, den der Schloßherr nicht gegen seinen Gast in Schutz nehmen mochte, entfernte sich in tiefer Entrüstung. Zum Glück bedurfte Sultana der ärztlichen Behandlung nicht mehr, und der Baronin wurde es verschwiegen, daß Doktor Dawson nicht wiederzukehren erklärt hatte.

Noch an demselben Tage wurde Frau Michels in das Zimmer des Barons beschieden. Der Graf, der bei ihm war, ging augenblicklich fort, als sie eintrat.

»Ich habe über eine Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen, Frau Michels, über die ich schon seit einiger Zeit meinen Entschluß gefaßt hatte. Die Krankheit meiner Schwägerin und der leidende Zustand meiner Frau

bestimmen mich, meinen hiesigen Haushalt aufzugeben. Die Aufsicht über Schloß und Wirtschaft bleibt Ihnen natürlich nach wie vor überlassen. Meine Frau und meine Schwägerin bedürfen einer Luftveränderung und werden auf Reisen gehen. Graf Fosco und seine Frau übersiedeln in Kurzem nach einer Vorstadt Londons. Um zu sparen, werde ich auch keine Gäste mehr empfangen, Wagen und Pferde verkaufen und schon morgen die gesamte Dienerschaft fortschicken.«

»Aber wer soll Sie und die Damen bedienen, wer die Küche besorgen?« fragte Frau Michels starr vor Erstaunen.

»Hanna Borg kann das einstweilen tun. Behalten Sie diese Person vorläufig noch. Ich bin gezwungen, mich für einige Zeit sehr einzuschränken.«

»Sie werden mich entschuldigen, Herr Baron, wenn ich Sie daran erinnere, daß die Leute den Lohn für einen Monat bekommen müssen, wenn ihnen nicht rechtzeitig gekündigt worden ist.«

»Besser ihnen den Lohn für einen Monat zu zahlen, als ein Opfer ihrer Gefräßigkeit zu werden.«

»Nach dieser Bemerkung habe ich nichts weiter zu sagen, Herr Baron,« erwiderte Frau Michels spitz. »Ihre Befehle sollen erfüllt werden.«

Am nächsten Tage ging die ganze Dienerschaft ab. Nur Frau Michels, Hanna Borg und der Gärtner, der in seinem eigenen Häuschen wohnte, blieben zurück.

Frau Michels wurde noch einmal vor den Baron beschieden. Graf Fosco war wieder zugegen, entfernte sich diesmal aber nicht, sondern nahm an der Unterredung teil. -

Der Baron sprach von der Notwendigkeit einer Luftveränderung für seine Frau und seine Schwägerin und daß beide Damen wahrscheinlich den Herbst in Limmerig, dem Gute ihres Onkels, verleben würden, doch zuvor sollten sie sich in der milden Luft von Torquay erholen. Frau Michels wurde beauftragt, dorthin zu fahren und eine passende Wohnung zu mieten. Der Graf schrieb auf einen Zettel, welche Ansprüche an das von Frau Michels zu mietende Haus gestellt werden müßten. Der Baron nannte ihr den Preis, bis zu welchem sie sich versteigen durfte. Am zweiten Tage ihrer Abreise werde man sie wieder in Schloß Brandon erwarten.

Als Frau Michels den ihr von dem Grafen übergebenen Zettel durchlas, sagte sie sich, daß sie in keinem Badeorte der Welt eine Wohnung finden werde, wie sie von den beiden Herren verlangt wurde. In aller Ehrerbietung machte sie den Baron auf diese Schwierigkeit aufmerksam, aber er schien sie nicht einzusehen.

Vor ihrer Abreise überzeugte sich Frau Michels noch, daß Sultanas Genesung in erfreulicher Weise fortschreite und sie nur vorüber betrübt war, von ihrer Schwester getrennt zu sein. Frau Pigeon waltete ihres Amtes mit größter Umsicht. Was die Gräfin der Wirtschafterin über das Befinden der Baronin mitteilte, war weniger beruhigend.

»Meine arme Nichte ist noch immer sehr schwach und niedergeschlagen,« klagte die Gräfin.

Das Ergebnis ihrer Reise nach Torquay war genau so, wie Frau Michels sich vorgestellt hatte. Eine Wohnung, wie sie von ihr verschafft werden sollte, gab es gar nicht. Am dritten Tage kehrte sie nach Schloß Brandon zurück. Der Baron hörte sie kaum an, als sie ihm mitteilte, daß sie ihren Auftrag nicht habe erfüllen können.

Der Graf und die Gräfin Fosco hatten Schloß Brandon bereits verlassen und ihre neue Wohnung in St. Johns Wood bezogen.

Die Baronin hatte sich während der letzten drei Tage bedeutend erholt. Obwohl noch immer sehr matt und nervös, war sie schon imstande, in ihrem Zimmer umherzugehen. Ueber das Befinden ihrer Schwester, über das

niemand Auskunft gab, sehr besorgt, bat sie Frau Michels, sie zu Sultana zu führen.

Im Vorsaal trafen sie den Baron, Es sah aus, als habe er auf Laura gewartet.

»Wohin willst du, Laura?« fragte er,

»Zu Sultana.«

»Es wird dir vielleicht eine Enttäuschung ersparen, wenn ich dir sage, daß sie gestern mit Fosco und deiner Tante Brandon verlassen hat.

Die Baronin erblaßte bis in die Lippen.

»Sultana hat wirklich das Schloß verlassen?« rief sie. »In ihrem Zustand und ohne mir ein Wort zu sagen? Wo war Doktor Dawson, als meine Schwester fortging?«

»Er war nicht hier, denn wir bedurften seiner nicht. Ihre Reise nach London wird dir beweisen, daß sie sich dieser Anstrengung gewachsen fühlte. Was siebst du mich so verwundert an? Wenn du mir nicht glauben willst, daß sie fort ist, überzeuge dich selbst.« .

Auf den Arm der Wirtschafterin gestützt, betrat die Baronin das Zimmer ihrer Schwester. Niemand war dort als Hanna Borg, die mit dem Aufräumen der Gemächer Sultanas zu tun hatte.

»Was soll das bedeuten, Paul?« fragte die Baronin außer sich.

»Nichts als daß deine Schwester sich gestern wohl genug fühlte, Fosco noch London zu begleiten.«

»Nach London?«

»Ja, auf der Reise nach Limmerig«

»Frau Michels,« rief die Baronin, »Sie sahen meine Schwester zuletzt, fanden Sie, daß sie wohl genug war, eine so weite Reise zu unternehmen?«

»Nach meiner Ansicht war sie es nicht, gnädige Frau.«

»Und doch sagten Sie der Wärterin, ehe Sie sich von meiner Schwägerin verabschiedeten, Sie fänden Fräulein Halpern viel besser und kräftiger aussehend als früher.« schalt der Baron. »Oder haben Sie das etwa nicht gesagt?«

»Ja, diese Bemerkung habe ich allerdings gemacht.«

»Du hörst es, Laura, wie seltsam Frau Michels sich widerspricht. Wir würden Sultana nicht gestattet haben, zu reisen, wenn sie nicht stark genug dazu gewesen wäre. Sie reiste überdies unter dem Schutz dreier zuverlässiger Personen, des Grafen, deiner Tante und Frau Pigeons. Heute setzen Fosco und die Pigeon mit ihr die Reise nach Cumberland fort.«

»Weshalb geht Sultana ohne mich nach Limmerig?«

»Weil dein Onkel dich nicht bei sich zu empfangen wünscht, ohne vorher mit deiner Schwester gesprochen zu haben. Hast du den Brief vergessen, den er ihr kurz nach ihrer Erkrankung schrieb?«

»Nein.«

»Weshalb tust du dann so erstaunt, daß sie fortgereist ist?«

»Sultana hat mich noch niemals verlassen, ohne sich von mir zu verabschieden.«

»Das würde sie auch diesmal getan haben, wenn sie nicht dir und sich jede Aufregung hätte ersparen wollen.

»Meiner Schwester ist etwas zugestoßen,« rief die Baronin erregt. »Ich werde ihr sofort nachreisen, um mich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß sie gesund ist.«

Der Baron hörte nicht mehr auf das, was seine Frau sagte, sondern begab sich ins Speisezimmer. Den Arm der Wirtschafterin festhaltend, folgte sie ihm. Herr von Senden saß am Tisch, vor sich eine Flasche Wein, in der Hand ein Glas, das er eben zum Munde führte. Er blickte Frau Michels mit so zornigen Blicken an, daß sie ihre Anwesenheit entschuldigen zu müssen

glaubte.

»Denken Sie etwa, daß hier Geheimnisse verhandelt werden?« fuhr er sie an. »Da sind Sie im Irrtum, wir haben vor niemandem etwas zu verbergen.«

»Wenn meine Schwester imstande war, die Reise zu Unternehmen, werde ich es auch können,« erklärte die Baronin ihrem Mann. »Ich beabsichtige, ihr mit dem nächsten Zuge zu folgen.«

»Du mußt bis morgen warten,« erwiderte der Baron, »hast du dich bis dahin nicht eines anderen besonnen, so magst du meinetwegen reisen. Ich werde inzwischen an Fosco schreiben.«

»Wozu?« fragte die Baronin verwundert.

»Ihn zu bitten, daß er dich mit dem Mittagszuge erwarte und dich vom Bahnhof mit sich zu deiner Tante nehme, in deren Haus du übernachten wirst.«

»Ich ziehe vor, nicht in London zu übernachten,« erwiderte die Baronin, an allen Gliedern zitternd.

»Du kannst die ganze Reise nach Cumberland nicht in einem Tage machen und ich will nicht, daß du allein in einem Gasthof übernachtest. Fosco hat deinem Onkel versprochen, dich in seinem Hause aufzunehmen, und Herr von Morton war damit einverstanden. Hier ist sein Brief, ich vergaß, ihn dir heute morgen zu übergeben. Lies, was dein Onkel darüber schreibt.«

Laura las die wenigen Zeilen ihres Onkels.

»Ich möchte mich gar nicht in London aufhalten und nicht bei Foscos übernachten, Paul,« rief sie, nachdem sie den Brief ihres Onkels überflogen hatte. »Bitte, schreibe dem Grafen nicht.«

Der Baron leerte bereits das dritte Glas Wein.

»Bitte, schreibe dem Grafen nicht,« wiederholte die Baronin.

»Ich möchte wissen, weshalb nicht?« forschte Paul von Senden in so wildem Zorn, daß die beiden Frauen erschraken. »Wo kannst du besser aufgehoben sein als im Hause deiner Tante? Ich verlange von dir nur, was auch deine Schwester getan hat.«

»Sultana?« wiederholte die Baronin bestürzt. »Sultana übernachtete im Hause der Foscos?«

»Ja, sie übernachtete dort, um die Reise zu unterbrechen und sie erst fortzusetzen, nachdem sie sich ordentlich ausgeruht hatte, und das sollst auch du tun. Mache mir nicht so viele Einwendungen, sonst erlaube ich dir gar nicht, zu reisen.«

Frau Michels begleitete die Baronin wieder in ihr Zimmer zurück und bemühte sich, sie mit dem Gedanken zu versöhnen, bei Foscos einzukehren.

»Der Herr Graf war während der ganzen Krankheit des Fräulein Halpern voll Güte und Aufmerksamkeit gegen die Patientin,« sagte sie. »Selbst sein Zerwürfnis mit Doktor Dawson war nur eine Folge seiner Besorgnis um das gnädige Fräulein.«

»Welches Zerwürfnis?« fragte Laura.

Frau Michels erzählte ihr, was sich zugetragen hatte.

»Das ist noch viel schlimmer, als ich es mir gedacht hatte,« rief die Baronin in höchster Bestürzung. »Der Graf wußte, daß Dr. Dawson meiner Schwester nicht erlauben würde, zu reisen, und beleidigte ihn absichtlich, um ihn loszuwerden. Nimmermehr hat meine Schwester sich freiwillig in die Gewalt und in das Haus jenes Menschen begeben. Mich selbst würde nichts dazu bewegen, unter seinem Dache zu essen, zu trinken oder zu schlafen, als meine Angst um Sultana. Die Sorge um sie gibt mir den Mut, ihr selbst in des Grafen Haus zu folgen.«

»Der Herr Baron meinte, Fräulein Halpern sei bereits nach Cumberland weiter gereist,« wendete Frau Michels ein.

»Ich glaube es nicht, Frau Michels. Ach, ich fürchte, sie wird noch immer in dem Hause des Grafen festgehalten. Frau Dewitz, meine und meiner Schwester liebste Freundin, wohnt nahe bei London. Ich werde ihr schreiben, daß ich bei ihr übernachten wünsche. Zu ihr werde ich fliehen, wenn meine Schwester schon nach Cumberland abgereist sein sollte. Alles, was ich von Ihnen erbitte, ist, meinen Brief sicher zur Post zu besorgen. Einem anderen wage ich ihn nicht anzuvertrauen.«

Am Abend schrieb Laura den Brief und Frau Michels trug ihn zur Post.

Der nächste Tag war schön und sonnenhell. Der Baron benachrichtigte seine Frau, der Wagen werde um zwölf Uhr vorgefahren, er selbst müsse vorher noch ausgehen, hoffe aber zurück zu sein, ehe sie das Schloß verließe. Sollte er wider Erwarten aufgehalten werden, so müsse Frau Michels sie zum Bahnhof begleiten.

»Ich werde dich nicht mehr sehen, Paul,« erwiderte Laura dem Baron. »Wir scheiden heute vielleicht für immer. Wenn ich dich je gekränkt habe, verzeihe mir so aufrichtig, wie ich dir verzeihe.«

Eine geisterhafte Blässe überflog sein Gesicht, und schwere Schweißtropfen perlten ihm von der Stirn.

»Ich werde zurückkommen, Laura,« murmelte er, sich hastig der Tür zuwendend, als ob die Abschiedsworte seiner Frau ihn erschreckt hätten.

Zur bestimmten Zeit fuhr der Mietwagen vor. Der Baron kam nicht zurück.

»Haben Sie den Brief an Frau Dewitz selbst zur Post besorgt?« fragte Laura die Wirtschafterin auf dem Wege zum Bahnhof.

»Ja, gnädige Frau.«

»Sagte mein Mann gestern nicht, daß Graf Fosco mich auf dem Bahnhof in London erwarten werde?«

»Ja, gnädige Frau.«

Zwei Minuten vor Abgang des Zuges kam die Baronin mit ihrer Begleiterin auf dem Bahnhof an. Der Kutscher besorgte das Gepäck, Frau Michels die Fahrkarte.

»Ich wünschte, Sie kämen mit mir nach London,« sagte die Baronin zu Frau Michels, »doch dazu ist es jetzt schon zu spät.«

Die Lokomotive setzte sich in Bewegung und sehr bald war die lange Wagenreihe den Augen den ihrer Herrin so treu ergebenen Wirtschafterin entschwunden.

Nachmittags gegen fünf Uhr machte Frau Michels einen Gang durch den Garten. Der Baron war noch nicht zurückgekehrt und sie konnte deshalb getrost die Anlagen durchwandern. Sie war überrascht, eine Fremde zu erblicken, die langsam von Beet zu Beet schritt und Blumen pflückte. Als Frau Michels näher kam, drehte die Fremde sich um.

Frau Michels erstarrte das Blut in den Adern. Die Fremde war Frau Pigeon, die Krankenwärterin Sultanas.

»Was ist Ihnen, Frau Michels?« fragte die Pigeon sehr gelassen.

»Sie hier? Nicht in London, nicht in Cumberland?« stammelte Frau Michels.

»Nein, ich habe Schloß Brandon keinen Augenblick verlassen.«

»Wo ist Fräulein Halpern?«

»Auch Fräulein Halpern hat das Schloß keinen Augenblick verlassen. Doch da ist der Herr Baron.«

»Nun, Frau Michels,« lachte er, »sind Sie endlich dahintergekommen?«

Die Wirtschafterin antwortete nicht.

»Wann zeigten Sie sich im Garten, Frau Pigeon?« fuhr er fort.

»Vor einer halben Stunde. Sie sagten, Herr Baron, ich dürfte mich wieder sehen lassen, sobald die gnädige Frau abgereist sein werde.«

»Ganz recht. Sie können es wohl noch immer nicht glauben, Frau Michels?« spottete er. »Kommen Sie mit und sehen Sie selbst.«

Vorangehend führte er Frau Michels zu dem unbewohnten Flügel des Schlosses.

»Dort oben,« rief er, nach den Fenstern des ersten Stockwerkes zeigend, »ist Fräulein Halpern sehr behaglich untergebracht. Frau Pigeon, nehmen Sie Ihre Freundin nur mit, damit sie sich mit eigenen Augen überzeuge, daß diesmal von einer Täuschung nicht die Rede ist.«

»Gestatten Sie mir, Herr Baron, Ihnen zunächst mitzuteilen, daß ich meine Stelle in Ihrem Hause von diesem Augenblick an niederlege,« rief Frau Michels entrüstet.

»Weshalb?« fragte der Baron mit finsterem Blick.

»Ich halte es mit meiner Pflicht gegen die gnädige Frau nicht vereinbar, länger in Ihren Diensten zu bleiben,«

»Ah, ich sehe schon, wo Sie hinauswollen,« polterte der Baron. »Sie möchten mich gern der schlimmsten Dinge verdächtigen, nur weil ich mir eine unschuldige Täuschung gegen meine Frau zu ihrem eigenen Besten erlaubte. Ihr war Luftveränderung dringend verordnet, und Sie wissen so gut wie ich, daß sie um keinen Preis fortgegangen wäre, so lange sie annahm, ihre Schwester sei noch hier. Ich werde Sie durchaus nicht zurückhalten, meine liebe Frau Michels, aber hüten Sie sich, Verleumdungen gegen mich auszustreuen. Wann wollen Sie fort?«

»Sobald es Ihnen paßt, Herr Baron.«

»Ich werde Sie keinen Augenblick entbehren, meine Liebe. Morgen breche ich von hier auf und sie möchte ich heute noch mit Ihnen abrechnen. Um mich brauchen Sie sich nicht weiter zu kümmern, aber Fräulein Halpern wird recht verlassen sein, wenn Sie auf der Stelle gehen, denn Frau Pigeon muß heute Abend schon in London sein.«

Frau Michels war nicht die Person ihre Dienste einer Kranken zu entziehen, die noch nicht für sich selbst sorgen konnte. Nachdem sie die Ermächtigung erhalten hatte, Doktor Dawson zu seiner Patientin zurückzurufen, gab sie bereitwillig ihre Zustimmung im Schloß zu bleiben, so lange Fräulein Halpern ihre Dienste noch bedürfe.

Frau Pigeon, die sich mehrere Schritte entfernt hatte, näherte sich der Wirtschafterin wieder, als sie den Baron fortgehen sah. Mit kurzem Gruß eilte sie davon.

Frau Michels winkte dem unten vorübergehenden Gärtner, zu ihr zu kommen und schickte ihn zu Doktor Dawson, der seinen Besuch am nächsten Morgen zusagte. Der Baron und die Französin waren fast gleichzeitig abgereist.

Sultana hatte, als man sie aus dem bewohnten in den unbewohnten Teil des Schlosse geschafft hatte, während der ganzen Zeit in einem künstlichen Schlaf gelegen. Während Frau Michels in Torquay weilte und von der gesamten Dienerschaft nur Hanna Borg zurückgeblieben war, die Uebersiedelung der Kranken in Szene gesetzt worden. Mundvorräthe und was sonst noch gebraucht wurde, hatte die Französin für mehrere Tage in das neue Krankenzimmer mitgenommen. Die ihr von Sultana vorgelegten Fragen hatte sie sich zu beantworten geweigert.

Frau Michels harrte treulich bei Sultana aus, bis ihre Schutzbefohlene zu Herrn von Morton nach Cumberland reiste.

3.

Wenige Tage, nachdem Graf Fosco und seine Frau sich in ihrer neuen Wohnung eingerichtet hatten, wurde der Köchin und dem Stubenmädchen mitgeteilt, daß die Gräfin ihre Nichte zum Besuch erwarte. Die Köchin wurde darauf aufmerksam gemacht, daß die Frau Baronin von Senden, die Nichte, deren nahe Ankunft der Herrschaft gemeldet war, sehr leidend sei und daß nur sehr leichte Speisen für sie zubereitet werden dürften.

Der Graf fuhr zum Bahnhof und kehrte mit einer jungen Dame zurück, die er in das Wohnzimmer führte, doch kaum war sie eingetreten, als die elektrische Glocke förmlich Sturm läutete und die Gräfin verzweifelt um Hilfe schrie.

Stubenmädchen und Köchin eilten herbei und sahen die Fremde auf dem Sofa liegen, den Kopf herunterhängend, mit totenbleichem Gesicht und krampfhaft geballten Händen.«

Die Köchin wurde gleich fortgeschickt, den nächsten Arzt zu holen, und kehrte mit Doktor Ellguth, einem sehr tüchtigen und sehr geschätzten Gelehrten, zurück. Die Gräfin und das Stubenmädchen entkleideten sie und brachten sie zu Bett und Doktor Ellguth untersuchte sie.

»Die Dame ist herzkrank und der Anfall ein sehr bedenklicher,« sagte der Arzt zu der Gräfin. »Ich empfehle Ihnen, ungesäumt an die Angehörigen zu schreiben, denn ich fürchte, menschliche Kunst kann ihr nicht mehr helfen.«

Die Gräfin Fosco nahm die Mitteilung sehr gefaßt entgegen, den Grafen dagegen schien sie sehr zu erschüttern.

»Er ist doch viel besser als seine Frau,« flüsterte das Stubenmädchen der Köchin zu. »Sie hat ein Herz wie Stein.«

Gegen Abend erholte sich die Kranke ein wenig. Die Gräfin ließ niemand an ihr Bett und wachte auch die ganze Nacht bei ihr. Die junge Frau phantasierte so laut, daß man jedes ihrer Worte im Vorzimmer hörte. Sie schien jemand sprechen zu wollen, der nicht anwesend war.

Am Morgen brachte Dr. Ellguth noch einen Kollegen mit. Beide gaben der Gräfin nur wenig Hoffnung auf die Genesung ihrer Nichte. Von den Dienstboten durfte der Kranken keiner zu nahe kommen. Die Gräfin duldete es nicht, um die junge Frau nicht durch den Anblick fremder Gesichter zu ängstigen. Im Laufe des Vormittags besserte sich der Zustand wieder etwas. Doktor Ellguth verbot allen, mit ihr zu sprechen, weil sie ruhig bleiben und viel schlafen müsse.

Um fünf Uhr klingelte die Gräfin dem Stubenmädchen, das rasch Doktor Ellguth herbeiholen sollte.

»Das Befinden meiner Nichte schien ganz unverändert,« berichtete die Gräfin dem Arzt. »Sie erwachte aus einem ziemlich ruhigen Schlummer, blickte um sich, stieß einen Schrei aus und wurde ohnmächtig.«

Doktor Ellguth trat an das Bett, beugte sich zu der Kranken nieder, wurde plötzlich sehr ernst und legte seine Hand auf ihr Herz. .

Die Gräfin Fosco sah ihm gespannt ins Gesicht.

»Sie ist doch nicht tot?« flüsterte sie, zitternd wie Espenlaub.

»Ja,« erwiderte der Arzt sehr ernst, »die Frau Baronin ist tot. Ich fürchtete schon gestern, als ich sie untersuchte, daß es sehr plötzlich kommen würde.«

»Gestorben, so bald gestorben!« klagte die Gräfin, »Was wird mein Mann sagen?«

»Sie haben die ganze Nacht gewacht, Frau Gräfin, und Ihre Nerven sind sehr angegriffen, verlassen Sie das Sterbezimmer und suchen Sie sich zu fassen,« riet ihr Doktor Ellguth. »Ich werde Ihnen so schnell wie möglich den notwendigen Beistand schicken.«

Die Gräfin folgte seinem Rat, befahl dem Stubenmädchen, einer ältlichen Person, im Zimmer zu bleiben, und schickte sich an, fortzugehen.

»Ich muß den Grafen auf dieses Unglück vorbereiten,« seufzte sie, noch immer vom Kopf bis zu den Füßen zitternd, und wankte zur Tür.

»Ihr Herr ist ein Ausländer?« wendete sich Doktor Ellguth an das Stubenmädchen. »Weiß er, daß er den Todesfall bei dem Standesamt anzumelden und wie das zu geschehen hat?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Doktor,« erwiderte das Mädchen, »ich glaube aber, daß er davon nichts verstehen wird.«

»Es wird vielleicht am besten sein, wenn ich die Sache übernehme,« sagte Doktor Ellguth nach kurzem Ueberlegen. »In einer halben Stunde komme ich an dem Bureau unseres Standesamtes vorüber und werde bei dieser Gelegenheit dort alles Erforderliche anmelden. Alles, was über die Verstorbene anzugeben ist, weiß ich. Bitte, teilen Sie das Ihrer Herrschaft mit.«

Der Graf schien über das Vorgefallene weniger betrübt als erschrocken und verblüfft. Alles, was zur Beerdigung ihrer Nichte notwendig war, besorgte die Gräfin, Baron von Senden war auf Reisen und konnte nicht mehr zur rechten Zeit in England eintreffen.

Der Sarg mit der Toten wurde nach Cumberland geschafft, wo die Baronin neben ihrer Mutter beigesetzt werden sollte. Der Grabstein, der ihr gesetzt wurde, trug die Inschrift:

Baronin Laura von Senden geboren 28, März 1870, gestorben 28. Juli 1891

4.

Im Sommer des Jahres 1891 hatte Lambert Raden und viele seiner Gefährten die Urwälder Mittelamerikas verlassen, um die Heimreise anzutreten. An der Küste angekommen, schifften sie sich nach England ein. Im Meerbusen von Mexiko scheiterte das Schiff, und Lambert Raden war einer der Geretteten, die von einem nach Liverpool bestimmten Schiffe aufgenommen wurden. Das Fahrzeug landete am 12. Oktober 1891 und noch an demselben Abend kamen die Unglücksgefährten in London an.

Der junge Maler kehrte aus seiner freiwilligen Verbannung aus einer Schule der Gefahren und der äußersten Not als ein gestählter Charakter und ein Mann von unerschütterlichem Selbstvertrauen zurück. Er war in die Welt hinausgezogen, um seiner eigenen Zukunft zu entfliehen, er kehrte heim, ihr mutig entgegenzutreten. Die Bitterkeit der Vergangenheit war überwunden, nicht aber die schmerzlich-süße Erinnerung an das Leid und die Liebe jener unvergeßlichen Zeit. Laura von Morton war sein vornehmster Gedanke, als das Schiff ihn in die Ferne trug, und als er heimkehrend im Morgenlicht die befreundeten Gestade wieder erblickte, waren seine Gedanken wie damals Laura zugewendet.

Nach einer Abwesenheit, während welcher es ihm monatelang unmöglich gewesen war, Mutter und Schwester Nachrichten von sich zu geben, fühlte er die Notwendigkeit, sie auf seine Ankunft vorzubereiten. Früh am Morgen schickte er einen Brief nach dem kleinen Landhaus in Hampstead und eine halbe Stunde später folgte er selbst.

Nachdem die aufgeregten Gemüter sich wieder beruhigt hatten, bemerkte Lambert in den Zügen seiner Mutter den Ausdruck eines geheimen Kummers. Mutter und Sohn hatten einander nie etwas verhehlt, Frau Raden wußte, was Lambert in die Ferne getrieben hatte.

»Sind Briefe von Sultana Halpern an mich angekommen und hast du etwas von ihrer Schwester gehört, Mama?« fragte er.

»Mein armer Sohn,« erwiderte sie, ihn an sich ziehend, während ihre Augen in Tränen schwammen,.

Mit diesen Worten hatte sie ihm alles gesagt. Die Teilnahme seiner Schwester und die Liebe seiner Mutter brachten ihm keinen Trost.

»Laß mich eine Weile allein fortgehen,« sagte er ihnen, »ich werde meinen Kummer besser zu tragen imstande sein, wenn ich den Ort noch einmal gesehen habe, wo ich sie zuerst erblickte, wenn ich an der Stelle gekniet haben werde, wo man sie zur ewigen Ruhe gebettet hat.«

Lambert Raden trat die Reise zu Laura von Mortons Grabe an.

Es war an einem stillen Herbstnachmittag, als er zu Fuß den wohlbekannten Weg entlang wanderte. Die untergehende Sonne leuchtete matt durch die dünnen weißen Wolken. Die friedvolle Stille der einsamen Landschaft wurde durch die schwermütigen Schatten des schwindenden Jahres verdüstert.

Wieder durchschritt er die blühende Heide, wieder stand er auf dem Gipfel der Anhöhe und blickte hinunter auf die weißen Mauern des Gutes Limmerig. Es war ihm, als ob er erst gestern zum letzten Male dort gewesen wäre, als müsse Laura ihm heiter lächelnd entgegenkommen.

»O Tod, du hast deinen Stachel, o Grab, du hast deinen Sieg,« murmelte er in tiefem Weh.

Unter ihm lag die kleine Kirche und das niedrige Häuschen, vor dessen Tür er Anna Gatherick erwartet hatte, der von Hügeln umsäumte Friedhof, der Bach, der über sein Steinbett rieselte, und das hohe Marmorkreuz am Kopfende des Grabes, in dem jetzt Mutter und Tochter schlummerten.

Entblößten Hauptes näherte er sich dem Grabe. Vor dem Marmorkreuz blieb er stehen, von Schmerz überwältigt umschlang er den kalten Stein, auf dem ihr Name ihm in goldenen Lettern entgegenblickte.

Die Zeit verstrich ihm unbemerkt.

Zwei Frauengestalten näherten sich dem Grabe. Eine lüftete ihren Schleier. In dem Dämmerlichte des Abends erkannte Lambert Sultana Halpern, aber sie war seltsam verändert. Kummer und Sorge sprachen aus dem bleichen Gesicht, aus den fieberglühenden Augen.

Die verschleierte Frauengestalt neben ihr stieß einen Schrei aus. Lambert Radens Herz schien stille zu stehen. Ein Schauer abergläubischer Furcht durchrieselte ihn.

Die Verschleierte kam langsam auf ihn zu. Er sah sie an und hatte nur die Augen für sie.

Laura von Senden stand neben dem Grabstein, der ihren Namen trug!

* *
*

Eine Woche später hatte Lambert Raden in einer armen, sehr bevölkerten Gegend Londons unter angenommenen Namen in den ersten beiden Stockwerken eines Hauses je zwei möblierte Zimmer gemietet. In den Zimmern eine Treppe hoch wohnten zwei Frauen, gleichfalls unter angenommenen Namen, die für seine Schwestern galten. Er verdiente seinen Lebensunterhalt durch Zeichnungen und Holzschnitte, die er für Zeitschriften anfertigte, seine Schwestern verdienten ihr Brot durch Handarbeiten. Die ärmliche Wohnung, die bescheidene Beschäftigung, ihre angebliche Verwandtschaft und die angenommenen Namen dienten ihnen als Mittel, sich in dem Häusermeer der Riesenstadt zu verbergen. Sultana Halpern nannte sich die ältere Schwester ihres Bruders. Das Opfer eines schnöden Betruges, hatten sie sich zu einem kühnen Betruge verbunden, zu der Mitschuldigen Anna Gatherick gemacht, die den Namen und die Stellung der verstorbenen Baronin Laura von Senden beanspruchte.

Vor Vernunft und Gesetz, nach der Meinung ihrer Angehörigen, nach allen herkömmlichen Bestimmungen der zivilisierten Gesellschaft war Laura von Senden tot und begraben, durfte die Tochter Philipp von Mortons und die Frau Paul von Sendens nicht mehr unter den Lebenden weilen. Tot für ihren Onkel, der sie verleugnete, tot für die Diener des Hauses, die sie nicht erkannt, tot für die Gerichte, die ihr Vermögen ihrem Manne und ihrer Tante zugesprochen hatten, weilte sie nur noch für ihre Schwester und Lambert Raden auf Erden, war sie nicht die Abenteurerin die ein schnödes Spiel mit ihnen spielte.

Nicht der leiseste Argwohn, die Aehnlichkeit zwischen Anna Gatherick und Laura, eine Aehnlichkeit, die ihm einst selbst aufgefallen war, könne ihn täuschen, regte sich in Lamberts Seele.

Noch an dem Abend, wo sie einander auf dem Friedhof begegnet waren, hatten beide der Worte gedacht, die Lambert beim Scheiden von Limmerig an Laura gerichtet hatte. Voll Inbrunst und Dankbarkeit waren sie von ihr wiederholt worden.

»Sie haben versucht, jede Erinnerung an die Vergangenheit in meinem Gedächtnis auszulöschen, Lambert, aber ich habe weder Sie noch meine Schwester vergessen,« sagte sie ihm, unter Tränen lächelnd.

5.

Als die Baronin von Senden Schloß Brandon verlassen, zögerte Frau Michels nicht, Sultana von dieser Tatsache und den Umständen zu unterrichten, unter welchen die Abreise stattgefunden hatte. Einige Tage später, an welchem Datum wußte die Wirtschafterin nicht anzugeben, war ein Brief von Gräfin Fosco eingetroffen, der den in ihrem Hause plötzlich erfolgten Tod Laura von Sendens meldet. Wann das geschehen war, erwähnte der Brief nicht und überließ es Frau Michels' Ermessen, Sultana die Trauerkunde sofort mitzuteilen oder es zu verschieben, bis Fräulein Halperns Gesundheit sich mehr befestigt haben würde.

Auf den Rat Doktor Dawsons teilte Frau Michels in dessen Beisein Sultana die schmerzliche Nachricht mit. Die Wirkung dieser Mitteilung war, daß die kaum Genesene drei Wochen außer Stande war, das Bett zu verlassen. Nach Ablauf dieser Zeit begab sie sich in Begleitung der Wirtschafterin nach London. Dort trennten sie sich, nachdem Frau Michels ihre künftige Adresse für Fräulein Halpern aufgeschrieben hatte.

Sultana suchte sofort das Bureau Dr. Gilmores auf, um mit dessen Vertreter, dem Rechtsanwalt Kirk, zu sprechen. Was sie allen anderen gegenüber zu verbergen für ratsam erachtet hatte, ihren Verdacht in Bezug auf die eigentümlichen Umstände, unter welchen der Tod ihrer Schwester erfolgt sein sollte, äußerte sie ihm gegenüber rückhaltlos. Dr. Kirk unterzog sich mit der größten Bereitwilligkeit der ihm übertragenen Aufgabe, in dieser dunklen Angelegenheit Nachforschungen anzustellen.

Graf Fosco stellte sich dem Anwalt sofort zur Verfügung als er ihn im Namen Sultanas um Auskunft über die Vorgänge an Lauras Sterbebett ersuchte, außerdem verwies er ihn an den Arzt, der die Baronin behandelt hatte, und an die beiden Dienstmädchen des Hauses. In Ermangelung jedes Mittels, das genaue Datum der Abreise Lauras von Schloß Brandon nach London festzustellen, schienen dem Anwalt die Aussagen des Arztes, der Dienstboten, des Grafen und seiner Frau maßgebend. Er konnte nur annehmen, daß Sultanas leidenschaftlicher Schmerz über den Tod ihrer Schwester ihr Urteil in beklagenswerter Weise irregeleitet hatte, und schrieb ihr, daß der schreckliche Verdacht, dessen sie gegen ihn erwähnt hätte, jeder Begründung entbehre.

Inzwischen war Sultana nach Limmerig zurückgekehrt und hatte dort alle möglichen Erkundigungen eingezogen.

Cäsar von Morton hatte die Nachricht vom Tode Lauras durch seine Schwester, die Gräfin Fosco, empfangen, doch enthielt ihr Brief keinerlei Angabe eines Datums. Er hatte natürlich gegen ihren Vorschlag, daß seine Nichte neben ihrer Mutter beigesetzt werde, nichts einzuwenden. Graf Fosco hatte die Leiche nach Cumberland begleitet und der Beerdigung in Limmerig beigewohnt, die am 30. Juli stattgefunden hatte. Aus nah und fern waren die Leute herbeigeströmt, der Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen.

Am Tage des Begräbnisses und den darauffolgenden Tag war Graf Fosco in Limmerig als Gast aufgenommen worden, doch hatte Cäsar von Morton es abgelehnt, seinen Schwager zu sprechen, so daß dieser genötigt war, ihm seine Mitteilungen schriftlich zu unterbreiten. In wenigen Worten berichtete er ihm, in welchem Zustande die Baronin in seinem Hause angekommen war, und über den Verlauf ihrer kurzen Krankheit. Zum Schluß bemerkte er noch, daß Anna Gatherick in der Umgegend von Brandon wieder aufgefunden und der Anstalt, aus der sie vor längerer Zeit entflohen, von neuem übergeben worden war. Leider habe es sich herausgestellt, daß Annas Geisteskrankheit während der Zeit, wo sie jeder ärztlichen Beaufsichtigung entzogen war, sich bedeutend verschlimmert hätte und sie sich jetzt in ihrem grimmigen Haß gegen den Baron Paul von Senden in den Kopf setzte, sie selbst sei die

Baronin, mit der sie in der Tat eine ganz merkwürdige Aehnlichkeit habe. Es sei im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß es der Wahnsinnigen je wieder gelingen werde, aus der Anstalt zu entfliehen, wohl aber wäre es nicht unmöglich, daß es ihr gelinge, die Angehörigen der verstorbenen Baronin mit Briefen zu belästigen, ein Umstand, auf den der Graf seinen Schwager aufmerksam zu machen wünsche.

Dieser Brief wurde Sultana gezeigt, als sie in Limmerig ankam, außerdem wurden ihr Kleider und Wäsche übergeben, welche die Baronin in das Haus ihrer Tante mitgebracht hatte.

Das war die Lage der Dinge, als Sultana Anfangs September nach Limmerig kam.

Kurze Zeit darauf erlitt die kaum Genesene einen Rückfall, der sie wieder an das Zimmer fesselte. Als sie sich nach ungefähr einem Monat wieder erholt hatte, war ihr Verdacht, der ihre Seele bewegte, noch immer unerschüttert.

Sie hatte inzwischen nichts von dem Baron gehört, aber die Gräfin Fosco war so liebenswürdig gewesen, sich ab und zu nach Sultanas Befinden zu erkundigen. Statt diese Briefe zu beantworten, ließ Sultana das Haus in St. Johns Wood sowie das Verhalten seiner Bewohner heimlich beobachten, doch war nichts Verdächtiges entdeckt worden. Ihre nächsten Nachforschungen galten der Frau Pigeon.

Die Französin war etwa sechs Monate vorher mit ihrem Manne in London angekommen. Sie hatten ein kleines Haus gemietet, um Zimmer an in England weilende Landsleute zu vermieten, lebten still und abgeschlossen, machten keine Schulden, und wo man sich auch nach ihnen erkundigte, war nichts Nachteiliges über sie bekannt geworden.

Ueber Paul von Sendens Leben und Treiben unterrichtete sich Sultana gleichfalls. Er hielt sich in Paris auf und verkehrte im Kreise englischer und französischer Bekannten.

Trotz der Ergebnislosigkeit all ihrer Bemühungen dachte Sultana nicht daran, sie aufzugeben. Sie beschloß, die Irrenanstalt zu besuchen, der Anna Gatherick jetzt zum zweiten Male übergeben worden war. Schon früher hatten die Schicksale Annas sie lebhaft interessiert, jetzt wünschte sie sich auch noch zu überzeugen, ob die Irre sich wirklich für die Baronin von Senden auszugeben versuche und was das arme Geschöpf dazu bewogen haben könnte, diesen Betrug zu wagen.

Obgleich Graf Fosco in seinem Brief an Cäsar von Morton die Irrenanstalt nicht genannt, machte es Sultana keine Schwierigkeiten, sie aufzufinden. Sie wußte durch Lambert Raden, der es auf dem Friedhof in Limmerig von Anna selbst erfahren hatte, wie der Direktor jenes Irrenhauses hieß, erbat sich von ihrem Onkel jenen Brief des Grafen und reiste ohne Begleitung nach London, Foscos Brief sollte ihr im Notfalle als Beglaubigungsschreiben dienen.

Die Anstalt lag in geringer Entfernung nördlich von London.

Sie erhielt sofort Zutritt und wurde von dem Direktor selbst empfangen. Anfangs schien er nicht willens, ihr eine Unterredung mit Anna Gatherick zu gestatten, aber nach einem flüchtigen Blick in den Brief Foscos und auf Sultanas Versicherung, daß sie die darin erwähnte Schwester der Baronin von Senden sei, gab er seinen Widerspruch auf. -

Sultana war der Ansicht, daß Graf Fosco und Paul von Senden den Irrenarzt nicht in ihr Vertrauen gezogen hatten. Im Laufe des Gespräches teilte er ihr ganz unbefangen mit, daß Anna Gatherick ihm am 26. Juli durch Graf Fosco wieder zugeführt worden sei, der ihm einen Brief des Baron von Senden vorgelegt, auch gestand er, daß er an der Kranken verschiedene auffallende Veränderungen in ihrer Erscheinung wahrgenommen habe. Solche Veränderungen wären bei Geisteskranken nichts Seltenes, dessenungeachtet hätte die Sache etwas Rätselhaftes für ihn.

Alles, was der Arzt ihr mitteilte, ergriff Sultana derart, daß sie sich erst erholen mußte, ehe sie ihm nach dem Teile des Hauses folgen konnte, den die Kranken bewohnten.

Auf die Frage des Direktors nach Anna Gatherick erfuhren sie, daß die Irre mit ihrer Wärterin in den Gartenanlagen spazieren gehe. Eine der Wärterinnen erbot sich, den Gast zu ihr zu führen, während der Direktor genötigt war, zurückzubleiben, doch versprach er Sultana, in kurzem zu folgen.

Die Wärterin begleitete Sultana bis zu einem entfernten Teil der Anlagen, bis sie zwei Frauengestalten bemerkten, die ihnen langsam entgegenkamen.

»Das ist Anna Gatherick mit ihrer Wärterin,« gnädiges Fräulein,« sagte Sultanas Begleiterin. »Fräulein Link wird Ihnen gern alle Fragen beantworten, die Sie ihr vorzulegen wünschen.«

»Mit diesen Worten verließ die Wärterin den Gast, um zu ihren Pflichten zurückzukehren.

Sultana ging vorwärts und die beiden Frauen ihrerseits gleichfalls. Als sie etwa noch ein Dutzend Schritte von einander entfernt waren, blieb die eine der beiden Frauen stehen, musterte die Fremde mit prüfendem Blick, schüttelte den Arm der Wärterin ab und stürzte sich Sultana in die Arme, die ihre Schwester, die Lebendig-Tote erkannte.

Es traf sich günstig für den Erfolg der späteren Maßregeln, daß niemand als die Wärterin Zeuge dieses Erkennens war. Das junge Mädchen war so erschrocken darüber, daß es ihr unmöglich war, dazwischen zu treten. Eine Ohnmacht wandelte Sultana an, aber ihre Willensstärke siegte und es gelang ihr, all ihre Geisteskraft zusammenzuraffen.

»Unter der Bedingung, daß sie sich nicht aus ihrem Gesichtskreise entfernten, gestattete ihnen die Wärterin, allein miteinander zu sprechen.

Es war keine Zeit zu Fragen. Sultana konnte die Unglückliche nur auf die Notwendigkeit aufmerksam machen, sich zu beherrschen, wenn es der Schwester gelingen sollte, ihr zu helfen.

Die Aussicht auf Befreiung aus der Anstalt genügte Laura zu beruhigen und sie zu veranlassen, sich allem zu fügen, was Sultana von ihr verlangte. Sultana näherte sich Elfriede Link, drückte ihr drei Goldstücke in die Hand und fragte sie, wann sie allein mit ihr sprechen könne.

Elfriede Link war anfangs mißtrauisch, aber als Sultana ihr erklärte, sie habe ihr nur einige Fragen vorzulegen, die jetzt an sie zu richten ihre Aufregung nicht gestatte, nahm die Wärterin das Geld und schlug drei Uhr des folgenden Nachmittags als die Zeit für die Unterredung vor. Sie könne dann, nachdem die Kranken zu Mittag gespeist, auf eine halbe Stunde entschlüpfen und außerhalb der Umfriedung des Gartens mit der Dame zusammentreffen.

Sultana hatte nur noch Zeit, einzuwilligen und ihrer Schwester zuzuflüstern, daß sie am nächsten Tage von ihr hören werde, als der Direktor sich zu ihnen gesellte. Er bemerkte Sultanas Aufregung und sie erklärte ihm, ihre Unterredung mit Anna Gatherick habe sie etwas mitgenommen. Sie verabschiedete sich so schnell wie möglich, so schwer es ihr auch wurde, sich von ihrer unglücklichen Schwester zu trennen.

Bei ruhiger Ueberlegung mußte Sultana sich sagen, daß jeder Versuch, die Identität der Baronin von Senden auf gesetzlichem Wäge festzustellen und sie zu befreien, selbst wenn er erfolgreich wäre, eine Verzögerung herbeiführen würde, die den durch das Schreckensvolle ihrer Lage ohnehin bereits erschütterten Geisteskräften ihrer Schwester verhängnisvoll werden könnte. Der sicherste Weg war, Lauras Befreiung heimlich und mit Hilfe der Wärterin ins Werk zu setzen.

In London angekommen, ging Sultana zu ihrem Bankier und erhob ihr ganzes kleines Vermögen, das sich auf etwa siebenhundert Pfund belief. Mit dieser Summe in der Tasche erschien sie am nächsten Tage an dem Ort der verabredeten Zusammenkunft.

Die Wärterin war bereits anwesend. Sultana näherte sich vorsichtig dem Gegenstand ihrer Wünsche, Unter anderem erfuhr sie von Elfriede Link, daß die frühere Wärterin Anna Gathericks für die Flucht der armen Wahnsinnigen verantwortlich gemacht worden war und ihre Stelle verloren hatte, dieselbe Strafe würde auch sie treffen, wenn die Irre ein zweites Mal entkäme. Die Wärterin versicherte, sie würde den Verlust ihrer Stelle als ein um so größeres Unglück betrachten, weil sie verlobt sei und sie und ihr Bräutigam sich erst dreihundert Pfund gespart haben müßten, ehe sie ans Heiraten denken könnten. Ihren Anteil würde sie in zwei Jahren beisammen haben, so viel zu sparen gestatte ihr der Lohn, den sie in der Anstalt erhalte.

Auf diesen Wink hin wagte Sultana, der Wärterin anzuvertrauen, daß die angebliche Anna Gatherick eine nahe Verwandte von ihr sei, die durch eine unglückselige Verwechselung in die Anstalt geschafft worden, und daß die Wärterin ein gutes Werk vollbringen würde, wenn sie behilflich wäre, die Dame zu befreien. Ohne dem armen Mädchen Zeit zu einer Einwendung zu lassen, nahm Sultana vier Hundertpfundnoten aus ihrem Geldbeutel und bot sie der Verblüfften als Entschädigung für den Verlust ihrer Stelle an.

»Sie verrichten ein gutes Werk,« wiederholte Sultana, »Sie retten eine Unglückliche, der das schmählichste Unrecht zugefügt wurde. Bringen Sie die Dame hierher und ich händige Ihnen diese vier Banknoten als Ihr Heiratsgut ein, ehe ich die Befreite mit mir nehme.«

»Wollen Sie mir einen Brief geben, den ich meinem Bräutigam zeigen kann, wenn er mich fragt, woher ich das Geld habe?«

»Ich werde den Brief in Bereitschaft halten.«

»Dann will ich es wagen.«

»Wann?«

»Morgen.«

Es wurde noch verabredet, daß Sultana am folgenden Morgen zeitig wiederkommen und an der Gartenmauer warten sollte.

Am nächsten Morgen war Sultana schon vor zehn Uhr zur Stelle. Sie hatte beinahe zwei Stunden zu warten, ehe sie Laura am Arme der Wärterin erblickte. Sowie sie einander gegenüberstanden, überreichte Sultana dem Mädchen den Brief und die Banknoten, und die Schwestern waren wieder vereinigt.

Die Baronin trug den Hut und den Mantel der Wärterin, die, von Sultana unterrichtet, in der Anstalt wie zufällig erwähnte, daß Anna Gatherick sich neulich nach der Entfernung von London nach Hampshire erkundigt hatte. Das sollte später die Verfolgung auf falsche Fährte lenken. Die angeblichen Erkundigungen nach dem Wege von Hampshire würden den Direktor auf die Vermutung bringen, daß seine Patientin unter dem Einfluß des Wahns, sie sei die Baronin von Senden, nach Brandon zurück wolle. Von der Flucht ihres Schützlings sollte die Wärterin erst sprechen, wenn die Entdeckung schon unvermeidlich sein würde.

Elfriede Link gelobte, sich genau an diesen Plan zu halten. Sie kehrte eilends in die Anstalt zurück, um den Schein der Schuldlosigkeit zu wahren, und Sultana verlor keine Zeit, ihre Schwester nach London und in Sicherheit zu bringen. Mit dem Nachmittagszuge reisten sie nach Carlisle weiter und am Abend trafen sie in Limmerig ein.

Lauras Erinnerungen an die Ereignisse, die ihrer Abreise von Brandon folgten, waren ziemlich verschwommen. Des Tages ihrer Ankunft in London erinnerte sie sich gar nicht mehr. Graf Fosco hatte sie am Bahnhof erwartet.

Ihr Gepäck wurde von einem Mann übernommen, der den Grafen begleitet hatte. Sie fuhr allein mit dem Grafen zur Stadt.

Ihre erste Frage war nach Sultana. Der Graf teilte ihr mit, daß ihre Schwester noch nicht nach Cumberland abgereist sei, um noch vorher einige Tage auszuruhen.

»Hält sich meine Schwester augenblicklich noch in Ihrem Hause auf?« fragte Laura.

Auf die Antwort des Grafen konnte sie sich nicht mehr entsinnen, nur so viel wußte sie, daß er ihr gesagt hatte, er sei im Begriff, sie zu Sultana zu führen. In einer engen Gasse hielt der Wagen vor einem kleinen Hause. Sie stiegen eine Treppe hinauf. Das Gepäck, das mit Lauras Namen bezeichnet war, wurde ihnen nachgetragen. Ein Dienstmädchen empfing sie, ein Mann mit einem dunklen Bart, offenbar ein Ausländer, geleitete sie in ein Hinterzimmer. Der Graf entfernte sich wieder, um, wie er versicherte, Sultana von der Ankunft ihrer Schwester zu benachrichtigen. Der Fremde schloß sich ihm an. Das Zimmer war ärmlich möbliert und die Fenster gingen nach dem Hof.

Es war auffallend still im Hause und Laura hörte nichts als das dumpfe Murmeln von Männerstimmen. Sie war noch nicht lange allein, als der Graf zurückkam, um ihr zu berichten, daß Sultana schlafe und nicht gestört werden dürfe. Ein Engländer, der ihn begleitete und den er als seinen Freund vorstellte, richtete ganz eigentümliche Fragen an sie und fuhr damit fort, als Fosco schon wieder verschwunden war, Auch er verließ sie nach wenigen Minuten wieder.

Sie war jetzt schon so ängstlich geworden und so besorgt um ihre Schwester, daß sie daran dachte, das Dienstmädchen um Hilfe anzurufen.

Als sie sich eben aus ihrem Sessel erhoben hatte, trat der Graf von neuem ein.

»Wie lange wird es noch dauern, bis ich meine Schwester sehen kann?« fragte Laura ungeduldig.

Zuerst gab der Graf ihr eine ausweichende Antwort als sie aber immer ängstlicher in ihn drang, gestand er scheinbar mit großem Widerstreben, daß Sultanas Befinden durchaus nicht befriedigend sei. Der Ton und die Art und Weise, in der er sprach, beunruhigten Laura in dem Grade, daß sie sich schwach bis zum Umsinken fühlte und um ein Glas Wasser bitten mußte. Der Graf rief zur Tür hinaus, man solle ihm ein Glas Wasser und ein Riechfläschchen bringen. Laura trank von dem Wasser, aber es hatte einen so üblen Geschmack, daß ihre Schwäche noch zunahm und sie hastig nach dem Riechfläschchen griff, welches der Graf ihr entgegenhielt und an die Nase drückte. Ihr schwindelte, der Graf fing das Fläschchen auf, das ihr entfallen war, und ließ sie wieder daran riechen.

Von diesem Punkte an verwirrten sich Lauras Erinnerungen. Ihr war, als ob sie erst spät am Abend das Bewußtsein wieder erlangt, daß sie dann bei Frau Dewitz Tee getrunken und bei ihr übernachtet hätte. Wie, wann und in wessen Gesellschaft sie dorthin gekommen war, vermochte sie nicht zu sagen. Noch merkwürdiger war, daß sie behauptete, Frau Pigeon sei bei ihr gewesen und habe sie zu Bett gebracht.

Ihre Erinnerung an das, was sich am folgenden Morgen zugetragen hatte, war noch unzuverlässiger.

Sie hatte eine dunkle Vorstellung, daß sie mit dem Grafen und Frau Pigeon ausgefahren war, doch konnte sie nicht sagen, zu welcher Stunde, noch wie, wann und weshalb sie Frau Dewitz verlassen hatte, noch wo sie ausgestiegen war, ebenso wenig hatte sie eine Ahnung davon, ob ein oder mehrere Tage verflossen waren, bis sie plötzlich an einem fremden Ort zur Besinnung kam, wo fremde Frauen sie umringten.

Das war die Irrenanstalt und hier hörte sie sich zum ersten Male Anna Gatherick nennen, während sie gleichzeitig bemerkte, daß sie deren Kleider trug. Am Abend zeigte ihr die Wärterin in jedem einzelnen Stück ihrer Wäsche die Buchstaben A. G. und sagte ihr freundlich, aber ernst:

»Quälen Sie uns doch nicht mehr mit dem Unsinn, daß Sie die Baronin Laura von Senden sind, die ist tot und begraben, Sie aber leben und sind gesund.«

Das war die Geschichte die Laura ihrer Schwester auf der Fahrt nach Cumberland erzählte.

Länger als drei Monate hatte Laura in dem Irrenhause zugebracht, wo man systematisch ihre Identität mit Anna Gatherick behauptete und von Anfang an bestritt, daß sie bei vollem Verstande sei.

Als sie am Abend des 15. Oktober in Limmerig ankamen, beschloß Sultana wohlweislich den Versuch, die Identität der Baronin von Senden geltend zu machen, bis zum nächsten Tage zu verschieben.

Am folgenden Morgen ging sie zu Cäsar von Morton und erzählte ihm mit einfachen, klaren Worten, was sich zugetragen hatte. Sobald er sich von seinem Erstaunen und seinem Schrecken erholt hatte, rief er voll Zorn, Sultana habe sich von der irrsinnigen Anna Gatherick betrügen lassen. Er verwies sie auf Graf Foscos Brief und auf das, was sie selbst ihm über die Aehnlichkeit zwischen Anna und seiner verstorbenen Nichte mitgeteilt habe, und weigerte sich entschieden, die Wahnsinnige auch nur eine Minute zu empfangen.

Sultana verließ ihren Onkel, wartete, bis sich die erste Hitze ihrer Entrüstung verflüchtigt hatte, und führte dann, ohne ihn vorher davon zu benachrichtigen, ihre Schwester in sein Zimmer. Mortons Empörung kannte keine Grenzen. Er versicherte ganz entschieden, er kenne die Person nicht, die man ihm vorführe, er zweifele keinen Augenblick, daß seine Nichte auf dem Friedhofe von Limmerig begraben liege, und er werde den Schutz des Gesetzes anrufen wenn die Person nicht sofort aus seinem Hause verschwinde.

Trotz seiner Selbstsucht und seines Mangels an Gefühl war nicht anzunehmen, daß er einer solchen Schändlichkeit fähig gewesen wäre, das Kind seines Bruders heimlich zu erkennen und öffentlich zu verleugnen.

Auch die Dienerschaft schien die Baronin nicht mit Bestimmtheit wiederzuerkennen, so daß Sultana zugestehen mußte, daß die Veränderung, welche der lange Aufenthalt im Irrenhause in dem Aeußern wie in dem Wesen Lauras hervorgebracht hatte, eine weit bedeutendere sei, als sie angenommen. Der unerhörte Betrug, der sie zu den Toten geworfen hatte, bot einer Entdeckung selbst in dem Hause, in dem Laura geboren war, und unter den Leuten, unter denen sie von Kindheit an gelebt hatte, Trotz. In einer weniger kritischen Lage hätte Sultana ihre Bemühungen, der Schwester zu ihrem Recht zu verhelfen, auch jetzt noch nicht als hoffnungslos aufzugeben brauchen, aber die Verhältnisse, unter welchen sie ihre Freiheit wiedererlangt hatte, nötigten zu der größten Vorsicht.

Die Verfolgung von Seiten der Irrenanstalt, die nur für den Augenblick nach Hampshire abgelenkt worden war, würde sich unfehlbar zunächst nach Cumberland richten. Die mit dem Aufsuchen der Entflohenen betrauten Personen konnten in wenigen Stünden in Limmerig eintreffen und in Cäsar von Mortons augenblicklicher Stimmung durften sie mit Sicherheit auf seinen Beistand rechnen. Sultana sah sich deshalb gezwungen, Lauras Heimat und deren Umgebung, als ihr besonders gefährlich, sofort zu verlassen.

Die Rückkehr nach London war die beste Sicherheitsmaßregel. In der großen Stadt konnte jede Spur von ihnen am schnellsten verloren gehen. Laura bestand darauf, das Grab ihrer Mutter noch einmal zu besuchen, ehe

sie in die erbarmungslose Welt hinauswanderte. Die Vorsehung hatte sie jenen Weg und ihrem treuesten, ergebensten Freund entgegengeführt.

6.

Lambert Raden durchschaute das schändliche Manöver, durch das die ruchlosen Genossen die zufällige Aehnlichkeit Anna Gathericks mit der Baronin von Senden sich zunutze gemacht hatten, augenblicklich. Offenbar war die arme Anna als die Baronin von Senden in das Haus des Grafen Fosco eingeführt und Laura an Stelle der Geisteskranken in die Irrenanstalt gebracht worden.

Die beiden Schwestern und Lambert Raden hatten weder von dem Grafen noch von dem Baron Gnade zu erwarten. Das Gelingen des Verbrechens hatte jenen beiden Männern einen Gewinn von vierzigtausend Pfund verschafft, dem einen dreißigtausend, dem anderen durch seine Frau zehntausend. Es war eine Lebensfrage für sie, ihre Schandtaten in ewiges Geheimnis zu hüllen, und deshalb war mit aller Bestimmtheit anzunehmen, daß sie nicht unversucht lassen würden, das Versteck ihres Opfers zu entdecken und es wieder in sicheren Gewahrsam zu bringen.

Von dieser Gefahr bedroht, mietete Lambert Raden eine Wohnung in dem fernen Osten der Stadt, wo es wenige Leute gab, die Zeit hatten, sich müßig in den Straßen umherzutreiben, und im Kampf ums Dasein nicht daran denken konnten, sich um die Fremden zu kümmern, die der Zufall in ihre Mitte verschlagen hatte.

Außer den beiden Schwestern und dem jungen Maler wohnte niemand in dem Hause, und sie konnten unbemerkt und unbeobachtet von Nachbarn ein- und ausgehen, doch wurde verabredet, daß die Frauen niemals ohne Radens Begleitung das Haus verlassen, noch in seiner Abwesenheit irgend jemand empfangen sollten.

An lohnendem Verdienst fehlte es Raden nicht, obgleich die ihm übertragenen Arbeiten seine künstlerischen Neigungen nicht befriedigten. Sultana waren von ihrem kleinen Vermögen noch vierhundert Pfund geblieben und Raden besaß ungefähr ebenso viel. Dieses Kapital, das jene geheimen Nachforschungen ermöglichen sollte, die Raden zu unternehmen entschlossen war, wurde bei einer Bank hinterlegt.

Ende Oktober war ihre Lebensführung ganz so geregelt, wie sie es gewünscht hatten, und die drei lebten in ihrem Versteck so abgesondert von aller Welt, als stände ihr Haus auf einer wüsten Insel und als ob das große Straßennetz um sie her mit seiner auf- und niederwogenden Menschenmenge das unbegrenzte Meer wäre.

Die äußeren Veränderungen, welche die Leiden der jüngsten Vergangenheit bewirkt, hatten die Aehnlichkeit Lauras mit Anna Gatherick in unheimlicher Weise erhöht. In früherer Zeit würde niemand, der die beiden nebeneinander gesehen hätte, sie verwechselt haben, wie das oft bei Zwillingen geschieht, jetzt wäre das ein leichtes gewesen. Die Möglichkeit, Erinnerungen an Personen und Ereignisse in ihr wachzurufen, mit welchen eine Betrügerin nicht vertraut sein konnte, erwies sich als hoffnungslos. Das Wagnis, sie auf die schreckensvolle Vergangenheit zurückzulenken, wäre zu groß gewesen.

Die einzigen Begebenheiten früherer Zeiten, die ihre Beschützer Laura ins Gedächtnis zurückzurufen wagten, waren Vorkommnisse in Limmerig, während Raden dort geweilt hatte. Der Tag, an dem Raden jene Erinnerungen weckte, belebte seine schon erstorbenen Hoffnungen von neuem. Das seinerzeit von ihr gemalte Bild des Schweizerhäuschens, das sie ihm als Abschiedsgeschenk überreicht und das er wie zufällig vor sie hingelegt hatte, schien wie ein Zauber auf sie gewirkt zu haben. Ein Lächeln überflog ihr sonst so trauriges Gesicht und die Erinnerung an glücklichere Stunden schien in ihrer Seele aufzudämmern. Lambert kaufte ihr einen Farbenkasten und ein Skizzenbuch und unterwies sie im Zeichnen und Malen

wie damals in Limmerig. Seinen und Sultanas Bemühungen gelang es, die Genesung ihres Geistes zu fördern und ihr Gemüt zu beruhigen.

Als erste Vorbereitung, das Laura zugefügte Unrecht wieder gutzumachen, sammelte Raden so viele Tatsachen wie möglich, um dann, so ausgerüstet, Dr. Kirk zu Rate zu ziehen und von ihm zu hören, ob sie auf den Beistand der Behörden rechnen dürften. Bei Frau Dewitz, der ehemaligen Erzieherin Lauras, erfuhr er, daß die Baronin ihr allerdings geschrieben hatte, sie werde bei ihr übernachten, aber nicht gekommen war. Wie in vielen andern Fällen, verwechselte Laura das, was sie zu tun beabsichtigt hatte, mit dem, was wirklich geschehen war. Den Brief der Baronin besaß Frau Dewitz nicht mehr.

Sehr enttäuscht von der alten Dame zurückgekehrt, bat Raden, Sultana möchte ungesäumt an Frau Michels schreiben und sie um eine wahrheitsgetreue Darstellung der Vorgänge in Brandon ersuchen. Von Dr. Ellguth erlangte er eine Abschrift des von ihm ausgestellten Totenscheines und durch eine Unterredung mit der von dem Arzt der Gräfin Fosco empfohlenen Leichenwärterin und den später von Fosco entlassenen Dienstboten verschaffte er sich sehr wertvolle Aussagen.

Mit diesem Material und einem Schreiben Sultanas versehen, verabschiedete er sich von Sultana, um zu dem Anwalt zu gehen.

»Ich werde wahrscheinlich in wenigen Stunden wieder zurück sein,« sagte er ihr. »Sollte sich etwas ereignen -«

»Was kann sich ereignen?« unterbrach sie ihn. »Sagen Sie mir unumwunden, von welcher Gefahr wir bedroht sind, und ich werde ihr die Stirn zu bieten wissen.«

»Die einzige Gefahr, die wir zu befürchten haben, ist, daß der Baron von Senden durch die Nachricht von Lauras Flucht nach London zurückberufen wurde. Sie erinnern sich, daß er mich überwachen ließ, ehe ich nach Amerika ging. Wahrscheinlich kennt er mich dem Ansehen nach, während er mir ganz fremd ist. Sollte es der Zufall fügen, daß er oder die Leute in seinem Solde mich bemerken und mir folgen, so wird meine Heimkehr sich vermutlich verzögern, weil ich dann genötigt sein werde, Umwege zu machen, um meine Verfolger irrezuführen.«

Auf Lamberts Wanderung zu dem Rechtsanwalt ereignete sich nichts von Bedeutung, Vor dessen Tür angekommen, fiel es dem Maler ein, daß Graf Fosco und Paul von Senden ihre Späher zuerst in der Nähe des Hauses aufstellen würden, in dem das Bureau Dr. Kirks sich befand, doch war es jetzt schon zu spät, etwas dagegen zu tun.

Dr. Kirk empfing den Freund Sultanas mit großer Herzlichkeit.

»Ehe ich auf die Angelegenheit eingehe, die mich zu Ihnen führt,« begann Raden, »muß ich Sie darauf vorbereiten, daß meine Auseinandersetzung längere Zeit in Anspruch nehmen wird.«

»Ich stehe ganz zu ihrer Verfügung.«

Raden erzählte ihm die seltsamen Schicksale Lauras.

»Was ist Ihre Ansicht über diese Angelegenheit, Herr Anwalt?« fragte er, als er mit seinem Bericht fertig war.

»Ehe ich mich darüber äußere, gestatten Sie mir, Ihnen einige Fragen vorzulegen.«

Dr. Kirks Fragen bewiesen, daß er den Maler für das Opfer einer Täuschung hielt.

»Glauben Sie, daß ich die Wahrheit gesprochen habe, Herr Anwalt?« rief der Maler, als Dr. Kirk mit seinem Verhör zu Ende war.

»So weit es sich um Ihre persönliche Ueberzeugung handelt, glaube ich unbedingt daß Sie die Wahrheit gesprochen haben; ich gebe sogar zu, daß die Identität der Baronin von Senden als einer lebenden Person für Fräulein

Halpern und Sie eine bewiesene Tatsache ist, aber als Ihr Rechtsbeistand ist es meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß Sie auch nicht den Schatten einer Veranlassung zu einem gerichtlichen Verfahren haben. Der Tod der Baronin ist unanfechtbar nachgewiesen. Da ist das Zeugnis ihrer Tante, die angibt, daß ihre Nichte in ihrem Hause ankam, dort erkrankte und starb, da ist das Zeugnis des Arztes, der bescheinigt, daß Frau von Senden eines natürlichen Todes gestorben ist, und die Tatsache, daß sie in Limmerig neben ihrer Mutter, der Frau von Morton, beerdigt wurde. Alle diese Angaben wollen Sie als unbegründet abfertigen. Und womit wollen Sie Ihre Behauptungen unterstützen, daß die Verstorbene nicht die Baronin von Senden ist? Fräulein von Halpern besucht eine gewisse Irrenanstalt und sieht dort eine gewisse Irre. Es ist bekannt, daß eine gewisse Anna Gatherick, die eine auffallende Aehnlichkeit mit der Baronin von Senden hat, aus der Anstalt entflohen und daß die im Juli dort aufgenommene Person Anna Gatherick war; es ist ferner bekannt, daß der Herr, der sie zurückbrachte, Herrn von Morton darauf aufmerksam machte, ihr Wahnsinn äußere sich unter anderem darin, daß sie sich einbilde, seine Nichte Laura von Senden zu sein, und endlich ist bekannt, daß sie in der Irrenanstalt, wo kein Mensch ihr Glauben schenkte, wiederholt für die Baronin von Senden ausgab. Das sind Tatsachen. Wagte es Fräulein Halpern, dem Direktor der Anstalt gegenüber die Identität der Schwester zu behaupten, und tut die Dame dann gesetzliche Schritte zu ihrer Befreiung? Nein, sie besticht eine der Wärterinnen, die Irre entfliehen zu lassen. Nachdem die angebliche Baronin auf diese Weise ihre Freiheit erlangt hat und ihrem Onkel vorgeführt wird - erkennt er sie? Wird sein Glaube an den Tod seiner Nichte durch diesen Zwischenfall auch nur einen Augenblick erschüttert? Nein. Erkennen die Dienstboten sie? Nein. Bleibt sie in der Umgegend, um ihre Identität zu beweisen und den Erfolg ruhig abzuwarten? Nein, sie wird nach London gebracht. In der Zwischenzeit haben auch Sie die Unglückliche erkannt, aber Sie sind kein Verwandter, nicht einmal ein echter Freund der Familie. Die Diener widersprechen Ihnen und Herr von Morton widerspricht Fräulein Halpern und die angebliche Baronin von Senden widerspricht sich selbst. Sie erklärt, in London bei Frau Dewitz übernachtet zu haben. Von Ihnen selbst weiß ich, daß Ihr Schützling das Haus gar nicht betreten hat, auch geben Sie zu, daß ihr Gomütszustand nicht gestattet, sie mit anderen Leuten in Verkehr zu bringen. Umstände von geringerer Bedeutung übergehe ich, Und nun frage ich Sie, wenn die Sache vor einen Gerichtshof, vor die Geschworenen kommt, deren Pflicht es ist, Tatsachen so anzusehen, wie sie wirklich erscheinen, mit welchen Beweisen gedenken Sie vor sie hinzutreten?«

»Es kann keinem Zweifel unterliegen,« erwiderte Raden, »daß die Tatsachen, wie sie von Ihnen hingestellt werden, gegen uns zeugen -«

»Aber Sie hoffen,« unterbrach ihn der Anwalt, »daß diese Tatsachen sich wegerklären werden lassen. Gestatten Sie mir, Ihnen das Ergebnis meiner Erfahrungen zu unterbreiten. Wenn englische Geschworene die Wahl haben zwischen einer einfachen Tatsache, die auf der Hand, und einer langen Erklärung, die versteckt liegt, ziehen sie stets die Tatsache der Erklärung vor. Sagen wir also, die angebliche Baronin erkläre, bei Frau Dewitz übernachtet zu haben, und es ist erwiesen, daß sie gar nicht bei ihrer Freundin war, so werden die Herren Geschworenen sich nicht darauf einlassen, den damaligen Geisteszustand Ihres Schützlings zu erörtern, sondern sich einfach an die Tatsachen halten.«

»Aber ist es nicht möglich, daß wir ganz unwiderlegliche Beweise entdecken -«

»Betrachten Sie die Angelegenheit von Ihrem eigenen Standpunkt aus, Herr Raden,« erwiderte der Anwalt, ihn mitleidig anblickend. »Wenn Ihr Verdacht gegen den Grafen Fosco und den Baron von Senden begründet ist, würden sie Ihnen alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg legen, Sie in

dem Auffinden neuer Beweise zu behindern, man würde einen Prozeß gegen Sie und Fräulein Halpern anstrengen, der aller Wahrscheinlichkeit nach zu Ihren Ungunsten ausfallen würde. Fragen der Identität, wo persönliche Aehnlichkeit ins Spiel kommt, sind immer schwer zu entscheiden, selbst wenn sie von so außerordentlichen Verwickelungen frei sind wie in unserem Falle. Glauben Sie mir, Herr Raden, die Sache ist durchaus hoffnungslos.«

»Gibt es keine anderen Beweise als die der Identität, die uns nützen könnten?«

»Keine in Ihrer Lage. Der sicherste Beweis von allen, der durch Feststellung und Vergleich der Daten, ist, wie Sie mir sagten, nicht zu erlangen. Wenn Sie nachweisen könnten, daß das Datum auf dem von Dr. Ellguth ausgefertigten Totenschein und der Reise Lauras von Senden nach London mit einander in Widerspruch ständen, würde die ganze Geschichte ein ganz anderes Aussehen erhalten und ich der erste sein, der Ihnen riete, fortzufahren.«

»Ich weiß augenblicklich kein Mittel, mich des Datums zu vergewissern. Weder die Baronin noch Fräulein Halpern, noch Frau Michels können mir dabei behilflich sein. Die einzigen, die das Datum genau anzugeben vermöchten, sind aller Wahrscheinlichkeit nach Graf Fosco und der Baron von Senden.«

»Sie erwarten doch nicht, daß diese Herren es Ihnen eingestehen werden?«

»Sie könnten vielleicht dazu gezwungen werden.«

»Durch wen?«

»Durch mich.«

»Sie scheinen sehr entschlossen, und wenn ich Ihnen irgend dienen kann, stelle ich mich Ihnen mit Freuden zur Verfügung. Ich möchte Sie nur noch darauf aufmerksam machen, daß die Frau Baronin, selbst wenn es ihr schließlich gelingt, ihre Identität nachzuweisen, doch keine Aussicht hat, ihr Vermögen zurückzuerlangen, Der Italiener würde das Land verlassen, ehe der Prozeß eingeleitet wäre, und Baron von Senden steckt so tief in Schulden, daß seine Gläubiger sicher schon auf das Geld seiner Frau Beschlag gelegt haben.«

»Die Vermögensfrage ist vollständig Nebensache. Die Baronin ist wie eine Fremde aus ihrem Vaterhause vertrieben worden, ein Grabstein verkündet in goldenen Lettern die Lüge, daß sie gestorben sei, und zwei Männer, die für dieses Verbrechen verantwortlich sind, gehen frei und ungestraft umher. Ihr Vaterhaus soll sich ihr in Gegenwart aller derer wieder öffnen, die dem falschen Begräbnis folgten, und jene Schurken sollen mir für ihr Verbrechen Rede stehen, wenn die Gerichtsbehörden machtlos sind, sie zu verfolgen. Ich habe diesem Zweck mein Leben geweiht, und allein, wie ich dastehe, werde ich, wenn Gott mir das Leben erhält, vollbringen, was ich mir vorgenommen habe.«

Lambert Raden war schon an der Tür, als der Anwalt ihn zurückrief, um ihm einen Brief für Sultana zu übergeben, der unter der Adresse Dr. Kirks angekommen war. Die Handschrift war Raden völlig fremd.

»Wissen Sie vielleicht, ob Baron von Senden noch in Paris ist?« fragte Raden noch einmal umkehrend.

»Er ist wieder in London,« entgegnete Dr. Kirk. »Sein Anwalt, den ich gestern traf, erzählte es mir.«

Beim Verlassen des Bureaus hütete sich Raden, durch Stillstehen und Zurückblicken die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Er ging ruhig vorwärts, bis zu einem der großen Plätze nördlich von Holborn, dort erst sah er sich um.

»An dem einen Ende des Platzes bemerkte er zwei Männer, die sich miteinander unterhielten. Nach kurzem Ueberlegen ging Raden zurück und an den Leuten vorüber. Als er näher kam, eilte der eine fort, der andere aber blieb stehen.« Raden erkannte in ihm augenscheinlich einen der Burschen, die ihn vor seiner Abreise von England überwacht hatten. Dem jungen Maler blieb keine andere Wahl, als der List mit List zu begegnen. Er bog in die Straße ein, in welche der zweite Späher seinen Blicken entschwunden war, und entdeckte ihn dort unter einem Torweg. Ihn scharf musternd, prägte er sich seine Züge ein, richtete dann seine Schritte nordwärts und wartete an einer Stelle, die ziemlich weit von einem Droschkenhalteplatz entfernt war, bis ein leerer Wagen heranrasselte. Er sprang hinein und befahl dem Kutscher, ihn nach dem Hyde-Park zu fahren. Die beiden Spione sahen sich vergebens nach einer Droschke um, sie schossen nach der anderen Seite des Weges und liefen atemlos hinter dem fortrollenden Wagen drein, ohne ihn einholen können. Als Raden im Hyde-Park ausstieg, waren die Spione nirgends zu sehen. Es war schon ziemlich dunkel, als er wieder in seiner Wohnung eintraf.

Sultana erwartete ihn in ihrem kleinen Stübchen. Der Maler berichtete ihr ausführlich über seine Unterredung mit dem Anwalt und von den beiden Spionen, die sich an seine Fersen geheftet hatten.

»Schlimme Nachrichten, Lambert,« bemerkte sie. »Am schlimmsten ist, daß Senden wieder in London weilt. Haben Sie mir noch etwas mitzuteilen?«

»Nein, aber ich habe Ihnen diesen Brief zu übergeben,« erwiderte Raden, ihr den Brief einhändigend, den Dr. Kirk ihm anvertraut hatte.

»Das Schreiben ist von, Fosco,« rief Sultana, den Umschlag aufschneidend.

Ihr Gesicht erglühte, ihre Augen flammten vor Zorn, während sie den Brief überflog.

»Da, lesen Sie selbst,« bat sie.

»In aufrichtiger Bewunderung für Sie,« so lautete der Brief, »schreibe ich Ihnen, meine Hochverehrte, um Ihnen die tröstlichen Worte zu sagen:

Fürchten Sie nichts!

Bleiben Sie in der Verborgenheit und fordern Sie die gefährliche Oeffentlichkeit nicht heraus. Ergebung in das Unabänderliche ist erhaben. Die bescheidene Ruhe häuslicher Zurückgezogenheit wird Sie immer von neuem erfrischen. Die Stürme des Lebens brausen über das Tal der Abgeschiedenheit, ohne Schaden anzurichten. Bleiben Sie in diesem Tale und Sie haben nicht zu fürchten, daß Sie oder die schöne Gefährtin Ihrer Einsamkeit belästigt werden sollen.

Noch ein letztes Wort väterlicher Warnung. Gehen Sie nicht weiter, als Sie bis jetzt gegangen sind. Versuchen Sie es nicht, andere bloßzustellen und zu schädigen. Ich flehe Sie an, zwingen Sie mich nicht, zu handeln, mäßigen Sie den beklagenswerten Eifer tollkühner Freunde. Vermeiden Sie jeden Verkehr mit dem Maler Raden. Ich wandle meine Wege und Paul von Senden folgt mir auf den Fersen. An dem Tage, an dem Raden unsere Pfade kreuzt, ist er ein verlorener Mann.

F.«

Lambert warf den Brief verächtlich auf den Tisch.

»Er versucht es, Ihnen Furcht einzuflößen,« rief er, »ein untrügliches Zeichen, daß er selbst Furcht hat.«

»Und was gedenken Sie nun zu tun?«

»Ich werde morgen mit dem ersten Zuge nach Brandon reisen und hoffe, am Abend wieder zurück zu sein.«

»Nach Brandon?«

»Ja. Unsere erste und wichtigste Aufgabe ist es, das Datum von Lauras Abreise festzustellen. Der einzige schwache Punkt in der Verschwörung gegen sie und wahrscheinlich die einzige Aussicht, zu beweisen, daß sie noch lebt, liegt an der Entdeckung dieses Datums.«

»Sie meinen, in der Entdeckung, daß Laura Schloß Brandon erst nach dem Tage verließ, der auf dem Totenschein als ihr Sterbetag angegeben ist?«

»Ja, Sultana?«

»Was bestimmt Sie, zu glauben, daß es später war? Laura selbst weiß nicht anzugeben, wann sie in London ankam.«

»Aber der Direktor der Irrenanstalt sagte Ihnen, daß sie am 26. Juli dort aufgenommen wurde. Ich bezweifle, daß es Fosco möglich war, sie länger als eine Nacht in London und in einem Zustand der Bewußtlosigkeit zu behalten, in dem sie von allem, was um sie vorging, nichts merkte. In diesem Falle muß sie am 25. Juli von Brandon abgereist und einen Tag nach dem in dem Totenschein angegebenen Datum in London eingetroffen sein. Wenn wir dieses Datum feststellen können, haben wir unseren Fall gegen Fosco und Senden bewiesen.«

»Ja, ja, ich verstehe, aber wie ist dieser Beweis herbeizuschaffen ?«

»Frau Michels' Erzählung hat mich auf zweierlei Mittel gebracht, ihn zu erlangen. Das eine ist, Dr. Dawson zu befragen, der wissen muß, wann er seine Besuche in Schloß Brandon wieder aufnahm, nachdem Laura das Haus verlassen hatte, das andere, in dem Gasthof, in dem der Baron in jener Nacht allein einkehrte, Erkundigungen einzuziehen. Wir wissen, daß er wenige Stunden später abreiste als Laura, und können vielleicht auf diese Weise Kenntnis von dem richtigen Datum erlangen. Jedenfalls lohnt es der Mühe, den Versuch zu machen.«

»Und wenn es Ihnen mißlingt?«

»So leben in London zwei Männer, die mir unbedingt helfen sollen, Paul von Senden und Graf Fosco. Unschuldige Leute mögen ein Datum vergessen, aber diese beiden sind schuldig und werden den Tag nicht vergessen haben, an dem sie das Verbrechen begingen. Wir wissen, Sultana, daß es in Paul von Sendens Leben einen dunklen Punkt gibt -«

»Sie meinen das Geheimnis, Lambert?«

»Ja, bei diesem Geheimnis können wir ihn packen, ihn aus seiner sicheren Stellung verdrängen, seine Schurkerei an das Tageslicht ziehen. Was auch der Graf getan haben mag, der Baron hat noch aus einem anderen Beweggrund als dem des Gewinnes seine Einwilligung zu dem Verbrechen gegeben. Hörten Sie ihn nicht selbst zu dem Grafen sagen, er glaube, seine Frau wisse genug, ihn zugrunde zu richten und daß er ein verlorener Mann wäre, wenn Anna Gatherick sein Geheimnis ausplauderte.«

»Ja, ja, das hörte ich.« .

»Und ich werde es mir zur Aufgabe machen, dieses Geheimnis zu ergründen, Sultana!« .

7.

Lambert Radens Unterredung führte zu keinem befriedigenden Ergebnis. Dr. Dawson hatte allerdings in seinen Büchern eingetragen, wann er seine Besuche bei Sultana in Schloß Brandon wieder aufgenommen, doch wußte er so wenig wie Frau Michels, wie viele Tage zwischen seiner Rückkehr zu der Kranken und der Abreise der Baronin verflossen waren.

Getäuscht in seiner Hoffnung, von Dr. Dawson die gewünschte Auskunft zu erhalten, beschloß Lambert, zu versuchen, ob er nicht das Datum der Ankunft Paul von Sendens in Dunbar mit Bestimmtheit erfahren könne.

Es war wie ein böses Verhängnis! Als Lambert Raden in Dunbar anlangte, war das Wirtshaus, in dem der Baron von Senden in jener Nacht eingekehrt, geschlossen, der Besitzer, der sehr schlechte Geschäfte gemacht, hatte die Stadt verlassen und niemand wußte zu sagen, wohin er sich gewendet.

Von Dunbar fuhr Lambert nach Brandon, um den im Schloß zurückgebliebenen Gärtner und den Torwart auszuforschen. Vor dem Dorfe stieg er aus, ließ sich von dem Kutscher den Weg zum Gutsshof bezeichnen und wanderte zu Fuß weiter.

Auf der Landstraße erblickte er einen Menschen, eine Reisetasche in der Hand, einen breitrandigen Filzhut auf dem Kopfe, in einem schäbigen schwarzen Anzug, im Sturmschritt der Wohnung des Torwarts zueilend. Lambert war stehen geblieben, um die Entfernung zwischen ihm und sich zu vergrößern. Der Fremde hatte ihn nicht kommen hören und bald war er nicht mehr zu sehen. Als Lambert später durch das Tor kam, war der Fremde nirgends zu entdecken. Er war offenbar nach dem Herrenhause gegangen.

In der Wohnung des Torwarts fand Lambert zwei Frauen, die eine schon bejahrt, in der anderen erkannte er nach Sultanas Beschreibung Hanna Borg.

Er erkundigte sich, ob der Baron zu Hause sei, und als man ihm verneinend geantwortet hatte, fragte er, wann er abgereist sei.

»Schon im vergangenen Sommer,« erwiderte die alte Frau, die in ihrer Geschwätzigkeit sofort erzählte, daß der Baron sie damals zu später Nacht aus dem Bett gerufen hatte, damit sie ihm das Tor öffne, aber des Datums, an dem das geschehen war, wußte sie sich nicht mehr zu erinnern.

Hanna Borg war so einfältig, daß sie fast alle Fragen nur mit stumpfsinnigem Lachen oder mit Kopfschütteln beantwortete.

Von der Wohnung des Torwarts begab sich Lambert in den Park, wo er den Gärtner bei seiner Arbeit traf. Als der Maler ihn anredete, sah er ihn zuerst mißtrauisch an, doch als er sich auf Frau Michels berief, taute er auf. Leider wußte er auch nicht mehr, als daß sein Herr gegen Ende Juli abgereist war. Den Tag genau anzugeben, war er nicht imstande.

Während dieser Unterredung sah Lambert den Mann mit dem breitrandigen Hut aus dem Herrenhause kommen, in einiger Entfernung stehen bleiben und ihn beobachten«

Der Gärtner konnte oder wollte Lambert nicht sagen, wer der Fremde sei, und um sich dennoch Auskunft zu verschaffen, redete er ihn selbst an.

»Ist es gestattet, die Bildergalerie und die anderen Merkwürdigkeiten des Schlosses in Augenschein zu nehmen?« fragte er ihn.

Das Aussehen und das Wesen des Mannes verrieten deutlich, daß er Lambert kannte und ihn zum Streit zu reizen wünsche, aber der junge Künstler besaß Selbstbeherrschung genug, sich mit einigen höflichen Worten zu entfernen. Er war jetzt überzeugt, daß der Späher des Barons ihn aus dem Bureau Dr. Kirks hatte kommen sehen und ihm in der Voraussetzung, er werde sich demnächst nach Brandon wenden, dorthin vorausgeeilt war.

Auf dem Wege von Schloß Brandon nach dem Bahnhof bemerkte Lambert Raden nicht, daß man ihm folge, auch bei seiner Ankunft in London

entdeckte er die Späher nirgends.

Trotz der Erfolglosigkeit dieser ersten Schritte fühlte sich Lambert nicht entmutigt. Der Weg zu dem für Paul von Senden so gefährlichen Geheimnis war nur gleichzeitig mit dem Sultana und ihrem treuen Verbündeten bisher undurchdringlichen Geheimnis, das Anna Gatherick umgab, zu ergründen, und das war nur möglich, wenn die Mutter des unglücklichen Mädchens zum Sprechen gebracht werden konnte. Frau Gatherick näher zu treten, hing davon ab, daß man von Frau Clemens etwas über die Vergangenheit der Mutter ihres Schützlings erfuhr.

Die erste zu überwindende Schwierigkeit für Raden war, Frau Clemens aufzufinden. Sultana wußte in dieser Angelegenheit Rat. Sie schrieb nach dem Lindenhof bei Limmerig, um sich bei den Pächtersleuten zu erkundigen, ob sie in den letzten Monaten etwas von Frau Clemens gehört hätten.

Während Sultana auf die Antwort vom Lindenhof wartete, ließ Lambert sich von ihr erzählen, was sie von der Familie des Barons von Senden und von dessen früherem Leben wußte.

Paul von Senden war ein einziges Kind. Sein Vater, Friedrich von Senden, war seit seiner frühesten Jugend ein menschenscheuer Sonderling, dessen einzige Freude es war, gute Musik zu hören, und die Frau, die er geheiratet hatte, war eine vollendete Pianistin und teilte seine Geschmacksrichtung, auch sie liebte die Gesellschaft nicht. Er war noch sehr jung gewesen, als er das Gut Brandon erbte, doch vermieden die Sendens ängstlich jeden Verkehr mit den benachbarten Familien.

Nach kurzem Aufenthalt in Schloß Brandon gingen sie nach dem Kontinent und lebten bald in Frankreich, bald in Deutschland. Ihr Sohn Paul war in der Fremde geboren und dort von Privatlehrern erzogen worden. Er verlor zuerst die Mutter und wenige Jahre später, etwa 1858, den Vater. Der Baron war schon als junger Mann einige male in England gewesen, aber seine Bekanntschaft mit Lauras Vater begann erst nach dem Tode des alten Barons, Sie wurden in kürzester Zeit vertraute Freunde, obgleich Paul von Senden damals nie nach Limmerig kam.

Die Antwort aus dem Lindenhof traf endlich ein und brachte die erhoffte Auskunft. Frau Clemens hatte ihrer Freundin geschrieben, sich wegen ihrer und Anna Gathericks plötzlicher Abreise entschuldigt, von dem Verschwinden der Irren Mitteilung gemacht und inständig gebeten, in der Umgegend von Limmerig nach ihr zu forschen, und die Adresse angegeben, unter der man ihr jederzeit schreiben könne. Diese Adresse übermittelte die Pächtersfrau jetzt an Sultana. Die Witwe Clemens lebte in London und war von Radens Wohnung aus in einer halben Stunde zu erreichen.

Schon am nächsten Morgen wanderte Raden nach der Graustraße, um sich eine Unterredung mit Frau Clemens zu verschaffen.

8.

Frau Clemens selbst öffnete Raden die Tür. Sie schien ihn nicht zu erkennen und fragte, was ihm gefällig sei. Er erinnerte sie an ihre Begegnung auf dem Friedhof zu Limmerig und unterließ auch nicht, zu erwähnen, daß er es war, der Anna Gathericks Flucht aus dem Irrenhause unterstützt hatte. Frau Clemens war dieser Umstand genau bekannt. Sie ersuchte den jungen Mann, ihr ins Zimmer zu folgen, und fragte ihn in größter Angst, ob er ihr Nachrichten von Anna bringe.

Raden vermied es falsche Hoffnungen in ihr zu erwecken, und sagte ihr nur, der Zweck seines Besuches sei, die Personen zu entdecken, die für Annas Verschwinden verantwortlich wären, und daß er kaum glaube, sie weile noch unter den Lebenden. Die Schurken, auf welchen der Verdacht ruhte, sie entführt zu haben, und durch die auch ihm sehr teuren Personen schweres Unrecht widerfahren war, wollte er der verdienten Strafe nicht entzogen sehen. Er würde Frau Clemens sehr dankbar sein, wenn sie ihm mitteilte, was sich zugetragen, seitdem sie Limmerig verlassen hatte.

Frau Clemens erzählte dem Maler sehr gern alles, was sie wußte. Nachdem sie den Lindenhof verlassen hatte, war sie mit Anna nach Derby gereist, wo sie sich eine Woche aufhielten, und dann über London nach Grimsby in Lincolnshire weitergefahren, wo ihr verstorbener Mann seine ganze Jugend verlebt hatte. Seine in Grimsby wohnenden Verwandten waren angesehene Leute, die Frau Clemens stets mit großer Freundlichkeit entgegengekommen waren. Zu ihrer Mutter nach Welming zurückzukehren, weigerte Anna sich ganz entschieden.

In Grimsby hatten sich die ernsten bedenklichen Symptome ihrer Krankheit gezeigt, bald nachdem sie in der Zeitung von der Vermählung Laura von Mortons mit dem Baron von Senden gelesen hatte.

Der Arzt, der zu der Kranken gerufen wurde, erkannte sofort, daß sie an einer gefährlichen Herzkrankheit leide. Die Krankheit dauerte lange, ließ eine große Schwäche zurück und kehrte in kürzeren Zwischenräumen immer wieder. Sie blieben deswegen fast ein halbes Jahr in Grimsby und würden noch länger geblieben sein, wenn nicht Anna plötzlich den Entschluß gefaßt hätte, nach Hampshire zurückzukehren, um sich eine geheime Unterredung mit der Baronin von Senden zu verschaffen.

Frau Clemens bot alles auf, Anna von ihrem Vorsatz abzubringen. Mit dem gewohnten Eigensinn der Irren bestand sie auf ihrem Willen. Sie erklärte, ihr Tod sei nicht mehr fern und sie habe etwas auf dem Herzen, das sie auf jede Gefahr hin der Baronin von Senden heimlich mitteilen müsse, sie werde allein nach Hampshire gehen, wenn Frau Clemens keine Lust habe, sie zu begleiten. Der Arzt riet selbst, die Kranke nicht unnütz aufzuregen und ihrem Wunsch nachzugeben.

Auf dem Wege nach Hampshire erfuhr Frau Clemens von einem der Mitreisenden, daß er Schloß Brandon und Umgegend genauer kenne. Aus seiner Schilderung der Oertlichkeiten entnahm sie, daß sie nur in dem Dorfe Sandon Aufenthalt nehmen dürfe, wenn sie sich nicht in der gefahrvollen Nähe des Schlosses niederlassen wollte. Die Entfernung zwischen Sandon und dem Schloß legte Anna jedes mal, wenn sie in den Parkanlagen am See erschien, hin und her zu Fuß zurück.

Während der wenigen Tage, die sie, ohne entdeckt zu werden, in Sandon zugebracht, hatten sie in einem kleinen Häuschen in der Nähe des Dorfes bei einer anständigen Witwe gewohnt,

Frau Clemens folgte Anna stets heimlich nach dem See, ohne sich jedoch so nahe an das Bootshaus zu wagen, um sehen und hören zu können, was dort vorging. Als Anna das letzte Mal von dort zurückkehrte, hatte die Anstrengung, Tag für Tag eine Strecke zu wandern, die für ihre Kräfte viel zu

groß war, sie von neuem an das Krankenbett gefesselt.

Es war vor allem notwendig, Annas Besorgnisse zu beruhigen. Frau Clemens ging deshalb an den See, in der Hoffnung, die Baronin von Senden dort zu treffen und sie überreden zu können, sie nach Sandon zu der Kranken zu begleiten. Am Saume des Parkes angelangt, begegnete Frau Clemens nicht der Baronin, sondern einem großen, dicken, ältlichen Herrn, der ein Buch in der Hand hielt.

Der ältliche Herr, Graf Fosco, fragte Frau Clemens, ob sie dort jemanden zu treffen erwarte, er selbst sei von der Baronin von Senden mit einer Botschaft beauftragt, doch nicht sicher, ob die Person vor ihm der Beschreibung derjenigen entspreche, mit der er in Verbindung treten solle.

Frau Clemens vertraute ihm arglos ihr Anliegen und bat ihn inständig, ihr seine Botschaft an Anna mitzuteilen, es werde der Kranken ein großer Trost sein, zu erfahren, was die Baronin von ihr wünsche. Der Graf erfüllte ihre Bitte aufs Bereitwilligste. Was Frau von Senden ihm aufgetragen habe, meinte er, sei von größter Wichtigkeit. Sie ersuche Anna und ihre treue Freundin, ungesäumt nach London zurückzukehren, sie sei überzeugt, wenn sie noch länger in der Nähe von Brandon blieben, würde der Baron sie entdecken. Frau von Senden werde in kurzem selbst nach der Hauptstadt reisen, und wenn Frau Clemens und Anna vor ihr dort einträfen und sie dann ihre Adresse wissen lassen wollten, würden sie in weniger. als vierzehn Tagen von ihr hören. Der Graf versicherte, auch er habe schon versucht, Anna zu warnen, sie sei jedoch bei seinem Anblick zu heftig erschrocken, um ihn näher kommen zu lassen.

Frau Clemens erwiderte dem Grafen, sie könne nicht daran denken, mit Anna abzureisen, so lange die Kranke im Bett liege. Einen Arzt zu ihr zu rufen, habe sie nicht gewagt, aus Furcht, dadurch die Aufmerksamkeit des Dorfes auf sich zu ziehen. Graf Fosco erklärte, selbst Arzt zu sein und Frau Clemens zu Anna begleiten zu wollen, um zu sehen, was für sie zu tun sei. Frau Clemens, die keinen Argwohn gegen den Mann haben konnte, den die Baronin mit einem geheimen Auftrag betraute, nahm sein Anerbieten dankbar an und beide gingen zusammen nach, Sandon.

Anna schlief, als sie dort anlangten. Der Graf fuhr bei ihrem Anblick zusammen - betroffen von der Aehnlichkeit der Kranken mit Laura von Senden, wie Raden sich sagte, sagte er Frau Clemens in ihrer Arglosigkeit, er sei erschrocken, das arme Mädchen so leidend zu finden. Der Graf wollte nicht gestatten, daß sie geweckt werde, und begnügte sich damit, ihr den Puls zu fühlen und sich von Frau Clemens eine Menge Fragen beantworten zu lassen. Mit dem Versprechen, ihr aus der Apotheke eine nach seinem eigenen Rezept angefertigte Arznei zu holen, eilte er fort. Zurückgekehrt, unterrichtete er Frau Clemens, die Arznei sei ein Stärkungsmittel und werde Anna die Kraft geben, die kurze Reise nach London glücklich zu überstehen. Die Arznei sollte zu bestimmten Zeiten an diesem und dem folgenden Tage genommen werden, am dritten werde Anna so weit hergestellt sein, die Fahrt nach London antreten zu können. Auf dem Bahnhof von Brandon werde er Frau Clemens und Anna treffen, um sie mit dem Nachmittagszuge abreisen zu sehen. Wenn sie dort nicht erschienen, würde er wissen, daß es Anna schlimmer gehe und sich sofort nach Sandon begeben.

Die Arznei hatte eine erstaunliche Wirkung auf Anna und der Erfolg wurde noch dadurch unterstützt, daß ihre mütterliche Freundin ihr versicherte, sie werde die Baronin von Senden in kurzem wiedersehen. Zur bestimmten Frist, nachdem sie sich im ganzen eine Woche in Hampshire aufgehalten hatten, trafen sie auf dem Bahnhof des Dorfes Brandon ein. Der Graf, der sie, wie er versprochen, dort erwartete, unterhielt sich mit einer ältlichen Dame, die gleichfalls den Zug nach London benutzen zu wollen schien. Er half ihnen beim Einsteigen und erinnerte Frau Clemens daran, der Baronin ihre Adresse zu schicken. Die ältliche Dame hatte in einem anderen Wagenabteil Platz

genommen und sie sahen nichts wieder von ihr. Sobald Frau Clemens eine Wohnung gefunden hatte, schrieb sie der Baronin ihre Adresse.

Vierzehn Tage vergingen, ohne daß eine Antwort kam.

Anfangs der dritten Woche fuhr dieselbe ältliche Dame, die sie auf dem Bahnhof in Brandon gesehen hatten, in einer Droschke vor, um Frau Clemens zu bitten, sie zu der Baronin von Senden zu begleiten, die, in einem Londoner Hotel abgestiegen, die Beschützerin Annas zu sehen wünsche, um mit ihr zu verabreden, wann sie das junge Mädchen sprechen könne. So ungern Frau Clemens die Kranke allein ließ, entschloß sie sich doch, von Anna selbst dazu gedrängt, der Einladung der Baronin zu folgen. Sie und die ältliche Dame, in der Raden keine andere vermutete als die Gräfin Fosco, fuhren zusammen fort. Nachdem sie eine beträchtliche Strecke zurückgelegt hatten, befahl die Dame dem Kutscher, vor einem Kaufladen zu halten, Frau Clemens ersuchend, einige Minuten auf sie zu warten.

Eine Viertelstunde verging, die Dame kehrte nicht wieder. In höchster Unruhe rief Frau Clemens dem Kutscher zu, sie noch ihrer Wohnung zurückzubringen. Als sie dort ankam war Anna fort.

Das Dienstmädchen erzählte ihr, ein Knabe habe ihr einen Brief für das Fräulein übergeben, das ihn gelesen, in die Tasche gesteckt, sich angekleidet hatte und dann ausgegangen war.

Frau Clemens war wie betäubt und wußte sich keinen Rat. Sie befürchtete, Anna sei nach der Irrenanstalt zurückgebracht worden, und begab sich unverweilt dorthin. Der Direktor selbst gab ihr die Versicherung, Anna sei nicht da, dasselbe wiederholte er ihr auch in den nächsten Tagen, denn die falsche Anna Gatherick war damals noch nicht in die Anstalt eingeliefert. Von jenem Augenblick bis zu dem Besuch Lambert Radens war Frau Clemens in völliger Unkenntnis über den Aufenthalt Annas und über das Ende ihrer Geschichte, denn auch Frau Gatherick, bei der sie sich nach ihrer Tochter erkundigt hatte, wußte nichts von ihrem Verbleib.

9.

Es war zweifellos, daß die Reihe von Täuschungen und Betrügereien, durch die Anna Gatherick von ihrer Freundin weggelockt worden, des Grafen Fosco Werk waren.

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen in Ihrem Kummer von irgendwelchem Nutzen sein,« bemerkte Raden, »doch kann ich leider nichts weiter tun, als Ihnen meine herzlichste Teilnahme auszusprechen. Wäre Anna Ihr eigenes Kind gewesen, Frau Clemens, so hätten Sie kaum mit größerer Bereitwilligkeit für sie so schwere Opfer bringen können.

»Darin liegt kein großes Verdienst für mich,« erwiderte Frau Clemens einfach. »Das arme Mädchen war so gut für mich wie eine eigene Tochter, Fast gleich nach ihrer Geburt nahm ich mich Annas an. Mir war es, als ob der Herrgott sie mir zugeschickt hätte, weil ich nie eigene Kinder hatte. Und jetzt, da ich sie verloren habe und in meinen alten Tagen wieder ganz allein stehe, muß ich Tag und Nacht um sie weinen.«

»Kannten Sie Frau Gatherick schon, ehe Anna geboren wurde?« fragte Lambert.

»Ja, einige Monate. Wir kamen damals oft zusammen, aber wir waren nie sehr befreundet miteinander. Wir waren in Alt-Welming Nachbarinnen.«

»In Alt-Welming? Gibt es in Hampshire zwei Orte dieses Namens?«

»Ja, vor etwa dreiundzwanzig Jahren bauten sie in geringer Entfernung von Alt-Welming, das nie viel mehr als ein Dorf war, eine neue Stadt. Alt-Welming behielt nur eine gewisse Bedeutung, weil die Pfarrkirche dort blieb. Jetzt sind die Häuser um sie her alle niedergerissen oder von selbst eingestürzt. Zu meiner Zeit war es ein freundlicher, hübscher Ort.«

»Sind Sie in Welming geboren, Frau Clemens?«

»Nein, ich bin aus Norfolk und mein Mann war, wie ich Ihnen schon sagte, aus Grimsby. Nachdem er sich ein bescheidenes Vermögen erworben und vom Geschäft zurückgezogen hatte, übersiedelten wir nach Alt-Welming. Wir waren beide nicht mehr jung, aber wir lebten glücklicher miteinander als unsere Nachbarn Gatherick und seine Frau, die ein Jahr später nach Alt-Welming kamen.«

»War Herr Clemens schon früher mit den Leuten bekannt?«

»Mit dem Manne ja, nicht mit seiner Frau. Sie war uns beiden fremd. Ein vornehmer Herr hatte sich für Gatherick verwendet, daß er die Stelle als Küster an der Pfarrkirche in Welming bekam. Er brachte seine junge Frau mit und wir hörten später, sie sei Kammerjungfer in Schloß Varneck bei Southampton gewesen. Es hatte Gatherick Mühe genug gekostet, sie zur Frau zu gewinnen, weil sie furchtbar eingebildet war und höher hinaus wollte. Als er sich die Sache schon ganz aus dem Kopf geschlagen hatte, näherte sie sich ihm von selbst wieder, und er war überglücklich, daß sie ihm zum Altar folgte. Ich spreche nicht gern Böses von anderen Leuten, aber sie war eine herzlose, eitle, putzsüchtige Person, die ihrem Manne das Leben recht sauer machte. Ehe sie noch vier Monate am Orte waren, gab es einen fürchterlichen Skandal, an dem ein adeliger Herr die Schuld trug. Sie kennen ihn, Herr Raden, und meine arme Anna kannte ihn nur zu gut,«

»Baron Paul von Senden?«

»Ja.«

»Wohnte der Baron damals in Ihrer Gegend?«

»Nein, er kam als Fremder nach Welming. Sein Vater war nicht lange vorher im Auslande gestorben. Wie so viele Herren aus allen Teilen Englands, die in unserm Fluß nach Fischen zu angeln wünschten, quartierte er sich in dem kleinen Wirtshaus am Ufer ein.«

»Kam er vor Annas Geburt ins Dorf?«

»Ja; Anna wurde im Jahre 1870 geboren und er kam, wenn ich nicht irre, Anfang Mai nach Welming.«

»Als Fremder für alle, auch für Frau Gatherick?«

»Ja, das dachte man erst, aber später glaubte kein Mensch daran. Eines Abends kam mein Mann ganz aufgeregt nach Hause, Lizzie, rief er, habe ich es dir nicht immer gesagt, daß die Gatherick eine schlechte Person ist? Ihr Mann hat eine Menge seidene Tücher, zwei Diamantringe und eine kostbare goldene Uhr mit Kette in dem Wäscheschrank seiner Frau versteckt gefunden und sie will nicht gestehen, woher sie die Sachen hat. Gatherick weiß es ohnehin. Es sind Geschenke von dem fremden Herrn in Trauer, der sich jetzt in Welming umhertreibt. Einem gewissen Baron von Senden. Ich riet Gatherick, seine Frau heimlich zu überwachen, er wird dann schon herausbekommen, was los ist.«

Lambert Raden fühlte sich bitter enttäuscht. Diese allzu gewöhnliche Geschichte einer treulosen, schlechten Frau konnte unmöglich der Schlüssel zu dem Geheimnis sein, vor dessen Enthüllung Paul von Senden sich so sehr fürchtete.

»Gatherick befolgte meines Mannes Rat,« fuhr Frau Clemens fort. »Er hatte nicht lange zu warten. Am zweiten Tage überraschte er seine Frau und den Baron von Senden in vertraulichem Gespräch vor der Türe der Sakristei. In der Kirche fühlten sie sich wahrscheinlich vor jeder Beobachtung geschützt. Wütend über die ihm angetane Schmach, schlug Gatherick ihm mit geballter Faust ins Gesicht, aber er war ihm nicht gewachsen und wurde von ihm in der grausamsten Weise durchgeprügelt, ehe die von dem Lärm herbeigelockten Nachbarn ihm zu Hilfe eilen konnten. Alles das geschah gegen Abend. Gatherick verschwand und wurde nie wieder gesehen. Meinem Mann schrieb er nach Jahren aus Amerika, wo er sich ein hübsches Vermögen erworben haben soll.«

»Und was wurde aus dem Baron? Blieb er in der Gegend?«

»Nein, es kam noch an demselben Abend, an dem er von Gatherick überrascht worden war, zu einem heftigen Streit zwischen Frau Gatherick und dem Baron und am nächsten Morgen war er verduftet.

»Und Frau Gatherick beeilte sich natürlich auch, den Ort zu verlassen?«

»O nein, sie blieb und versicherte aller Welt, sie sei das beklagenswerte Opfer eines Irrtums. Als Neu-Welming gebaut wurde und die meisten Leute aus der alten Stadt dorthin übersiedelten, zog auch sie mit ihnen, entschlossen, bis an ihr Ende unter ihren alten Bekannten auszuharren.«

»Aber wovon lebte sie all diese Jahre? War ihr Mann gutmütig genug, sie zu unterstützen?«

»Ja, er bot ihr ein Jahrgeld an, das sie in vierteljährlichen Raten durch ein Londoner Bankhaus beziehen sollte, aber sie wies sein Anerbieten mit Entrüstung zurück. Die Leute behaupteten, daß sie die Mittel zu ihrem Lebensunterhalt von dem Baron von Senden beziehe.«

Lambert Raden war nicht der Ansicht, daß die Frau des Küsters freiwillig in Welming ausharrte, sondern daß der Baron von Senden sie dazu gezwungen hatte, vermutlich, weil sie sein Geheimnis kannte und es in seinem Interesse lag, sie an einem Ort festzuhalten, wo sie von den Leuten gemieden wurde und es ihr an Gelegenheit zu vertraulichen Mitteilungen fehlte. Zwischen Silvia Gatherick und dem Baron Paul von Senden gab es zweifellos ein gefährliches Geheimnis. Konnte die Behauptung Silvia Gathericks, sie sei das Opfer eines Irrtums, nicht möglicherweise doch wahr sein? Hatte der Baron nicht vielleicht den falschen Verdacht begünstigt, um den richtigen von sich abzulenken? Radens nächste Fragen hatten den Zweck, ihm die Gewißheit zu verschaffen, ob der Küster von der Schuld seiner Frau vollkommen überzeugt war. Frau Clemens Antworten ließen ihm

nicht den geringsten Zweifel über diesen Punkt.

»Haben Sie den Baron während seines Aufenthaltes in Welming öfter gesehen?« setzte Raden sein Verhör fort.

»Ja, sehr oft,« erwiderte Frau Clemens.

»Fanden Sie, daß Anna ihm ähnlich war?«

»Nein, in keinem Zuge.«

»War sie ihrer Mutter ähnlich?«

»Nein, ebenso wenig.«

»Hörten Sie, woher der Baron kam, als er sich für einige Zeit in Welming niederließ?«

»Nein, darüber wußte niemand etwas Bestimmtes.«

»War Frau Gatherick unmittelbar vor ihrer Verheiratung in Schloß Varneck im Dienst?«

»Jawohl.«

»Und wie lange hatte sie die Stelle gehabt?«

»Sie war drei oder vier Jahre in der Familie des Majors von Dorn.«

»Wissen Sie vielleicht, ob Baron von Senden mit den Dorns in Schloß Varneck befreundet und ob er jemals dort zu Besuch war?«

»Nein.«

»Wie kam es, Frau Clemens, daß die kleine Anna Ihrer Obhut anvertraut wurde?« fragte Raden, um das Gespräch noch nicht abzubrechen.

»Es war niemand anders da, sich des Kindes anzunehmen, das die abscheuliche Mutter von der Stunde seiner Geburt an haßte, und ich erbot mich, es zu erziehen.«

»Blieb Anna von jener Zeit an immer bei Ihnen?«

»Nein, manchmal forderte Frau Gatherick sie zurück, nur um mich zu ärgern, nach kurzer Zeit wurde mir Anna immer wieder zurückgebracht, zur größten Freude der Kleinen. Unsere längste Trennung war die, als Frau Gatherick ihr Töchterchen mit nach Limmerig nahm. Nach dem Tode meines Mannes übersiedelte ich nach London, Frau Gatherick aber gestattete nicht, daß Anna mich begleitete. Das einzige, was ich tun konnte, war, Anna meine Adresse aufzuschreiben und sie aufzufordern, wenn sie jemals in Bedrängnis gerate, mich aufzusuchen, aber es vergingen Jahre, ehe sie kam. Erst in jener Nacht, in der sie aus der Anstalt entflohen war, sah ich sie wieder.«

»Weshalb veranlaßte der Baron ihre Aufnahme in die Irrenanstalt?«

»Ich weiß darüber nur, was Anna selbst mir erzählte. Sie behauptete, ihre Mutter sei im Besitz eines Geheimnisses aus dem Leben des Barons von Senden und habe es ihr eines Tages verraten; als dies der Baron aus verschiedenen Andeutungen bemerkte, hatte er nicht eher geruht, als bis sie in der Irrenanstalt war. Worin dieses fürchterliche Geheimnis bestand, konnte sie nicht sagen, sie versicherte nur, daß ihre Mutter den Baron vollständig zugrunde zu richten und ins Verderben zu stürzen vermöchte, wenn es ihr beliebe. Etwas Bestimmtes wußte Anna ganz sicher nicht.

Auch Raden war dieser Meinung. Anna wähnte sich im Besitz des Geheimnisses, bloß weil ihre Mutter einmal unvorsichtigerweise in ihrer Gegenwart eine von ihr mißverstandene Aeußerung gemacht hatte. Das Schuldbewußtsein des Barons brachte ihn auf den Gedanken, Anna habe in der Tat alles von ihrer Mutter erfahren, wie ihn später die Furcht verfolgte, seine Frau habe alles von Anna gehört.

»Ich wünschte, Sie hätten mir etwas mehr über Anna mitteilen können.« sagte Frau Clemens, als der Maler sich dankend von ihr verabschiedete. »Es ist nur zu traurig, nicht einmal zu wissen, ob sie tot ist oder noch lebt. Ich würde es besser ertragen, wenn ich eine Gewißheit hätte. Sie sagten mir, wir würden Anna nie wieder auf Erden sehen. Ist Ihnen bekannt, daß es Gott

gefallen hat, sie zu sich zu nehmen?«

»Ich fürchte,,« erwiderte Raden bewegt, »daß sie nicht mehr lebt, und bin überzeugt, daß sie in ihren letzten Stunden nicht vernachlässigt wurde und ihre Herzkrankheit die Ursache ihres Todes war. Noch darf ich nicht ganz offen und rückhaltlos sprechen, aber wenn die Zeit dazu gekommen ist, werde ich Ihnen nichts verschweigen. Noch eine letzte Bitte, ehe ich gehe. Möchten sie mir die Adresse der Frau Gatherick zu Welming geben?«

»Um des Himmels willen, Herr Raden,« rief Frau Clemens erschrocken, »was haben Sie mit Annas Mutter zu tun?«

»Zwischen dem Baron von Senden und jener Frau gibt es ein Geheimnis, daß sich nicht auf die gemeinsame Vergangenheit der beiden bezieht, und ich gehe zu Frau Gatherick mit dem unerschütterlichen Entschluß, es ihr zu entreißen.«

»Ueberlegen Sie sich das noch einmal, Herr Raden.« rief die alte Frau, ihre Hand auf des Malers Arm legend. »Sylvia Gatherick ist eine furchtbare Person. Sie kennen sie nicht, wie ich sie kenne. Ueberlegen Sie sich wohl, was Sie zu tun im Begriff sind.«

»Ihre Warnung ist sehr gut gemeint, Frau Clemens, aber ich bin entschlossen, die Frau zu sprechen, komme, was da wolle.«

»Dann darf ich mich nicht länger weigern, Ihnen ihre Adresse zu geben. Hier ist sie.«

»Sie sollen bald von mir hören, Frau Clemens, und alles erfahren, was ich Ihnen mitzuteilen versprochen habe. Leben Sie wohl.«

»Der Rat einer alten Frau ist manchmal wert, beachtet zu werden,« seufzte die Witwe. »Ueberlegen Sie es sich gut, ehe Sie nach Welming gehen.«

10.

» Lambert Raden benutzte die erste Gelegenheit, die sich ihm bot, mit Sultana allein zu sein, um ihr von dem Ergebnis seiner Unterredung mit Frau Clemens zu erzählen, Sultana schien über seine beabsichtigte Reise nach Welming die Meinung der Witwe zu teilen.

»Sie dürfen kaum hoffen, daß Vertrauen dieser Frau Gatherick zu gewinnen, Lambert,« sagte sie. »Ist es ratsam, sich dieses äußersten Mittels zu bedienen, ehe Sie die einfacheren erschöpft haben? Als Sie mir versicherten, Paul und Graf Fosco wären die einzigen Personen, welchen das Datum der Abreise Lauras bekannt ist, vergaßen wir beide, daß es noch eine Dritte gibt, die ebenso genau davon unterrichtet ist. Ich meine Frau Pigeon. Wäre es nicht weniger gefährlich, sie zu einem Geständnis zu zwingen, als es mit dem Baron zu versuchen?«

»Weniger gefährlich vielleicht, aber wir wissen nicht, in welchem Umfange Frau Pigeon an dem Verbrechen mitgewirkt und ob sie sich das für uns so wichtige Datum so genau gemerkt hat, wie der Graf und Ihr Schwager es sicher getan haben. Es ist zu spät, unsere Zeit mit der Französin zu verlieren. Denken Sie nicht so sehr an die Gefahr, der ich mich aussetze, wenn ich nach Hampshire zurückkehre. Fürchten Sie etwa, ich werde dem Baron nicht gewachsen sein?«

»Nein, Lambert, das befürchte ich nicht, weil ihn gegenwärtig die undurchdringliche Schlechtigkeit des Grafen nicht unterstützt.«

»Woraus schließen Sie das?« fragte Lambert erstaunt.

»Aus meiner eigenen Kenntnis des Eigensinnes meines Schwagers und seiner zornigen Ungeduld über den Zwang, welchen der Graf auf ihn übte. Nach meiner Ansicht wird er darauf bestehen, Ihnen allein gegenüberzutreten, wie er auch anfangs in Brandon darauf bestand, für sich allein zu handeln. Erst wenn Sie Paul in Ihrer Gewalt haben werden, ist eine Einmischung des Grafen zu besorgen, denn dann wird er sich auch in seinen Interessen bedroht fühlen, in deren Verteidigung er ein furchtbarer Gegner sein wird.«

»Und wenn es uns gelingt, ihn vorher seiner Waffen zu berauben? Einige der Einzelheiten, die ich von Frau Clemens erfahren habe, können gegen ihn benutzt werden, und vielleicht finden sich noch andere Mittel, die uns im Kampf mit ihm stützen und unsere Stellung ihm gegenüber befestigen werden. Von Frau Michels wissen wir, daß der Graf es für nötig erachtete, sich mit Herrn von Morton in Verbindung zu setzen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Fosco sich bei dieser Gelegenheit Blößen gab, die wider ihn zeugen werden. Schreiben Sie Ihrem Onkel und ersuchen Sie ihn, Ihnen genau mitzuteilen, was zwischen ihm und dem Grafen vorging; wenn er Ihre Bitte nicht gutwillig erfüllte, würde er doch früher oder später dazu gezwungen werden.«

»Der Brief soll geschrieben werden, Lambert.«

Am dritten Tage war Lambert bereit, seine Reise anzutreten. Während seiner Abwesenheit sollte Sultana ihm regelmäßig schreiben, wenn aber eines Morgens ihr Brief ausblieb, würde das genügen, ihn mit dem nächsten Zuge nach London zurückzuführen.

»Bedenken Sie, welch sorgenvolle Herzen Sie hier zurücklassen,« sagte ihm Sultana, ihm das Geleite gebend. »Wenn Sie mit Paul zusammenträfen -«

»Was bringt Sie darauf, Sultana?«

»Ich weiß es selbst nicht. Mir graut bei dem Gedanken, Sie könnten mit ihm in Berührung kommen.«

»Fürchten Sie nichts, Sultana, ich stehe für meine Selbstbeherrschung.«

Früh am Nachmittag traf Raden in Welming ein. Er erkundigte sich nach dem Wege zu der Wohnung Silvia Gathericks und nach wenigen Minuten stand er vor ihrer Tür. Ein Dienstmädchen öffnete ihm und nahm seine Karte in Empfang, um ihn zu melden.

Das Dienstmädchen kehrte mit dem Bescheid zurück, der Herr möchte sagen, in welcher Angelegenheit er Frau Gatherick zu sprechen wünsche.

»Bitte, bestellen Sie, daß ich Frau Gatherick Mitteilungen über ihre Tochter zu machen habe,« erwiderte Raden, der im Augenblick keinen besseren Vorwand für seinen Besuch ersinnen konnte.

Das Mädchen verschwand von neuem und. kehrte mit einem Blick finsteren Erstaunens zurück, um den Fremden aufzufordern, in das Wohnzimmer einzutreten.

Eine ältliche Frau, die dichten grauen Scheitel tief ins Gesicht gezogen, kam ihm im schwarzen Seidenkleide entgegen. Ihre dunklen Augen starrten ihn an. Sie war groß und stark und ihr ganzes Wesen hatte etwas Kampf gerüstetes

»Sie kommen, um von meiner Tochter mit mir zu sprechen,« redete sie ihn an, ehe er noch ein Wort vorbringen konnte. »Haben Sie die Güte, mir zu sagen, was Sie mir mitzuteilen haben.«

Der Ton ihrer Stimme war so hart, trotzig und unversöhnlich, wie der Ausdruck ihrer Augen. Raden vom Kopf bis zu den Füßen musternd, forderte sie ihn auf, Platz zu nehmen.

»Sie wissen,« erwiderte der Maler, in demselben scharfen Ton sprechend wie Silvia Gatherick, »daß Ihre Tochter verschwunden ist?«

»Ja, das weiß ich.«

»Stieg nicht die Befürchtung in Ihnen auf, daß ihrem Verschwinden das noch größere Unglück ihres Todes gefolgt sein könnte?«

»Sind Sie hier, um mir zu melden, daß sie gestorben ist?«

»Weshalb?« fragte sie, ohne die leiseste Betrübnis zu verraten.

»Weshalb?« wiederholte Raden. »Weshalb ich gekommen bin, Ihnen den Tod Ihrer Tochter anzuzeigen?«

»Ja. Welches Interesse nehmen Sie an mir oder ihr? Wie kommen Sie dazu, etwas von meiner Tochter zu wissen?«

»Durch einen Zufall. Ich begegnete ihr in jener Nacht, als sie aus der Irrenanstalt entfloh, und war ihr behilflich, einen Ort zu erreichen, der ihr Schutz und Sicherheit bot.«

»Das war sehr unrecht von Ihnen.«

»ich bedauere, das von ihrer Mutter sagen zu hören.«

»Dennoch muß ich es wiederholen. Woher wissen Sie, daß meine Tochter tot ist?«

»Ihnen das zu verraten, bin ich nicht ermächtigt, aber ich weiß es bestimmt.«

»Sind Sie ermächtigt, mir zu sagen, von wem Sie meine Adresse erfuhren?«

»Gewiß, ich erfuhr sie von Frau Clemens.«

»Frau Clemens ist eine Närrin. Hat sie Ihnen geraten, mich aufzusuchen ?«

»Nein.«

»Dann frage ich Sie nochmals, weshalb sind Sie gekommen?«

»Weil ich annehmen zu dürfen glaubte, daß es Anna Gathericks Mutter interessieren werde, ob ihre Tochter gestorben sei oder lebe.«

»Hatten Sie keinen anderen Beweggrund? Für diesen Fall danke ich Ihnen für Ihren Besuch, möchte Sie aber nicht länger aufhalten.«

»Der Tod Ihrer Tochter -«

»Woran starb sie?«

»An einem Herzleiden.«

»Fahren Sie fort.«

»Der Tod Ihrer Tochter wurde dazu benutzt, einer mir sehr teuren Person bitteres Unrecht zuzufügen. Die beiden Genossen, die sich zu diesem schmachvollen Streich vereinigten, sind Graf Fosco und der Baron von Senden.«

»Wirklich?«

»Silvia Gatherick verzog keine Miene.

»Sie werden sich vielleicht wundern, daß der Tod Ihrer Tochter dazu benutzt werden konnte, einer anderen Person Unrecht zuzufügen?«

»Nein, die Sache ist mir vollkommen gleichgültig. Sie scheinen sich für meine Angelegenheiten zu interessieren, aber ich interessiere mich für die Ihrigen nicht im geringsten.«

»Dann fragen Sie vielleicht, weshalb ich die Sache in Ihrer Gegenwart erwähne?«

»Ja, das tue ich,«

»Weil ich entschlossen bin, den Baron von Senden für seine Schurkerei zur Rechenschaft zu ziehen.«

»Was kümmert mich Ihr Entschluß?«

»Das sollen Sie hören. Es gibt in des Barons Vergangenheit gewisse Vorkommnisse, die ich genau kennen muß, um mein Ziel zu erreichen. Ihnen sind sie bekannt deshalb kam ich zu Ihnen.«

»Von welchen Vorkommnissen sprechen Sie?«

»Von Dingen, die sich in Alt-Welming ereigneten, als Ihr Mann an der dortigen Pfarrkirche Küster war, und vor der Zeit der Geburt Ihrer Tochter.«

Ein unheimliches Feuer erglühte in Silvia Gathericks Augen.

»Was wissen Sie von jenen Ereignissen?« fragte sie.

»Alles, was Frau Clemens mir darüber erzählen konnte.«

»Ab, jetzt fange ich an zu verstehen,« rief sie, während ein grimmiges Lächeln ihren Mund verzerrte. »Sie haben einen persönlichen Groll gegen den Baron von Senden und ich soll Ihnen behilflich sein, Ihr Mütchen an ihm zu kühlen. Um sich meinen Beistand zu sichern, haben sie meiner Vergangenheit nachgespürt, und jetzt glauben Sie es mit einer Frau von zweifelhaftem Rufe zu tun zu haben, die bereitwillig auf alles eingehen wird, was Sie von ihr fordern, damit Sie ihr nur nicht in der Meinung der Nachbarn schaden. Doch ich durchschaue Ihre klugen Pläne und sie machen mir den größten Spaß. Hahaha!«

Sie schwieg einen Augenblick, finster vor sich hinstarrend.

»Sie wissen nicht, wie ich an diesem Orte gelebt habe,« fuhr sie fort. »Ich kam hierher unter dem Druck eines mir widerfahrenen Unrechts, mein guter Name war vernichtet worden und ich hatte mir fest vorgenommen, ihn wiederzugewinnen. Es hat mir viele Jahre gekostet, aber ich habe erreicht, was ich erreichen wollte, Ich stehe in der Meinung dieser Stadt hoch genug, um mich vor Ihren Angriffen nicht fürchten zu müssen.«

»Ich bezweifele durchaus nicht, daß es Ihnen gelungen ist, sich einen guten Namen in dieser Stadt zu machen, und denke nicht daran, ihn anzugreifen. Nur weil ich bestimmt weiß, daß Baron von Senden Ihr Feind so gut ist wie der meinige, kam ich hierher. Von allen Frauen Englands sollten Sie die letzte sein, mir Ihren Beistand gegen jenen Mann zu verweigern.«

»Richten Sie ihn zugrunde, verderben Sie ihn und dann kommen Sie wieder zu mir, um zu hören, was ich Ihnen zu sagen habe.«

Sie sprach in aufloderndem Zorn, rachsüchtig, mit einem Haß, der jahrelang in ihrer Seele festgewurzelt war.

»Sie wollen mir nicht vertrauen?« fragte Raden.

»Nein.«

»Sie fürchten sich vor dem Baron von Senden, er nimmt eine hohe Stellung ein, besitzt große Güter, gehört einer vornehmen Familie an.«

»Ja,« wiederholte sie mit einem Lachen bitterster Verachtung, »er ist Baron, besitzt große Güter, ist von vornehmer Familie, ja, versteht sich, von vornehmer Familie, namentlich mütterlicherseits -«

»Ich bin nicht hier, um Familienfragen mit Ihnen zu erörtern,« erwiderte Raden, »ich kenne die Mutter Paul von Sendens nicht -«

»Und ebenso wenig wissen Sie von dem Baron selbst,« unterbrach Silvia Gatherick ihn scharf.

»Ich rate Ihnen, dessen nicht so gewiß zu sein. Ich weiß viel Dinge von ihm und argwöhne noch weit mehr.«

»Wessen haben Sie ihn im Verdacht?«

»Ich will Ihnen lieber sagen, wessen ich ihn nicht im Verdacht habe. Das Geheimnis zwischen Ihnen und Paul von Senden, das sein Leben verdunkelt, wurde nicht mit Ihrer Tochter geboren und ist nicht mit ihr gestorben.«

Sie wich einen Schritt zurück.

»Gehen Sie!« rief sie, auf die Tür deutend.

»Weigern Sie sich noch immer, mir zu vertrauen?« fragte Raden endlich.

»Ja,« entgegnete sie mit wiederkehrendem Trotz.

»Wünschen Sie noch immer, daß ich gehe?«

»Ja, gehen Sie und kehren Sie nie wieder.«

»Ich werde Ihnen vielleicht Nachrichten über den Baron zu bringen haben, auf die Sie nicht vorbereitet sind. In diesem Falle werde ich wiederkommen.«

»Es gibt keine Nachricht über den Baron, auf die ich nicht vorbereitet wäre, ausgenommen die Nachricht von seinem Tode.«

Und wieder leuchtete ein Blitz des Hasses in ihren Augen auf.

11.

Raden verließ Silvia Gathericks Haus mit dem Gefühl, daß sie ihm wider ihren Willen einen Schritt weiter geholfen hatte. Er war erst eine kurze Strecke gegangen, als seine Aufmerksamkeit durch eine sich hinter ihm schließende Tür erweckt wurde. Sich umsehend, erblickte auf der Schwelle des Hauses neben dem, das er eben verlassen hatte, einen kleinen Mann in schwarzem Anzug. Es war der Mensch, der ihm nach dem Schloß Brandon vorausgereist war.

»Ohne Raden irgendwie zu beachten, ging der Fremde an ihm vorüber. Dieses Gebaren machte Raden so argwöhnisch, daß er beschloß, ihn nicht aus dem Auge zu verlieren und ihm dicht auf den Fersen zu folgen. Der Kleine sah sich nicht ein einziges Mal um und führte ihn geradenwegs zum Bahnhof.

Der Zug war im Begriff abzufahren und zwei oder drei Reisende, die sich verspätet hatten, drängten sich an den Schalter. Raden hörte den Kleinen eine Fahrkarte nach Brandon fordern und entfernte sich nicht eher, als bis er sich überzeugt hatte, daß das Männchen mit dem Zuge wirklich abgefahren war.

»Was Raden soeben gesehen und gehört hatte, konnte er sich nur auf eine Weise deuten. Ohne Zweifel hatte der Kleine sich auf Paul von Sendens Befehl in der nächsten Nachbarschaft Silvia Gathericks ein Zimmer gemietet, um dort schon auf dem Posten zu sein, wenn der Maler früher oder später versuchen sollte, mit Frau Gatherick in Verbindung zu treten. Der Spion hatte ihn wahrscheinlich zu ihr gehen und wieder herauskommen sehen und eilte nun mit dem ersten Zuge fort, um in Brandon dem Baron Bericht zu erstatten.

Es war schon Abend, als Raden den Bahnhof verließ, und zu spät, noch etwas zu unternehmen, deshalb begab er sich nach dem nächsten Gasthof und bestellte sich Essen und ein Zimmer. Er schrieb an Sultana, daß er sich wohl befinde und Aussichten auf Erfolg habe. Ihren ersten Brief erwartete ex am nächsten Morgen, postlagernd Welming.

Ehe er sich hinlegte, überdachte er seine merkwürdige Unterredung mit Frau Gatherick noch einmal.

Die Sakristei der Pfarrkirche von Alt-Welming war der Ausgangspunkt, von dem sein Geist langsam den Weg durch alles das, was er Silvia Gatherick hatte sagen hören, wieder zurückwanderte.

Als Frau Clemens ihm zum ersten Mal die Sakristei der Pfarrkirche als Ort nannte den Paul von senden sich zu seinen heimlichen Unterredungen m!t der Frau des Küsters gewählt, war es ihm bereits aufgefallen, wie sonderbar und unbegreiflich es sei, das Gotteshaus dazu zu bestimmen. Unter dem Einfluß dieses Eindrucks hatte er der Sakristei in seiner Unterredung mit Frau Gatherick aufs Geratewohl erwähnt. Er hatte eine zornige Antwort erwartet, aber der Schrecken, der sie bei seinen Worten durchzitterte, überraschte ihn in höchstem Grade. Das Geheimnis des Barons hatte er längst mit einem schweren Verbrechen in Verbindung gebracht, um das Silvia Gatherick wußte, Jetzt ging er in seinen Vermutungen weiter, er hielt die Frau nicht nur für die Mitwisserin, sondern für eine Mitschuldige.

Auch daß die Küstersfrau so verächtlich von Paul von Sendens vornehmer Familie gesprochen hatte, gab Raden zu denken. Ihre unverhohlene Verachtung erstreckte sich insbesondere auf die Mutter des Barons, Silvia Gatherick hatte mit dem bittersten Spott auf die vornehme Familie angespielt, von der Senden abstamme - »namentlich von mütterlicher Seite«.

Ueber die Herkunft der Mutter konnte das Kirchenbuch Aufschluß geben, das über den Mädchennamen und die Verwandtschaft der Baronin

unterrichtete und so eine Einleitung zu ferneren Nachforschungen abgab.

Der nächste Morgen war trübe, aber nicht regnerisch. Raden ließ seine Reisetasche im Gasthof zurück, erkundigte sich nach dem Wege und wanderte zu Fuß nach der Kirche von Alt-Welming. Er hatte ungefähr eine Stunde zu gehen.

Die Kirche ein altes verwittertes Gebäude mit einem viereckigen Turm, erhob sich auf einer Anhöhe. Die Sakristei an der Hinterseite war an die Kirche angebaut. Rund um die Kirche sah man die verfallenen Häuser des ehemaligen Dorfes Welming, dessen Bewohner es verlassen hatten, um nach Neu-Welming zu ziehen. Einige von den leeren Häusern waren bis auf die Außenwände niedergerissen, in anderen wirtschafteten noch Leute, die der allerärmsten Klasse angehörten.

Als Raden an einigen der verfallenen Häuser vorüberkam, den Küster aufzusuchen, erblickte er zwei Männer, die, um eine Mauer biegend, ihm nachgingen. Der größere von beiden, ein stämmiger, muskulöser Mensch, in der Kleidung eines Wildhüters, war Raden fremd, der andere aber war einer von den Spähern, die ihm an dem Tage, wo er das Bureau des Rechtsanwalts Kirk verließ, gefolgt waren.

Weder der Wildhüter noch sein Begleiter versuchten, ihn anzureden, und hielten sich in ehrerbietiger Entfernung, aber der Zweck ihrer Anwesenheit in der Nähe der Kirche war klar. Der Baron war bereits auf seines Gegners Ankunft vorbereitet. Sein Besuch bei Frau Gatherick war ihm am Abend vorher gemeldet und jene beiden Männer waren in Erwartung seines Erscheinens in Alt-Welming in der Nähe der Kirche als Wache aufgestellt worden, ein neuer Beweis für Raden, daß er auf der richtigen Fährte war.

Vor einem Hause, das ein kleiner Garten umgab, sah er einen Mann bei der Arbeit. Er fragte ihn nach der Küsterwohnung und erfuhr, daß sie sich am äußersten Ende des verlassenen Dorfes befinde.

Der Küster, ein gesprächiger alter Mann, war gerade im Begriff, fortzugehen.

Raden machte ihn mit seinem Anliegen bekannt. Der Küster nahm seine Schlüssel von einem Haken und schloß, nachdem er mit seinem Gast die Schwelle überschritten hatte, die Haustür hinter sich zu.

»Ich habe niemand da drin, der mir die Wirtschaft führt,« plauderte er. »Ein erbärmlicher Ort, dieses Dorf, aber ein großes Kirchspiel. Es würde nicht jeder so gut damit fertig werden wie ich.«

Die Tür der Sakristei war von starkem Eichenholz und mit großen Nägeln beschlagen. Der Küster steckte den schweren Schlüssel mit der Miene eines Mannes ins Schloß, der eine schwierige Aufgabe vor sich hat und sich nicht ganz sicher fühlt, sie bewältigen zu können.

»Ich bin genötigt, Sie von dieser Seite hereinzuführen,« seufzte er, weil die Tür von der Sakristei nach der Kirche verriegelt ist, wir hätten sonst durch die Kirche hineingehen können. Das ist aber ein so vertracktes altes Schloß und schon wer weiß wie viele Male übergeschnappt. Es hätte längst ein neues gemacht werden sollen. Ich habe das dem Herrn Kirchenvorsteher schon unzählige Male gesagt, er verspricht immer, er werde dafür sorgen, und tut es doch nicht.«

Nach wiederholtem Umdrehen des Schlüssels gab das Schloß endlich nach und es gelang dem Alten, die Tür zu öffnen.

Die Sakristei war ein düsteres altes Zimmer mit einer niedrigen Balkendecke. An den Wänden zogen sich schwere, hier und da vom Alter geborstene Holzschränke hin. Am Boden standen Kisten, deren Deckel nur halb befestigt waren, In einem Winkel lag ein Haufen verstaubter Papiere. Die Atmosphäre war schwer und modrig, denn die frische Luft hatte nirgends Zutritt. Auch die Tür nach der Kirche war von festem Eichenholz und oben und unten verriegelt.

»Diese Kisten mit zerbrochenen Holzschnitzereien sollten schon vor Jahr und Tag nach London geschickt werden, aber sie werden bis in alle Ewigkeit hier stehen bleiben,« klagte der Küster.

Raden erinnerte den Alten daran, daß er das Kirchenbuch zu sehen wünsche.

»Das Kirchenbuch, ja wohl,« erwiderte der Küster, einen kleinen Schlüsselbund aus der Tasche nehmend, »Wie weit wollen Sie zurücksuchen?«

Lambert Raden berechnete, daß Paul von Senden jetzt etwa sechsundvierzig, also im Jahre 1848 geboren sein müsse.

»Ich möchte mit dem Jahre 1848 anfangen,« erwiderte er.

»Vorwärts oder rückwärts?«

»Von 1848 rückwärts.«

Der Küster öffnete die Tür eines Schrankes und nahm ein großes, in braunes Leder gebundenes Buch heraus. Es fiel Raden auf, wie unsicher das Buch verwahrt war. Die Tür des Schrankes war mehrfach geborsten und das Schloß von der schlechtesten Art. Er hätte es bequem mit seinem Spazierstock sprengen können.

»Wird das als ein sicheres Gewahrsam für das Kirchenbuch angesehen?« fragte er. »Ein Buch von solcher Wichtigkeit sollte in einem eisernen Schrank verschlossen werden.«

»Merkwürdig,« rief der Küster, »genau dasselbe pflegte auch mein Herr zu sagen, als ich noch ein ganz junger Bursche war. Er war Rechtsanwalt und einer unserer Kirchenältesten. So lange er lebte, bewahrte er in seinem Bureau in Eulenhorst eine Abschrift dieses Buches und von Zeit zu Zeit verzeichnete er die bei uns eingetragenen Zeugnisse auch in seinem Buch und ließ sich die Echtheit seiner Eintragungen behördlich bescheinigen. An bestimmten Tagen fuhr er hier vor, um mit eigenen Augen das Kirchenbuch und seine Abschrift zu vergleichen, damit alles pünktlich stimme. Wenn einmal das Kirchenbuch verloren gehen sollte, was bei der Sorglosigkeit, mit der es behandelt wird, nur zu leicht geschehen kann, meinte er, wird die Gemeinde erst den Wert meiner Abschrift zu schätzen wissen. In welchem Jahr, sagten Sie? Achtzehnhundert und -

»Achtzehnhundertachtundvierzig.«

Der Küster setzte seine Brille auf und wendete die Blätter um.

»Da ist das Jahr, das Sie suchen,« rief er vergnügt.

Die einzelnen Trauzeugnisse waren durch mit Dinte gezogene Linien von einander getrennt. Unter der Rubrik des Monats September fand Raden die Heirat der Eltern Paul von Sendens eingetragen.

Raden betrachtete die Eintragung mit großer Aufmerksamkeit. Sie stand am unteren Ende einer Seite und war wegen Mangels an Raum auf einen kleineren Raum zusammengedrängt. Der Trauschein Lothar Friedrich von Sendens unterschied sich in nichts von den übrigen als durch die engere Schrift, Seine Frau war als die einzige Tochter des verstorbenen Herrn Patrick Elster, Johanna Cäcilie Elster, aus Eulenhorst, bezeichnet.

Das Geheimnis, das Lambert Raden schon mit Sicherheit enthüllt zu sehen gehofft hatte, schien ihm jetzt ferner entrückt als je. Er schrieb den Trauschein in seinem Notizbuch ab, versprach sich aber wenig Nutzen davon. Die Eltern Paul von Sendens war in aller Form Rechtens verheiratet gewesen. Der Grund der offenbaren Verachtung Silvia Gathericks für Pauls Mutter konnte im besten Falle nur noch durch in Eulenhorst einzuziehende Erkundigungen über den Charakter und den Ruf des Fräuleins Johanna Elster festgestellt werden.

»Haben Sie gefunden, was Sie suchten?« fragte der Küster, als Raden das Kirchenbuch zuschlug.

»Ja, aber ich möchte Ihnen noch einige Fragen vorlegen. Lebt der Geistliche noch, der 1848 hier im Amte war?«

»Nein, er war schon drei oder vier Jahre tot, als ich nach Welming kam. Mein Vorgänger hatte seine Stelle aufgegeben, weil seine Frau ihm bitteres Herzeleid zugefügt. Der Sohn meines alten Herrn, des Rechtsanwalts Mangold, verschaffte mir das Amt. Der junge Mangold ist auch Anwalt und Kirchenältester, wie sein Vater es war.

»Wo wohnt Rechtsanwalt Mangold?«

»In der Hochstraße in Eulenhorst.«

»Wie weit ist es bis dorthin?«

»Man hat länger als eine Stunde hinzugehen.«

Es war noch früh am Vormittag und Zeit genug, um nach Eulenhorst und von dort zurück nach Welming zu gelangen, und Raden war überzeugt, niemand werde ihm besser Auskunft über Paul von Sendens Mutter geben können als der Anwalt. Ohne zu zögern, trat er den Weg nach Eulenhorst an.

»Danke schönstens, mein Herr,« sagte der Küster, als Raden ihm ein Geldstück in die Hand drückte. »Gehen Sie nur gerade aus, dann können Sie den Weg nicht verfehlen.«

Raden blickte noch einmal zurück und wieder sah er auf der Straße die beiden Männer, denen sich jetzt noch der Kleine im schwarzen Anzug zugesellt hatte, dem er am Abend zuvor nach dem Bahnhof gefolgt war.

Die drei unterhielten sich eine Weile miteinander, dann ging der Kleine in der Richtung nach Welming fort.

Der Maler ließ sich nicht merken, daß er sie gesehen hatte. Ihr Wiedererscheinen belebte seine Hoffnung von neuem, denn es bewies ihm, daß Paul von Senden seinen Besuch in der Kirche von Welming als nächste Folge seiner Unterredung mit Silvia Gatherick vorausgesehen und deshalb die Spione vorausgeschickt hatte. In dem Kirchenbuch mußte doch etwas nicht in Ordnung sein, obwohl Raden es nicht entdeckt hatte.

12.

Jedes mal, wenn Raden sich umwendete, sah er die beiden Spione in einiger Entfernung hinter sich, nur zuweilen blieben sie stehen, als berieten sie etwas miteinander. An einer einsamen Stelle des Weges hörte ich plötzlich die Schritte der Männer dicht hinter mir.

Ehe ich mich noch umschauen konnte, ging der Eine von ihnen (der Mann, welcher mir in London gefolgt war) schnell zu meiner linken Seite an mir vorbei und stieß mich mit seiner Schulter. Ich hatte mich durch die Art und Weise, in welcher er und sein Gefährte mich verfolgt, heftiger aufreizen lassen, als ich mir dessen selbst bewußt, und ließ mich hierdurch unglücklicherweise hinreißen, den Menschen ziemlich herzhaft mit der flachen Hand von mir zu stoßen. Er fing augenblicklich an, um Hilfe zu rufen, worauf sein Gefährte – der stämmige Bursche in der Wildhüterkleidung – an meine rechte Seite sprang – und im nächsten Augenblicke hielten sie mich geknebelt mitten auf dem Wege zwischen sich.

Die Ueberzeugung, daß man mir eine Falle gelegt, und der Verdruß darüber, daß ich in dieselbe gegangen war, hielten mich glücklicherweise davon ab, meiner Lage durch einen nutzlosen Kampf mit zwei Männern, von denen der eine wahrscheinlich allein schon mehr als genug für mich gewesen wäre, noch zu verschlimmern. Ich unterdrückte die erste natürliche Bewegung, durch welche ich versucht hatte, mich ihren Griffen zu entziehen, und blickte umher, um zu sehen, ob Niemand in der Nähe sei, dessen Hilfe ich anrufen könne.

Ein Bauer arbeitete in einem nahen Felde; er mußte gesehen haben, was sich zugetragen, und ich forderte ihn daher auf, uns nach der Stadt zu folgen. Er schüttelte mit dummer Beharrlichkeit den Kopf und ging fort einem Häuschen zu, das etwas von der Landstraße abgelegen war. Zu gleicher Zeit erklärten die beiden Männer, welche mich hielten, ihre Absicht, mich eines Angriffes auf sie anzuklagen. Ich war jetzt ruhig und klug genug, keine Einwendungen weiter zu machen. »Laßt meinen Arm los,« sagte ich, »und ich will Euch in die Stadt folgen.« Der Mann in der Wildhüterkleidung äußerte eine grobe Weigerung. Der andere aber war schlau genug, um an die Folgen zu denken, und seinem Gefährten nicht zu gestatten, sich durch unnütze Gewalttätigkeit zu compromittiren. Er gab ihm ein Zeichen, und ich ging dann frei zwischen den Beiden.

Wir langten an der Biegung im Wege an, und da dicht vor uns war die Vorstadt von Eulenhorst. Einer der Ortspolizisten ging im Pfade am Wege entlang. Die Männer riefen ihn augenblicklich an. Er entgegnete, daß der Magistrat augenblicklich im Gerichtssaale versammelt sei und empfahl uns, uns sogleich dorthin zu begeben.

Wir gingen nach dem Rathhause. Der Gerichtsschreiber fertigte eine Vorladung aus, und die Anklage gegen mich wurde dann mit den bei solchen Gelegenheiten üblichen Uebertreibungen und Verdrehungen vorgebracht. Der Richter (ein unfreundlicher Mann mit einem sauren Wohlbehagen an der Ausübung seiner Macht) frug, ob irgend Jemand auf oder neben dem Wege Zeuge des Angriffes gewesen, und zu meiner großen Ueberraschung gaben die Kläger die Anwesenheit des Bauern im Felde zu. Ich wurde jedoch durch die nächsten Worte des Richters über den Zweck dieser Zugabe aufgeklärt. Er verwies mich sofort auf die Vorführung des Zeugen, wobei er zugleich seine Bereitwilligkeit aussprach, Bürgschaft für mein Erscheinen zu nehmen, falls ich ihm eine solche zu bieten im Stande sei. Wäre ich in der Stadt bekannt gewesen, so würde er mich auf mein eigenes persönliches schriftliches Unterpfand entlassen haben; da ich aber dort vollkommen fremd war, so war es nothwendig, daß ich eine verantwortliche Bürgschaft stellte.

Der ganze Zweck des Streiches war mir jetzt klar. Man hatte es so eingerichtet, daß ein gerichtlicher Aufschub nothwendig war in einem Orte, wo ich vollkommen fremd und es mir deshalb unmöglich war, meine Freiheit durch Bürgschaft wieder zu erhalten. Dieser Aufschub erstreckte sich auf blos drei Tage: bis zur nächsten Magistratssitzung. Doch inzwischen konnte Sir Percival, während ich im Gefängnisse saß, von allen möglichen Mitteln Gebrauch machen, um mein ferneres Fortschreiten zu verhindern – vielleicht sich ganz und gar gegen Entdeckung schützen – und zwar ohne von meiner Seite das geringste Hindernis befürchten zu müssen. Nach Verlauf der drei Tage würde die Anklage ohne Zweifel zurückgenommen werden und das Erscheinen des Zeugen unnöthig sein.

Meine Entrüstung, ich möchte fast sagen meine Verzweiflung über diese unheilvolle Störung all' meiner ferneren Fortschritte – die an sich so erbärmlich und unbedeutend, aber in ihren wahrscheinlichen Folgen so entmuthigend und bedeutungsvoll war – machte mich zuerst ganz unfähig, über die Mittel nachzusinnen, durch welche ich mich würde aus diesem Dilemma ziehen können. Ich war thöricht genug, Schreibmaterial zu fordern und daran zu denken, dem Magistrate im Vertrauen meine ganze Lage auseinanderzusetzen. Die Hoffnungslosigkeit und Unvorsichtigkeit eines solchen Verfahrens fiel mir nicht eher ein, als bis ich wirklich schon die ersten Zeilen des Briefes geschrieben hatte. Erst als ich das Papier wieder von mir gestoßen – und, wie ich zu meiner Schande gestehen muß, als ich mich durch den Verdruß über meine hilflose Lage fast hatte besiegen lassen – bot sich plötzlich meinem Geiste ein Verfahren dar, auf welches Sir Percival wahrscheinlich nicht gerechnet hatte, und das mich in wenigen Stunden wieder in Freiheit setzen konnte. Ich beschloß, Mr. Dawson der bei Eulenhorst wohnte, ihn von meiner Lage zu unterrichten, sich dabei wie bei einer früheren Gelegenheit auf Sultana Halpern und auf das, was er ihm damals anvertraut hatte, berufend. Eichstedt lag zwischen Brandon und Eulenhorst und der Bote, der mit dem Briefe in einem Wagen zu Dr. Dawson geschickt wurde, sollte den alten Herrn gleich mitbringen.

Es war zwei Uhr, als der Bote fortfuhr, und schon um drei Uhr durfte Dr. Dawson den jungen Maler begrüßen. Die erforderliche Bürgschaftssumme wurde sofort Hinterlegt und Raden der Freiheit wiedergegeben. Sich mit dem wärmsten Dank von Dr. Dawson verabschiedend, begab sich Raden unverweilt in das Bureau des Rechtsanwalts Mangold.

Die Nachricht, daß sein erbitterter Gegner wieder frei war, mußte Paul von Senden noch vor Einbruch der Nacht erreicht haben. Seine Gewissenlosigkeit, sein Einfluß in der Gegend und die Gefahr, welcher ihn die Nachforschungen Radens aussetzten, legten dem jungen Maler die Pflicht auf, nicht eine Minute zu verlieren.

Rechtsanwalt Mangold war in seinem Bureau, als Raden nach ihm fragte.

Raden bat um die Erlaubnis, wegen einer Familienangelegenheit in die Abschrift des Kirchenbuches von Welming einen Blick werfen zu dürfen. Er habe nur wenig Zeit zur Verfügung und möchte deswegen nicht gern erst noch nach Welming fahren.

Rechtsanwalt Mangold erklärte sich in der liebenswürdigsten Weise bereit, Raden zu dienen, die Anschrift des Kirchenbuches wurde herbeigeholt und dem jungen Maler vorgelegt. Seine Hände zitterten vor Aufregung, als er das Buch aufschlug. Es war ihm für den Augenblick wichtiger, dieses Buch zu prüfen, als der Vergangenheit der verstorbenen Baronin von Senden nachzuspüren.

Er blätterte in dem Buch, bis er zu dem Monat September des Jahres 1848 kam. Nirgends war eine Spur von dem Trauschein, der in dem alten Kirchenbuch die Verheiratung des Baron Lothar Friedrich von Senden mit Johanna Cäcilie Elster bestätigte.

Die zwei Zeugnisse, zwischen welchen Lambert Raden in dem Kirchenbuch von Welming den Trauschein der Sendens gefunden hatte, standen da, dieser aber fehlte.

Radens Herz pochte so ungestüm, als ob es zerspringen sollte. Er mochte seinen Augen nicht trauen. Nein, es war kein Zweifel, die Sendensche Heirat war nicht verzeichnet. Der kurze Raum zwischen den beiden Zeugnissen, in dem Kirchenbuche in gedrängter Schrift ausgefüllt, war hier leer. Dieser Raum erzählte die ganze Geschichte! Auch in dem Kirchenbuche war er leer gewesen, bis Paul von Senden in Alt-Welming aufgetaucht war. Durch die in dem Mangoldschen Bureau verwahrte Abschrift des Kirchenbuches erkannte Lambert Raden die dem Originalregister verübte Fälschung!

Dieser ungeheuerliche Verdacht war niemals in Raden aufgestiegen, nie war ihm der Gedanke gekommen, Paul von Senden habe nicht mehr Anrecht an diesen Namen, an den Freiherrntitel oder die Sendenschen Güter als der ärmste Bauer auf jenen Besitzungen.

Nach der Entdeckung einer so ungeheuerlichen Fälschung wunderte Raden sich nicht mehr über die Ruhelosigkeit und die gemeine Lebensführung des Elenden, über das wahnsinnige Mißtrauen seiner schuldbewußten Seele, in dem er Anna Gatherick einer Irrenanstalt überantwortete und sich an dem schändlichen Verbrechen gegen seine Frau beteiligte, in dem bloßen Argwohn, daß die Eine wie die Andere sein Geheimnis kenne. Die Enthüllung dieses Geheimnisses mußte ihn mit einem Schlage seines Namens seines Ranges und seiner ganzen gesellschaftlichen Stellung berauben und außerdem schwere Strafe auf ihn herabziehen. Das war sein furchtbares Geheimnis und dieses Geheimnis war jetzt in Radens Besitz. Die ganze Zukunft des Mannes lag in seiner Hand und in diesem Augenblick war der Unselige von dem, was ihn bedrohte, bereits unterrichtet.

Daß Paul von Senden in einer so verzweifelten Lage vor keinem Verbrechen zurückschrecken werde, wußte Raden. Er fand es vor allen Dingen notwendig, die Geschichte der Entdeckung, die er gemacht hatte, in aller Ausführlichkeit niederzuschreiben und diese Aufzeichnung für den Fall, daß ihm ein Unglück begegnete, sicheren Händen anzuvertrauen, damit Paul von Senden sich ihrer nicht bemächtigen könne. Die Abschrift des Kirchenbuches war in dem Bureau des Rechtsanwalts Mangold wohl verwahrt, aber das Original in der Sakristei, wie Raden sich selbst überzeugt hatte, sehr schlecht geborgen.

Um auch von dieser Seite jeder Gefahr vorzubeugen, beschloß Raden, nach der Kirche zurückzukehren, sich nochmals an den Küster zu wenden und Rechtsanwalt Mangold zu bitten, ihm einen den gesetzlichen Vorschriften entsprechenden Auszug aus dem Kirchenbuch anfertigen zu lassen. Der Anwalt, der ihn nicht sofort begleiten konnte, versicherte ihm, er werde ihm in Kurzem nach der Pfarrkirche folgen.

Es dunkelte bereits, als Raden, der sich für alle Fälle mit einem dicken Knotenstock bewaffnet hatte, die Stadt verließ. Ein feiner, nebelartiger Regen rieselte nieder und machte es ihm unmöglich, zu erkennen, ob er verfolgt werde. Erst als er etwa eine halbe Stunde marschiert war kam ein Mann an ihm vorübergelaufen. Den Knüttel in der Hand, setzte Raden seinen Weg unbeirrt fort. Plötzlich hörte er es im Gebüsch zu seiner Rechten rascheln und drei Männer stürzten hervor.

Der eine näherte sich Raden und schlug mit einem Stock auf ihn los, streifte aber nur seine Schulter. Raden wehrte ihn mit seinem Knüttel ab, der schnell auf des Gegners Kopf niedersauste. Der Mann taumelte und seine beiden Gefährten mußten ihn stützen. Diesen Umstand benutzte Raden, ihnen zu entfliehen; doch nicht lange, so hörte er die Verfolger hinter sich. Er rannte in der Dunkelheit aufs Geratewohl vorwärts, bis er an eine Umzäunung stieß, die er übersprang. Im freien Felde angelangt, fühlte er

sich ziemlich sicher. Daß er die Richtung nach Alt-Welming innegehalten habe, wußte er. Nachdem er ungefähr zehn Minuten weiter getrabt war, erblickte er ein kleines Haus, aus dessen Fenster ihm Licht entgegenstrahlte. Die Gartentür nach der Straße stand offen und er trat ein, um sich nach dem Wege zu erkundigen.

Ehe er noch den Flur erreicht hatte, kam ihm ein Mann mit einer Laterne entgegen. Verblüfft erkannte Raden in dem Mann mit der Laterne seinen Freund, den Küster.

Der alte Mann sah ihn mißtrauisch an.

»Wo sind die Schlüssel?« rief er. »Haben Sie meine Schlüssel genommen?«

»Von welchen Schlüsseln sprechen Sie? Ich komme in diesem Augenblick aus Eulenhorst zurück. Welche Schlüssel meinen Sie?«

»Die Schlüssel zur Sakristei. Was soll ich nur tun? Die Schlüssel sind fort.«

»Wer kann sie genommen haben?«

»Wie soll ich das wissen? Ich bin eben erst nach Hause gekommen. Als ich fortging, hatte ich Tür und Fenster geschlossen, jetzt steht das Fenster offen. Es ist jemand hineingestiegen und hat die Schlüssel genommen.«

In diesem Augenblick verlöschte das Licht in seiner Laterne, die er in die Höhe gehalten hatte, um Raden zu zeigen, daß das Fenster offen stand.

»Holen Sie schnell ein anderes Licht,« rief Raden, »und eilen wir zusammen nach der Sakristei, Schnell! Schnell!«

Raden zitterte, daß man ihm in der Kirche zuvorgekommen sein und ihn all der Vorteile beraubt haben könnte, die er bisher gewonnen hatte. In seiner Ungeduld ging er, während der Küster nach Licht suchte, die Straße hinunter. Ehe er noch zehn Schritte zurückgelegt hatte, am ihm ein Mann von der Kirche her entgegen.

»Ich bitte um Verzeihung, Herr Baron,« begann der Mann, dessen Gesicht Raden nicht sehen konnte, dessen Stimme ihm aber fremd war.

»Die Dunkelheit täuscht Sie,« unterbrach er ihn. »Ich bin offenbar der nicht, den Sie suchen.«

Der Mann trat schnell zurück.

»Ich glaubte, Sie wären mein Herr, der Baron von Senden,« murmelte er bestürzt.

»Sie erwarteten, Ihren Herrn hier zu treffen?«

»Ich habe Befehl, in dieser Seitengasse auf ihn zu warten,« erwiderte er, sich entfernend.

»Wo sind Sie?« rief der Küster, mit der Laterne aus dem Hause kommend.

Raden ging auf ihn zu und nahm den Arm des alten Mannes, um ihm so schneller fortzuhelfen. Vorwärts eilend kamen sie an dem Diener vorbei.

»Wer ist das?« flüsterte der Küster. »Weiß er etwas von meinen Schlüsseln?«

»Wir wollen uns nicht damit aufhalten, ihn zu fragen, sondern so schnell wie möglich nach der Sakristei zu kommen suchen.«

Die Kirche war selbst am Tage nicht eher zu sehen, als bis man am Ende der Seitengasse stand. Von dem Licht der Laterne angelockt, kam eines der Dorfkinder, ein kleiner Knabe, auf sie zu und erkannte den Küster.

»Wissen Sie, Herr Gontard,« rief das Bürschchen, den Küster am Rock zupfend, »es ist jemand in der Kirche. Ich hörte ihn ein Streichhölzchen anzünden und sah ein Licht aufflackern.«

Der Küster zitterte und stützte sich schwer auf seinen Begleiter.

»Beruhigen Sie sich, Freund,« tröstete ihn Raden. »Wir kommen noch nicht zu spät, um ihn abzufassen, wer der Eindringling auch sein mag.«

Sie stiegen die Anhöhe empor. Die dunkle Masse des Kirchturmes war das erste, was sie erblickten. Als sie sich nach der linken Seite wendeten, um in

die Sakristei zu gehen, hörten sie schwere Schritte neben sich. Der Bediente war ihnen zur Kirche gefolgt.

»Ich schloß mich Ihnen an, um meinen Herrn zu suchen,« entschuldigte sich der Fremde, in dem unverkennbaren Ton der Furcht.

Um die Ecke biegend, sahen die atemlos vorwärts Stürmenden die Dachfenster von innen hell erleuchtet. Eine Flut blendenden Lichts stieg zu dem dunklen, sternenlosen Himmel auf,

Den Küster nach sich ziehend eilte Raden Über den Kirchhof der Tür zu. Ein sonderbarer Geruch drang ihnen durch die feuchte Luft entgegen. Ein unheimliches Knistern wurde vernehmbar. Die Lichtfluten von oben strahlten heller und heller in die Nacht hinaus, eine Fensterscheibe zersprang klirrend, Raden legte seine Hand auf die Türklinke. Die Sakristei stand in Flammen!

Ehe er sich rühren, ehe er nach dieser Entdeckung Atem schöpfen konnte, erfüllte ihn das Geräusch eines dumpfen Gepolters gegen die Tür mit lähmendem Entsetzen. Ein Schlüssel wurde heftig im Schloß hin und her gedreht, die Stimme eines Mannes schrie gellend um Hilfe.

»O mein Gott!« jammerte der Diener, »es ist mein Herr, der Baron von Senden!«

Der Schlüssel wurde noch einmal, zum letzten Male, umgedreht.

»Der Herr erbarme sich seiner Seele!« rief der Küster. »Er ist des Todes, er hat das Schloß verdorben!«

Raden stemmte sich angstvoll gegen die Tür. Jede Erinnerung an das grenzenlose Elend, das dieses Menschen grauenvolle Verbrechen verschuldet, an den Eid, den er sich selbst geschworen hatte, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, schwand wie ein Traum aus seinem Gedächtnis. Er hatte nur die grauenvolle Lage des Unglücklichen vor Augen, fühlte sich nur von dem natürlichen menschlichen Verlangen beseelt, ihn vor einem furchtbaren Tode zu retten.

»Versuchen Sie es, durch die andere Tür, die nach der Kirche führt, zu entkommen!« schrie er ihm zu. »Sie sind ein Kind des Todes, wenn Sie auch nur eine Sekunde verlieren!«

Man hörte nichts mehr als das Knistern der Flammen und das Zerspringen der Scheiben in der Glasdecke, durch welche das Himmelslicht einzig und allein Zutritt in die Sakristei erhielt.

Der Diener hatte die Laterne ergriffen und hielt sie wie geistesabwesend gegen die Tür. Der Schreck schien ihm den Verstand geraubt zu haben. Der Küster saß stöhnend und bebend auf einem Grabstein. Von diesen Beiden war keine Hilfe zu erwarten.

Raden packte den Diener und stieß ihn gegen die Mauer der Sakristei.

»Bücken Sie sich,« rief er, »und halten Sie sich an den Steinen fest. Ich werde über Sie zum Dach hinaufklettern und auch die äußeren Scheiben zerbrechen, um Ihrem Herrn etwas Luft zu verschaffen.«

Der Mensch zitterte wie Espenlaub, stand aber fest. Raden, seinen Knüttel im Munde, kletterte über den Rücken des Dieners von Mauervorsprung zu Mauervorsprung auf das Dach. In seiner wahnsinnigen Erregung dachte er gar nicht daran, daß er den Flammen einen Ausgang verschaffen würde, statt die Luft einzulassen, und zerschmetterte die losen, zersprungenen Scheiben mit einem Schlage. Das Feuer loderte wie rasend empor. Hätte der Wind es nicht zufällig nach einer anderen Richtung getrieben, so würden alle Bemühungen des todesmutigen jungen Mannes ein Ende gefunden haben.

Inzwischen hatte sich auch eine Schar von Leuten auf dem Kirchhofe zusammengefunden, die schreckensbleich zu ihm aufsahen, aber nicht helfen konnten. Die Funken ergossen sich wie ein Sprühregen über Raden, der Rauch drohte ihn zu ersticken, doch der Maler wich und wankte nicht. Der

Gedanke machte ihn fast wahnsinnig, daß der Unglückliche, der allen fast greifbar nahe und doch unerreichbar war, den Feuertod sterben sollte.

Nach kurzem Ueberlegen ließ er sich an den Händen vom Dache niedergleiten.

»Den Schlüssel zur Kirche!« rief er dem Küster zu. »Wir müssen es von der andern Seite versuchen, wir werden ihn vielleicht noch retten können, wenn es uns gelingt, die innere Tür zu sprengen.«

»Nein, keine Hoffnung, keine,« seufzte der Küster, »keine Hoffnung! Der Schlüssel zur Kirchentür und der zur Sakristei waren an einem Ringe. Der Arme ist nicht mehr zu retten, er ist jetzt schon Staub und Asche!«

»In der Stadt werden sie das Feuer nun auch schon sehen,« sagte einer von den Dorfleuten. »Sie haben eine Feuerspritze und werden die Kirche retten wollen.«

Es mußte wenigstens eine Viertelstunde vergehen, ehe die Feuerspritze Hilfe bringen konnte, und Raden hielt es nicht aus, so lange untätig zu bleiben.

»Haben Sie eine Axt bei der Hand?« wendete er sich an die Umstehenden. .

»Ja, ja, Aexte und Beile haben wir,« wurde ihm geantwortet.

»Und auch einige dicke Stricke?«

»Ja, ja.«

»Fünf Schillinge jedem, der mir hilft!«

Die Leute zeigten sofort den lebhaftesten Eifer.

»Zwei von Euch holen Laternen, zwei Brechwerkzeuge, und die anderen folgen mir, um einen Balken herbeizuschaffen!«

Raden an der Spitze, liefen einige Männer über den Kirchhof dem ersten der halb zusammengestürzten Häuser zu. Frauen und Kinder folgten ihnen. Nur der alte Küster blieb zurück, der schluchzend und jammernd, auf einem Grabstein sitzend, die Vernichtung seiner geliebten Kirche beweinte.

Es lag eine Menge Gebälk am Boden, aber alle diese Sparren waren zu leicht. Ein großer schwerer Balken senkte sich von der Decke herab, doch saß er mit dem einen Ende noch fest in der Mauer. Die Leute hackten und rissen aus Leibeskräften, von einer Schuttmasse begleitet stürzte er nieder. Frauen und Kinder jubelten. Der Balken wurde bis vor der Kirchentür geschleppt und Stoß um Stoß erschütterte das Gefüge aus Eichenholz und Eisen. Noch ein letzter Stoß! Die Tür brach krachend zusammen. Eine atemlose, angsterfüllte Stille hielt jede lebende Seele umfangen. Die Menge starrte in ein wogendes Flammenmeer.

»Wo ist mein Herr, wo ist der Baron?« flüsterte der Diener mit erstickter Stimme.

»Er ist Staub und Asche,« erwiderte der Küster. »Und Bücher und alle unsere Papiere sind Staub und Asche, ach, auch unsere geliebte Kirche wird bald Staub und Asche sein.«

Wieder war nichts weiter zu hören als das Knistern Brausen der Flammen.

Horch!

rasselnder Ton aus der Ferne, das hohle Stampfen von Pferdefüßen in schnellem Galopp, das alles übertönende Getöse von hunderten von Menschenstimmen, die gleichzeitig Schreien und rufen. Endlich ist die Feuerspritze da.

»Rettet die Kirche!« rief der Küster mit versagender Stimme der Löschmannschaft entgegen.

Die Feuerwehr ging an ihre Arbeit. Hätte Raden jetzt irgendwelche Hilfe leisten sollen, so wäre er dazu Außerstande gewesen. Seine Willenskraft war erschöpft, der Aufruhr seiner Gedanken war in schauerlicher Weise zur Ruhe gekommen, seit er wußte, Senden sei tot. Regungslos blickte er in das

brennende Zimmer.

»Das Feuer wurde langsam überwältigt. Die Glut erblaßte, der Dampf erhob sich in weißen Wolken und die glimmenden Aschenhaufen zeigten sich rot und schwarz auf dem Boden. Es trat eine unheimliche Stille ein, einige Leute von der Feuerwehr und von der Polizei näherten sich in flüsternder Beratung der Tür, die Menge wich zurück, um sie vorüberzulassen. Zwei der Männer wurden fortgeschickt.

Ein schauderndes Entsetzen durchlief die Menge. Die beiden Feuerwehrleute kehrten mit einer Tür zurück, die aus einem der verfallenen Häuser geholt hatten, und trugen sie in die Sakristei. Die Polizei besetzte den Eingang von neuem.

»Haben sie ihn gefunden?« flüsterte der eine dem anderen zu.

»Ja, vor der Tür, die nach der Kirche führt. Er lag mit dem Gesicht am Boden.«

»Wer war es?«

»Ein Baron aus Hampshire.«

»Was wollte er in der Sakristei?«

»Sicher nichts Gutes.«

»Wo ist der Herr, der den Verunglückten zu retten versuchte?« fragte ein Polizeileutnant mit lauter, klarer Stimme.

»Hier ist er,« ertönte es aus der Menge, die Raden vordrängte.«

Der Polizeileutnant kam mit einer Laterne auf ihn zu und führte ihn zu dem Toten.

»Kannten Sie den Verstorbenen und möchten Sie uns sagen, wer er war?« fragte der Beamte.

»Ich habe ihn nie im Leben gesehen,« erwiderte Lambert Raden mit leiser Stimme.

13.

Das Totenschaugericht fand am folgenden Tage statt, Lambert Raden war natürlich als Zeuge vorgeladen. Er hatte schon am Abend zuvor Sultana geschrieben, was vorgefallen war, und sie gebeten, dafür zu sorgen, daß Laura während seiner Abwesenheit kein Zeitungsblatt zu Gesicht bekäme.

Die gerichtliche Untersuchung hatte mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden. Zunächst war festzustellen, wie der Verstorbene seinen Tod gefunden hatte, wie das Feuer entstanden war, wer sich die Schlüssel widerrechtlich angeeignet und was die Anwesenheit eines Fremden in der Sakristei zu der Zeit, wo das Feuer ausbrach, zu bedeuten hatte. Es war noch nicht einmal möglich gewesen, den Toten zu identifizieren, denn der Diener sprach so verworrenes Zeug, daß seinen Aussagen kein Gewicht beigelegt werden konnte. Die Polizei hatte nach Eulenhorst geschickt, wo der Baron von Senden persönlich bekannt war, und einige Personen vorgeladen, die mit aller Bestimmtheit erklärten, in dem Verstorbenen den Gutsherrn von Brandon zu erkennen. Die Uhr des Toten, die das Sendensche Wappen und das Monogramm des Barons trug, und Briefumschläge und Rechnungen, die seinen Namen enthielten, bestätigten diese Aussagen.

Die nächsten Fragen bezogen sich auf das Feuer.

Der Diener, Raden und der Knabe, der das Licht in der Kirche bemerkt hatte, waren die nächsten Zeugen, die vorgerufen wurden. Der Kleine machte seine Aussagen klar und bestimmt, aber der Diener war noch immer nicht vernehmungsfähig.

Radens Verhör dauerte nicht lange. Er versicherte, daß er sich um die Rettung des Verstorbenen nur aus Menschlichkeit bemüht habe. Andere Zeugen, die den Baron näher gekannt hatten, wurden gefragt, ob sie erklären könnten, weshalb der Baron sich die Schlüssel des Küsters heimlich angeeignet haben sollte, und was seine Anwesenheit in dem brennenden Zimmer zu bedeuten habe.

Sich zu einer freiwilligen Darlegung seiner persönlichen Ueberzeugung zu erbieten, fühlte Raden sich nicht berufen, erstens, weil das keinen Zweck mehr hatte, nachdem jeder Beweis für seine Vermutungen mit dem Kirchenbuch verbrannt war, zweitens, weil er seine Ansicht dem Kronanwalt und den Geschworenen nicht hätte verständlich machen können, ohne die ganze trübselige Geschichte Lauras zu erzählen.

Nach Radens Meinung hatte Senden, sobald er von Freilassung seines Gegners gehört, sich zu den verzweifeltsten Mitteln entschlossen, ihn zu bekämpfen. Der Ueberfall auf der Landstraße, den er veranlaßt hatte, war eines dieser Mittel, die Vernichtung des Blattes im Kirchenbuch, auf dem die begangene Fälschung zu ersehen, war das zweite und sicherste der beiden. Wenn Raden keinen beglaubigten Auszug aus dem Kirchenbuch vorlegte, der mit der Abschrift des verstorbenen Rechtsanwaltes verglichen werden konnte, wäre dem Baron nicht beizukommen gewesen. Senden versuchte deshalb, unbemerkt in die Sakristei zu gelangen, das verräterische Blatt aus dem Kirchenbuch zu reißen und ebenso heimlich, wie er eingedrungen war, wieder zu verschwinden. Deshalb hatte er bis zur Dunkelstunde gewartet, die Abwesenheit des Küsters benutzt, sich die Schlüssel zu verschaffen, war dann gezwungen, Licht anzuzünden, um das Kirchenbuch zu suchen, und die gewöhnlichste Vorsicht veranlaßte ihn, die Tür von innen zu verschließen, um nicht durch einen neugierigen Fremden gestört zu werden. Die Menge leicht entzündbarer Gegenstände in der Sakristei wies darauf hin, daß das Feuer die Folge eines Unfalls mit dem Streichhölzchen oder dem Lichte war. Daß es in seiner Absicht gelegen hätte, die Vernichtung des Kirchenbuches als durch die Feuersbrunst bewirkt erscheinen zu lassen, und er die Sakristei deshalb in Brand gesteckt, war einfach undenkbar. Die bloße Möglichkeit,

daß schnelle Hilfe käme und die Bücher gerettet werden könnten, würde ihn bestimmt haben, diesen Plan zu verwerfen.

Seine erste Eingebung war unter diesen Umständen ohne Zweifel, die Flammen zu löschen, und als ihm das mißlang, der Versuch, durch die Tür, durch die er eingetreten war, zu entfliehen. Außerstande, sie zu öffnen, mochte er sich der inneren Tür zugewendet haben, doch schon verhinderten ihn Rauch und Flammen an jeder ferneren Anstrengung, und er brach vielleicht gerade in dem Augenblick ohnmächtig zusammen, als Raden das Dach erstiegen und die Glasdecke zerschmettert hatte. Selbst wenn es später gelungen wäre, in die Kirche einzudringen und die Tür von jener Seite zu sprengen, wäre er nicht mehr zu retten gewesen und die Flammen würden auch die Kirche ergriffen haben, die dann das Schicksal der Sakristei geteilt haben würde, während sie so unversehrt geblieben war.

Geistig und körperlich erschöpft, kehrte Raden nach seinem Gasthof in Welming zurück. Alle seine Hoffnungen Lauras Identität zu behaupten, waren für den Augenblick durch Paul von Sendens Tod vernichtet, doch nur für den Augenblick. Wieder erinnerte er sich Silvia Gathericks und der haßerfüllten Blicke, wenn sie von dem Baron sprach.

Einige Stunden später überbrachte ihm der Kellner einen Brief, der von einer Frau abgegeben worden war. Der Brief kam von Silvia Gatherick.

14.

»Sie sind nicht wiedergekommen, wie Sie mir gesagt hatten, als Sie sich grollend aus meinem Hause entfernten. Doch gleichviel, ich habe die wichtige Nachricht erfahren und teile es Ihnen mit,« schrieb Silvia. »Merkten Sie etwas Besonderes in meinem Gesicht, als Sie mich verließen? Ich fragte mich, ob wohl der Augenblick seines Unterganges gekommen und ob Sie etwa das von der Vorsehung dazu erwählte Werkzeug wären? Ja, Sie waren es und Sie haben seinen Untergang herbeigeführt.

Wie ich höre, versuchten Sie sein Leben zu retten. Wäre es Ihnen gelungen, so würde ich Sie als meinen Feind betrachtet haben, jetzt, da es Ihnen mißglückte, begrüße ich Sie als meinen Freund. Ihre Nachforschungen trieben ihn in seiner Angst nachts in die Sakristei. Ohne zu wissen, haben Sie dem Haß gedient, den ich seit dreiundzwanzig Jahren im Herzen trug, und die Rache vollstreckt, nach der ich mich sehnte.

Dem Manne, der das getan hat, fühle ich mich zu tiefem Dank verpflichtet; ich will diesen Dank jetzt abtragen. Sie waren sehr begierig, gewisse Privatangelegenheiten von mir zu erfahren, die Sie trotz Ihrer Klugheit selbst jetzt noch nicht entdeckt haben. Sie sollen Sie, erfahren, mein junger Herr.

Im Jahre 1848 waren Sie vermutlich noch ein Knabe, ich war zu jener Zeit eine schöne Frau und lebte damals in Alt-Welming. Mein Mann war ein ausbündiger Narr. Ich hatte auch die Ehre, mit einem gewissen Herrn bekannt zu sein. Den Namen nenne ich nicht. Wozu auch? Er hatte nie einen Namen, Sie wissen das so gut, wie ich es weiß.

Ich will Ihnen lieber sagen, auf welche Weise er es erreichte, daß ich ihm sehr gefährliche Dienste leistete. Eitel wie ich war, wußte er mich durch kostbare Geschenke zu gewinnen. Er verlangte dafür nichts weiter als den Schlüssel zur Sakristei und den Schlüssel zu dem dort befindlichen Schrank während der Zeit, wo mein Mann über Land wäre. Natürlich log er mir etwas vor, als ich ihn fragte, wozu er den Schlüssel brauche. Ich glaubte ihm nicht, aber seine Geschenke gefielen mir, und ich wollte noch mehr haben, deshalb verschaffte ich ihm heimlich die Schlüssel, beobachtete ihn, ohne daß er eine Ahnung davon hatte, und kam endlich hinter seine Schliche.

Wo es sich um anderer Leute Angelegenheiten handelte, war ich niemals übertrieben gewissenhaft und es beunruhigte mich nicht besonders, daß er auf eigene Hand in nachgeahmter Schrift einen Trauschein in das Kirchenbuch eintrug.

Natürlich wußte ich, daß es unrecht war, aber ich wußte nicht, wie schwer das Gesetz ein solches Unrecht bestraft. Die einzige Bedingung, auf der ich bestand, war, daß er mich ins Vertrauen ziehe und mir alles erzähle. Er ging auf meine Bedingung ein, Sie werden gleich sehen, weshalb. Ich war entschlossen, die ganze Wahrheit zu erfahren, und ich glaube auch, sie ihm entlockt zu haben. Der alte Baron starb, ohne etwas für ihn getan, ohne auch nur ein Testament gemacht zu haben. Der Sohn - wer könnte ihn dafür tadeln? - war so klug, selbst für sich zu sorgen. Er reiste sofort nach England und nahm Besitz von seines Vaters Gütern. Es war niemand da, sie ihm streitig zu machen. Der rechtmäßige Erbe war ein entfernter Verwandter, der nicht daran dachte, das Vermögen seines Vaters könne ihm jemals zufallen.«

»Die Güter zu übernehmen, kostete Paul von Senden keine Schwierigkeit, aber er konnte kein Geld darauf bekommen. Dazu bedurfte er eines Geburtsscheines - der leicht zu haben war, denn der angebliche Baron war im Ausland geboren und der Schein war in gültiger Form vorhanden - und des Trauscheines seiner Eltern. Dieser Trauschein war natürlich nicht so leicht zu erlangen. Sich ihn zu verschaffen, kam er nach Alt-Welming. Die

Fälschung des Kirchenbuches in Eulenhorst vorzunehmen, wo seine Eltern längere Zeit gelebt hatten, durfte Paul nicht wagen, weil der Geistliche, der im Jahre 1848 dort fungierte, 1890, dem Todesjahre des alten Barons, noch im Amte war. Der Sohn verfügte sich deshalb nach Alt-Welming. Der frühere Geistliche an unserer Pfarrkirche war schon seit mehreren Jahren tot.

Ich war töricht genug, einiges Mitleid mit ihm zu fühlen, als er mir seine Geschichte erzählte, denn ich fand, daß man ein schweres Unrecht an ihm begangen hatte, So schwieg ich und unterstützte ihn in seinem Vorhaben.

Es dauerte einige Zeit, ehe er die Dinte, die er in kleinen Fläschchen und Töpfchen hin und her mischte, in der rechten Farbe herstellen konnte, und dann brauchte er wieder längere Zeit, sich in der Handschrift zu üben, aber am Ende gelang ihm beides. Sie sagten mir neulich, Frau Clemens hätte Ihnen alles erzählt, was sie wußte.

In diesem Falle wissen Sie auch, welch einfältiges Zeug mein Mann sich in den Kopf setzte, als er entdeckte, daß ich öfter mit einem vornehmen Herrn heimlich zusammenkam; aber Sie wissen nicht, wie die Sache zwischen mir und meinem vornehmen Freunde endete.

Lassen Sie mir Gerechtigkeit widerfahren, Herr Baron, bat ich ihn, und dulden Sie nicht, daß mein guter Name verunglimpft werde, was, wie Sie wissen, unverdient wäre. Sie brauchen meinem Mann nur Ihr Ehrenwort zu geben, daß zwischen uns nichts Unrichtiges bestand. Ich will von den Leuten, unter welchen ich lebe, nicht scheel angesehen werden. Kaltblütig schlug er meine Bitte ab. Es liege in seinem Interesse, erklärte er mir, mein Mann und unsere Nachbarn würden niemals den wahren Zusammenhang der Dinge erraten. Dann sollen sie ihn von mir selbst erfahren, drohte ich ihm. Seine Antwort war kurz und bündig. Wenn ich ihn verriete, wäre ich ebenso gut verloren wie er, und ein Aufenthalt im Zuchthause würde mir sicher nicht gefallen.

Er hatte meine Unwissenheit dazu benützt, mich zu seiner Mitshuldigen zu machen. Begreifen Sie jetzt, wie ich ihn hassen mußte, und weshalb ich Ihnen so dankbar bin?«

Ich verdiene eine Belohnung für das, was ich für ihn getan habe, gestand der Schurke zu, er werde mir ein Jahrgeld aussetzen, von dem ich behaglich leben könne, doch bewillige er das nur unter der Bedingung, daß ich über die bekannten Vorgänge in meinem wie in seinem Interesse schweige und daß ich nie, ohne ihn davon zu unterrichten und seine Erlaubnis dazu zu erwarten, Welming verlasse. Was blieb mir übrig, als mich fügen? Ich stand verlassen da; mein Mann war weggelaufen, nachdem er mich der allgemeinen Verachtung überantwortet hatte, und das Jahrgeld war ein sehr anständiges. Ich bewahrte sein und mein Geheimnis bis zu dieser Stunde. Hin und wieder gestattete ich mir eine kleine Reise, zu der ich die Erlaubnis meines Herrn und Gebieters einholte. Mein längster Ausflug war der nach Limmerig, um meine sterbende Halbschwester zu pflegen. Man sagte, sie besitze ein nicht unbeträchtliches Vermögen, und ich hielt es für geraten, mir die Hinterlassenschaft meiner Schwester zu sichern. Leider war meine Liebesmüh' vergebens. Ich erbte nichts, weil nichts zu erben war.

Mein Kind hatte ich mitgenommen, um Frau Clemens zu ärgern. Während meines Aufenthaltes in Cumberland schickte ich die Kleine in Limmerig zur Schule, Die Schloßherrin von Limmerig, Frau von Morton, eine sehr häßliche Person, machte mir vielen Spaß mit der rührenden Zuneigung, die sie meiner Anna schenkte. Sie verzog sie dermaßen, daß Anna in der Schule nichts lernte. Unter anderen Dummheiten brachte Frau von Morton ihr den Unsinn bei, das Kind dürfe sich nur weiß kleiden.

Meine Tochter, die ich niemals geliebt hatte, gab den Anlaß zu meiner ersten Veruneinigung mit meinem Tyrannen. Ich war schon seit Jahren nach der neuen Stadt übergesiedelt und hatte es durchgesetzt, die Achtung der

Leute wiederzugewinnen. Daß meine Tochter bei mir lebte, hatte viel dazu beigetragen, mich in dem Ringen zur Erreichung dieses Zieles zu fördern. Ihre Harmlosigkeit und ihre phantastische Art, sich immer weiß zu kleiden, hatten ihr eine gewisse Teilnahme der Leute gesichert, von der auch mir etwas zufiel.

Eines Tages erhielt ich von dem Verstorbenen einen Brief als Antwort auf mein Schreiben, in dem ich ihm angezeigt hatte, ich wünsche eine kleine Reise anzutreten.

Das Schurkenhafte in seiner Natur mußte in dem Augenblick, in dem er meinen Brief empfing, jede Rücksicht der Klugheit in ihm zum Schweigen gebracht haben, denn er verweigerte mir seine Erlaubnis zu der Reise in so unverschämten Worten, daß ich meine Selbstbeherrschung verlor und ihn in Annas Gegenwart einen gemeinen Betrüger nannte, den ich fürs ganze Leben zu Grunde richten könnte, wenn es mir beliebte, sein Geheimnis zu verraten. Die brennende Neugier, mit der meine Tochter mich anblickte, brachte mich wieder zur Besinnung. Ich befahl ihr, das Zimmer sofort zu verlassen.

Meine Gefühle waren nicht angenehmer Natur, als ich über meine Torheit nachdachte. Anna war in der letzten Zeit immer wunderlicher und närrischer geworden, und wenn ich mir die Möglichkeit vorstellte, sie könnte meine Worte in der Stadt wiederholen und mit seinem Namen in Verbindung bringen, überfiel mich eine entsetzliche Angst.

«Ohne mich vorher von seinem Besuch in Kenntnis gesetzt zu haben, trat er am nächsten Tage bei mir ein. Ich merkte gleich, daß er seine Unverschämtheit gegen mich bereute und gekommen war, mich wieder zu versöhnen. Anna, die bei mir war, wies er mit wütender Gebärde aus dem Zimmer. Sie hatten einander nie gern gehabt und er ließ seine schlechte Laune, die er nicht an mir auszulassen wagte, an ihr aus.

»Gehen sie hinaus!« herrschte er sie an. Meine Tochter rührte sich nicht. »Hinaus!« brüllte er. »Sprechen Sie höflich mit mir,« erwiderte sie mit geröteten Wangen. »Schicken Sie doch diese Verrückte endlich fort,« wendete er sich an mich, doch schon stand Anna mit blitzenden Augen vor ihm. »Bitten Sie mich sofort um Verzeihung,« sagte sie, »oder ich verrate Ihr Geheimnis. Ich kann Sie für Ihr ganzes Leben zu Grunde richten, wenn es mir beliebt, zu erzählen, was ich weiß.« Sie hatte meine eigenen Worte vom Tage vorher fast genau wiederholt. Er wurde kreidebleich und kaum hatte ich Anna zur Tür hinausgeschoben, so ergoß sich eine Flut der gemeinsten Schmähreden über seine Lippen.

Er bestand darauf, daß Anna seiner eigenen Sicherheit wegen in ein Irrenhaus gebracht werde, obwohl ich ihm beteuerte, daß sie von seinem Geheimnis nicht das Geringste wisse und jene Worte nur papageienhaft nachgeplappert habe, wie sie sie von mir gehört.

Ich mußte nachgeben, was ich um so gewissensruhiger tun konnte, als Anna wirklich geistesgestört war. Ihr Haß gegen ihren Widersacher kannte hinfort keine Grenzen mehr. Jedem, der es hören wollte, erzählte sie von dem Geheimnis, das sie wisse. Daß es diesem braven Menschen schrecklich war, sie der Freiheit zurückgegeben zu sehen, und daß er alles daran setzte, sie wieder einsperren zu lassen, ist Ihnen bekannt. Fräulein Halpern mußte ich auf eine Anfrage bei mir die mir von dem Verstorbenen aufgesetzte Antwort erteilen,

Der Tod des Wüterichs wird an meiner Lebensführung nichts ändern. Ich habe mir genug gespart, um zu Einschränkungen nicht gezwungen zu sein.

So habe ich Ihnen durch diese wahrheitsgetreue Darstellung meinen Dank für den Untergang jenes Schurken abgestattet.

Daß dieser Brief von mir ist, werden Sie niemals beweisen können. Er ist mit entstellter Schrift geschrieben und enthält keinen Namen.«

15.

Lambert Radens erster Gang am nächsten Morgen war, wie gewöhnlich, nach der Post. Sultanas Brief wurde wurde ihm übergeben, er enthielt aber wir wenige Zeilen. Sie schrieb:

»Kommen Sie zurück, so schnell Sie können. Ich bin gezwungen, unsere Wohnung aufzugeben. Sie finden uns jetzt in der Fulham-Straße 5. Wir sind beide wohl und in Sicherheit.«

»Raden brachte diese Uebersiedelung sofort in Verbindung mit neuen Anschlägen des Grafen Fosco und war in Verzweiflung, noch mehrere Stunden in Welming ausharren zu müssen, weil er noch einmal von dem Kronanwalt vernommen werden sollte.

Zur bestimmten Stunde stellte er sich in dem Verhandlungszimmer ein. Der Londoner Rechtsanwalt des Verstorbenen, Dr. Andly, war gleichfalls zugegen, war aber außer Stande, irgendwelches Licht über die geheimnisvolle Angelegenheit zu verbreiten. Raden hatte nur noch einige unbedeutende Fragen zu beantworten. Es war durchaus nichts festzustellen gewesen. Die Geschworenen gaben den in solchen Fällen üblichen Wahrspruch ab, Dr. Andly blieb es überlassen, für die Bestattung des Toten zu sorgen.

Die Verhältnisse des angeblichen Barons Paul von Senden waren in der ganzen Gegend so wohl bekannt, daß sein Anwalt aus der Not eine Tugend machte und sie unumwunden zugestand. Auch Raden hörte davon sprechen. Der Besitzer von Schloß Brandon war gestorben, ohne ein Testament zu hinterlassen, persönliches Eigentum war nicht vorhanden. Das Vermögen, das seine Frau ihm zugebracht hatte, war längst in die Hände seiner Gläubiger übergegangen. Der Erbe des Verstorbenen, ein Offizier der königlichen Marine, sollte die ihm so unerwartet zugefallene Besitzung tief verschuldet finden, doch konnte er bei vernünftiger Wirtschaft in wenigen Jahren ein reicher Mann werden.

Der Tod Sendens überhob Raden der Notwendigkeit, die von dem Verstorbenen begangene Fälschung zur Kenntnis der Behörden zu bringen, denn niemand wurde dadurch geschädigt, wenn er sie geheim hielt. Der Erbe, dessen Rechte er sich angemaßt, gelangte nun doch in den Besitz der Güter, auf die er Anspruch hatte. Die Einnahme von diesen Gütern während der letzten dreiundzwanzig Jahre waren für ihn unwiederbringlich verloren. Bewahrte Raden das Geheimnis, so schützte sein Schweigen den Ruf des Mannes, der Laura von Morton durch seine betrügerischen Vorspiegelungen vermocht hatte, ihn zu heiraten.

Die Angelegenheit auf dem Rathhause zu Eulenhorst war rasch erledigt, denn die Ankläger Radens hatten sich nicht wieder gemeldet. Eine halbe Stunde später war er auf dem Wege nach London.

Gegen zehn Uhr langte er in der Fulhamstraße an. Sultanas Gesicht sprach von den sorgenvollen Stunden, die sie durchlebt hatte. Lauras unbefangene Herzlichkeit verriet, wie ängstlich jede Kunde von dem schrecklichen Tode ihres Mannes und der wahre Grund ihres Umzuges der Armen vorenthalten worden war. Die günstige Veränderung in Lauras ganzem Wesen war eine angenehme Ueberraschung für Raden.

Erst als er mit Sultana allein war, konnte er über alles, was ihn bedrückte, ungezwungen sprechen.

»Ist dieser plötzliche Umzug durch das Auftauchen des Grafen Fosco veranlaßt?« fragte er.

»Ja, ich sah ihn gestern, und was noch schlimmer ist, ich redete mit ihm.«

»Wußte er, wo wir wohnten? Kam er ins Haus?«

»Ja, aber nicht in unsere Wohnung. Laura hat ihn gar nicht bemerkt. Ich stand zufällig am Fenster und blickte auf die Straße, als ich uns gegenüber den Grafen entdeckte, der sich mit einem Herrn unterhielt.

»War dieser Herr Ihnen fremd?«

»Nein, Lambert, es war der Direktor der Irrenanstalt.«

»Zeigte ihm der Graf das Haus?«

»Nein, sie plauderten miteinander, als wären sie sich soeben zufällig begegnet. Hinter der Gardine stehend, beobachtete ich sie sehr aufmerksam. Sie gingen bald nach verschiedenen Richtungen auseinander, doch nach wenigen Minuten kehrte der Graf zurück, blieb von neuem uns gegenüber stehen, kritzelte etwas auf eine Karte und gab sie unten im Laden ab. Ich flog die Treppe hinunter, um den Grafen im Flur zu erwarten, wenn er wagen sollte, bei uns eindringen zu wollen. Aber er machte gar nicht den Versuch, uns in unserer Wohnung zu belästigen. Das Ladenmädchen kam durch eine Seitentür auf den Flur und übergab mir seine Karte. »Mein verehrtes Fräulein,« hatte er darauf geschrieben, »ich bitte Sie dringend, mir zu gestatten, einige Worte in einer uns beide gleich sehr interessierenden Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen.« Ich sah ein, daß ich ihn nicht zurückweisen durfte, und bat das Mädchen, dem Herrn zu bestellen, er möchte im Laden auf mich warten, ich würde sofort kommen. Ich lief wieder hinauf in unsere Wohnung und setzte mir den Hut auf. In der nächsten Minute war ich unten und hatte die Haustür geöffnet. Er tänzelte mir bereits entgegen. Die ganze grauenvolle Zeit in Brandon kam mir ins Gedächtnis zurück, als ich ihn erblickte.

Wir gingen die Straße entlang und bogen in eine Seitengasse ein, wo ich stehen blieb und ihn fragte, was er von mir wünsche. Sie werden sich erinnern, Lambert, daß ich Ihnen sagte, Paul von Senden werde zu eigensinnig sein, den Rat seines Freundes anzunehmen, wo es sich um Sie handelte, und daß wir von dem Grafen nichts zu befürchten. hätten, bis er sich in seinen eigenen Interessen bedroht fühlen würde?«

»Ja, Sultana.«

»So ist es auch gekommen. Der Graf bot Paul seinen Rat an, aber er lehnte ihn ab. Paul wollte nur seinem Haß gegen Sie Gehör geben. Der Graf ließ ihm seinen Willen, nachdem er für alle Fälle unsere Wohnung ausgekundschaftet hatte. Man war Ihnen bei der Rückkehr von Ihrer ersten Reise nach Hampshire gefolgt, ohne von Ihnen bemerkt zu worden zu sein. Der Graf ließ seine Entdeckung unbenutzt, bis er die Nachricht von Pauls Tod erhielt, dann begann er für sich selbst zu handeln, weil er glaubte, daß Sie nun zunächst den Mitschuldigen des Verstorbenen angreifen würden. Er berief den Irrenarzt nach London, um ihn zu der Wohnung seiner entflohenen Patientin zu führen und Sie in endlose Prozesse zu verwickeln, die es Ihnen unmöglich machen sollten, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Das, was ihn im letzten Augenblick bewog, seine Pläne aufzugeben -«

»Nun?«

»Es wird mir sehr schwer, es ist mir eine tiefe Demütigung, es einzugestehen, aber es muß sein! Es war nur die Rücksicht auf mich, die ihn wankend machte. Die einzige Schwäche in dem eisernen Charakter jenes Mannes ist seine aufrichtige Bewunderung für mich. Das ist leider nur zu wahr. Die Augen jenes Ungeheuers von Schlechtigkeit verrieten, während er zu mir sprach, die Aufrichtigkeit seiner Beteuerung. Er versicherte mir, daß er in dem Moment, wo er dem Irrenarzt unser Haus zu zeigen im Begriff war, meines Jammers gedachte, wenn ich für die von mir bewirkte Flucht einer Irren aus der Anstalt zur Rechenschaft gezogen würde.«

»Daß Sie der Graf wahr und aufrichtig bewundert, trotz seiner Schlechtigkeit, glaube ich gern, Sultana, zu gleicher Zeit aber habe ich ihn im Verdacht, daß er Sie bloß mit etwas zu erschrecken versuchte, was er in

Wirklichkeit gar nicht ausführen kann. Ich bezweifle, daß er imstande ist, uns jetzt, da Paul von Senden tot und Silvia Gatherick jedes Zwanges ledig ist, durch den Direktor der Irrenanstalt Unannehmlichkeiten zu bereiten. Doch lassen Sie hören, was der Graf von mir sagte.«

»Hätte mein verstorbener Freund meinen Rat beachtet, meinte er, so wäre nicht er, sondern Herr Lambert Raden der Gegenstand eines Leichenschaugerichts geworden. Er soll es nicht wagen, mich zu reizen, sondern zufrieden sein, mit dem, was er erlangt hat. Sagen Sie ihm, daß er es mit Fosco zu tun hat und daß Fosco vor nichts zurückschreckt! In meiner Ratlosigkeit und um nicht einer zweiten Begegnung mit dem Grafen ausgesetzt zu sein, bechloß ich, unser Heim sofort in einer ganz anderen Gegend aufzuschlagen. Unsere Koffer waren schnell gepackt und wenige Stunden später hatten wir uns hier eingerichtet. Laura hatte ich erklärt, diese Uebersiedelung geschehe auf Ihren Wunsch. Das genügte, sie zufrieden zu stellen.«

Raden dankte Sultana in warmen Worten für ihre Umsicht und ihr schnelles Handeln.

»Und was beabsichtigen Sie demnächst zu tun?«

»Seit meiner Unterredung mit Dr. Kirk sind erst einige Wochen vergangen, Sultana,« antwortete er. »Ich gab ihm damals die Versicherung, ich würde nicht eher ruhen, als bis das an Laura begangene Unrecht gesühnt sei. Paul von Senden ist der irdischen Gerechtigkeit entrückt, aber der Graf lebt noch, und mein Gelübde ist unvergessen. Ich verhehle weder Ihnen, noch mir, daß unsere Aussichten mehr als zweifelhaft sind. Die Gefahren, welchen wir bisher ausgesetzt gewesen, waren vielleicht Kleinigkeiten im Vergleich mit denen, die uns noch in Zukunft drohen, dennoch soll der Versuch gewagt werden. Ich bin nicht so unbesonnen, mich mit einem Mann wie Fosco messen zu wollen, ohne darauf vorbereitet zu sein; ich habe Geduld gelernt, ich kann warten. Wir werden ihm Zeit geben, sich sicher zu fühlen, Seine eigene prahlerische Natur wird unseren Erfolg beschleunigen. Das ist ein Grund für mich, zu warten; aber ich habe einen noch wichtigeren. Meine Stellung Ihnen und Laura gegenüber muß eine andere werden, ehe ich den letzten Versuch mache.«

»Eine andere?« wiederholte Sultana überrascht.

»Ja, doch darüber möchte ich jetzt noch nicht sprechen. Sie haben Laura von dem Tode ihres Mannes noch nichts gesagt, Sultana.«

»Und es wird sehr lange dauern, ehe wir ihr etwas davon mitteilen dürfen.«

»Nein, Sultana, es ist besser, daß Sie ihr jetzt enthüllen, was geschehen ist, als daß ein Zufall es ihr verrät. Verschonen Sie die Arme mit all den grauenvollen Einzelheiten, aber sagen Sie ihr, daß er tot ist.«

»Sie haben einen besonderen Grund, zu wünschen, daß ich sie von dem Tode ihres Mannes unterrichte, Lambert?«

»Ja, Sultana.«

Am nächsten Tage wußte Laura, daß Pauls Tod sie befreit und der Irrtum und das Unglück ihres Lebens mit ihm begraben waren.

In der verhältnismäßig größeren Ruhe seines gegenwärtigen Lebens begann Lambert neben den Arbeiten, die ihm die Mittel für den täglichen Bedarf verschafften, ein größeres Gemälde, das ihm die Anwartschaft auf künftigen Ruhm geben sollte.

Von höchster Wichtigkeit für den Erfolg der Pläne Radens war es, sich zu versichern, ob Graf Fosco in England zu bleiben beabsichtige. Er gelang ihm auf sehr einfache Weise, diesen Zweifel zu lösen. Die Adresse des Grafen in St. Johns Wood war ihm bekannt, es war für ihn somit ein leichtes, den Namen des Besitzers des von dem Grafen gemieteten Hauses und auf weitere Fragen zu erfahren, daß Fosco seine Wohnung noch bis Juni behalte. Beruhigten

Gemütes, daß der Graf ihm wenigstens für's erste nicht entschlüpfen werde, kehrte Lambert heim.

Seines Versprechens eingedenk, machte Raden der treuen Beschützerin der armen Anna Gatherick in den nächsten Tagen einen Besuch, um ihr jene Einzelheiten von dem Tode und der Beerdigung des armen Mädchens mitzuteilen, die er bei seiner ersten Unterredung mit ihr zu verschweigen genötigt war. Unter den gegenwärtigen veränderten Umständen war dazu keine Veranlassung mehr.

16.

Es vergingen vier Monate, der April mit seinem veränderlichen Wetter kam. Von der angstvollen Ungewißheit und Sorge befreit, die sie so lange bedrückt hatten, gewann Sultana die frühere Energie ihres Charakters und Laura unter dem wohltuenden Einfluß ihres friedvollen neuen Lebens ihre frühere Anmut und Frische wieder. Nur die Erinnerung an die Ereignisse von dem Augenblick an, wo sie Schloß Brandon verlassen hatte, bis zu ihrem Zusammentreffen mit Lambert Raden am Grabe ihrer Mutter blieb ihrem Gedächtnis vollkommen entschwunden.

Eines Morgens erklärte Raden den Schwestern, sie hätten alle eine kleine Erholungsreise verdient, und nach kurzer Beratung wurde beschlossen, auf vierzehn Tage in ein Seebad an der Südküste zu gehen. Der Frühling war noch so wenig vorgeschritten, daß sie die einzigen Badegäste im Orte waren. Der Strand und alle Wege waren so einsam, wie die Vielgeprüften es nur wünschen konnten.

»Hier, in dieser schönen Umgebung, wünschte Lambert Raden eine Entscheidung in seinem und Lauras Schicksal herbeizuführen. Er war es Sultana schuldig, sie zu Rate zu ziehen, ehe er mit Laura sprach.

Am dritten Tage nach ihrer Ankunft an der See bot sich Lambert die Gelegenheit zu der ersehnten Unterredung mit Sultana, Sie saßen nebeneinander am Fenster und blickten hinaus auf die goldene Flut des Sonnenlichtes und die majestätische Pracht des Meeres.

»Wie damals in Limmerig, möchte ich mich heute von Ihrem Rate leiten lassen,« begann Lambert.

Sie antwortete mit einem Händedruck, tief bewegt durch die Erinnerung an die Vergangenheit.

»Was auch nach dieser Unterredung. von uns beschlossen werden sollte,« fuhr Lambert fort, »ob sie glücklich oder schmerzlich für mich endet, Lauras Wohl wird stets das höchste Interesse meines Lebens sein. Unter allen Umständen steht der Entschluß unerschütterlich fest in mir, Graf Fosco das Geständnis zu entreißen, das für Laura von so großer Bedeutung ist. Wir wissen, daß er mich durch sie aufs Schmerzlichste zu treffen vermag und daß er es ohne Bedenken tun würde, wenn er mich dadurch wehrlos zu machen imstande ist. In unserer jetzigen Stellung habe ich kein vom Gesetz anerkanntes Recht an Laura, mich Fosco zu widersetzen oder sie erfolgreich zu schützen. Wenn ich mich mit dem Grafen in einen Kampf einlasse, muß ich ihn zur Verteidigung meiner Frau kämpfen. Sind Sie so weit mit mir einverstanden, Sultana2«

»Vollkommen.«

»Ich will mich nicht auf meine Liebe berufen, die alle Wandlungen überdauerte, ich will nur betonen, wie notwendig es für Laura ist, von ihrem Gatten verteidigt zu werden. Ein Prozeß ist nach allem, was wir erfahren haben, vorläufig aussichtslos. Die einzige Möglichkeit, Laura ihr Geburtsrecht wieder zu verschaffen, ist, das verlorene Datum ihrer Reise von Brandon nach London zu finden. Ich bin noch immer so fest wie zuvor überzeugt, daß zwischen dem Datum jenes Tages und dem des Totenscheins ein Widerspruch besteht. Das ist der schwache Punkt des ganzen schändlichen Anschlages, er zerbricht in Stücke, wenn wir ihn von dieser Seite angreifen, und die Mittel zu diesem Angriff befinden sich in den Händen des Grafen. Gelingt es mir, sie ihm zu entreißen, so ist mein Lebenszweck erfüllt; mißlingt es mir, so ist das Laura widerfahrene Unrecht in dieser Welt nicht mehr gutzumachen.«

»Fürchten Sie ein Mißlingen, Lambert?«

»Ich darf mich nicht zu kühnen Hoffnungen hingeben. Lauras Aussichten sind nicht gut, ihr Vermögen ist verloren, und das Mittel, den Platz, der ihr gebührt, wiederzuerlangen, ist in der Gewalt ihres schlimmsten Feindes. Jetzt, wo ihr keine bessere Zukunft winkt als die, welche ich ihr zu bieten vermag, wage ich es, um ihre Hand zu bitten.«

»Einst trennte ich euch beide, Lambert,« erwiderte Sultana, »wie ich glaubte, zu Lauras und deinem Besten. Warte hier, bis meine Schwester kommt, ich gehe, sie zu rufen.«

Glückstrahlend, freudig bewegt, erschien Laura und umarmte Lambert.

Drei Wochen später waren sie verheiratet.

17.

Sultana und Lambert trügen Sorge, daß Laura von dem, was ihr Mann vorhatte, nichts ahnen konnte.

Um gegen den Grafen vorgehen zu können, war es notwendig, daß Lambert sich mit der Lebensgeschichte Foscos bekannt machte, so weit es irgend möglich war. Von Sultana erfuhr er, daß er seit Jahren sein Vaterland nicht besucht und sich in Brandon sehr eingehend danach erkundigt hatte, ob in der nächsten Stadt Italiener wohnten, daß er Briefe mit allerlei Poststempeln erhalten, worunter einer wie ein amtliches Schreiben ausgesehen hatte. Seine lange Abwesenheit von der Heimat hatte in Sultana die Vermutung erweckt, daß er ein politischer Flüchtling sei, doch dem widersprach der Umstand, daß er aus dem Auslande Briefe mit Amtssiegeln empfing, während politische Flüchtlinge alles zu vermeiden pflegen, was die Aufmerksamkeit der Behörden auf sie lenken könnte.

Was einst Laura in Brandon zu ihrer Schwester gesagt und die Gräfin Fosco erlauscht hatte: Der Graf ist ein Spion! wiederholte sich Raden jetzt in der Ueberzeugung, der Lebenslauf dieses Menschen sei in der Tat der eines Spions.

In England strömten jederzeit Flüchtlinge aus aller Herren Ländern zusammen, die der Argwohn ihrer Regierungen auch auf fremdem Boden durch ständige Agenten überwachen ließ. Der Graf mochte ein solches Amt bekleiden und von seiner Regierung damit betraut sein, männliche und weibliche Unteragenten anzustellen und ihnen ihre Aufgaben zu überweisen. Eine solche Agentin vermutete Raden jetzt in jener Frau Pigeon, die zu so gelegener Zeit auftauchte, in Brandon die Krankenwärterin zu spielen.

Bestätigten sich diese Voraussetzungen Radens, so war die gesellschaftliche Stellung des Grafen nicht so unanfechtbar, wie er bisher angenommen hatte.

Ein sehr treuer und ergebener Freund Radens war ein Italiener, Professor Pesca, den er einst vom Tode des Ertrinkens gerettet hatte, An diesen dachte er jetzt als die geeignetste Persönlichkeit, ihm zu helfen.

Ehe er sich jedoch an Pesca wendete, wollte Raden sich mit eigenen Augen überzeugen, wie der Mann war, mit dem er es zu tun hatte; bisher hatte er den Grafen Fosco noch niemals gesehen.

Drei Tage nach seiner Ankunft in London begab sich Raden morgens um 10 Uhr nach St. Johns Wood. Es war schönes Wetter und er hielt es für wahrscheinlich, daß der Graf sich versucht fühlen würde, ins Freie zu gehen. An den vorderen Fenstern des Hauses zeigte sich niemand. Er bog in die Seitengasse ein und spähte über die niedrige Gartenmauer. Eines der Fenster im Erdgeschoß stand offen und eine tiefe Stimme, die ein Lied trällerte, erhob sich in der feierlichen Stille der Vorstadt. Wenige Minuten später drehte sich die Gartentür in ihren Angeln, der Graf trat auf die Straße und schlug den Weg nach der westlichen Grenze des Regentenparkes ein.

Lambert Raden folgte ihm in geringer Entfernung. Sultana hatte ihn auf die hohe Gestalt des Grafen, auf seinen ungeheuren Körperumfang und seine auffallende Trauerkleidung aufmerksam gemacht, nicht aber auf des Mannes erstaunliche Frische und Lebensfreudigkeit. Er trug seine sechzig Jahre, als wären es noch nicht vierzig, tänzelte munteren Schrittes die Straße entlang und sah sich nicht ein einziges Mal um, bis er nach der Oxfordstraße kam. Hier trat er in den Laden eines Optikers und kam mit einem Opernglas in der Hand wieder heraus. Nachdem er einige Schritte weitergegangen war, blieb er vor dem Schaufenster einer Musikalienhandlung stehen, um den dort hängenden Opernzettel sehr bedächtig zu lesen.

»Zur Kasse des Opernhauses!« rief er, eine vorüberfahrende leere Droschke heranwinkend und einsteigend.

Jetzt näherte sich auch Raden dem Schaufenster, sich den Opernzettel anzusehen. »Lucrezia Borgia« wurde an diesem Abend gegeben. Das Operngalas in der Hand des Grafen, sein sorgfältiges Studieren des Zettels und das Ziel seiner Fahrt, das er dem Droschkenkutscher genannt hatte, verrieten seine Absicht, die Vorstellung zu besuchen.

Der junge Maler beeilte sich, gleichfalls zur Opernkasse zu kommen, und löste zwei Karten für Parkettplätze. Es war die Möglichkeit vorhanden, daß der Graf ihm und seinem Begleiter unter den Zuschauern sichtbar sein werde, und in diesem Falle konnte er sich noch an diesem Abend vergewissern, ob Pesca seinen Landsmann kenne.

Auf dem Heimweg ließ Raden ein paar Zeilen in des Professors Wohnung zurück, ihm mitteilend, er werde ihn um halb acht zur Oper abholen.

18.

Kaum in den Opernsaal eingetreten, erblickte Raden in den vorderen Reihen des Sperrsitzes den Grafen. Pesca wußte nicht, zu welchem Zwecke sein Freund ihn in die Oper mitgenommen habe, und gab sich unbefangen dem Vergnügen hin, der Musik zu lauschen.

Der erste Akt war vorüber, der Vorhang fiel und das Publikum stand auf, im Saale Umschau zu halten. Das war der Augenblick, auf den Lambert Raden gewartet hatte, um zu sehen, ob Pesca den Grafen erkennen werde. Fosco erhob sich, die Leute zu mustern. Sein ganzes Gesicht war jetzt Raden und seinem Freunde zugewendet.

»Kennst du diesen Menschen?« fragte Raden.

»Welchen?«

»;Den großen, dicken, mit dem Trauerflor um den Arm.«

»Nein, ich kenne ihn nicht. Weshalb zeigst du ihn mir «

»Er ist ein Landsmann von dir, ein Graf Fosco. Ich habe besondere Gründe, zu wünschen, näheres über diesen Menschen zu erfahren.«

»Sein Name ist mir fremd wie seine Person.«

Ein schlanker, blondhaariger Mann, den Raden bisher nicht bemerkt hatte, ein Mann mit einer Narbe auf der linken Wange, betrachtete Pesca aufmerksam, und der Richtung der Augen des kleinen Professors folgend, beobachtete auch er den Grafen, als hätte die Unterredung der beiden Freunde seine Neugier erregt.

»Nein, ich habe den großen, dicken Mann noch niemals gesehen,« erklärte Pesca mit aller Bestimmtheit.

Die Blicke der beiden Italiener begegneten sich.

Es war kein Zweifel, der Graf kannte den Professor Pesca und, was noch erstaunlicher war, er fürchtete ihn. Die Veränderung in dem Gesicht des Schurken war nicht zu verkennen. Seine Züge waren wie zu Stein erstarrt, er verstohlene Blick der kalten grauen Augen, die Unbeweglichkeit seines Körpers verrieten die tödliche Furcht, die ihn lähmte, und daß er Pesca plötzlich vor sich gesehen und erkannt hatte, war die Ursache seines Entsetzens.

Der schlanke Mann mit der Narbe auf der Wange hatte sich den seltsamen Vorgang so gedeutet wie Raden. Er schien ein Ausländer zu sein und sein Interesse an dem Verhalten der beiden Freunde hatte durchaus nichts Beleidigendes.

Raden war so verblüfft über die Veränderung in dem Gesicht des Grafen, daß er sich kaum zu fassen vermochte.

»Wie der dicke Mann mich anstarrt!« rief Pesca, dem Grafen ärgerlich den Rücken kehrend.

Sofort verschwand der Graf von seinem Platz. Raden faßte Pesca am Arm und zog ihn mit sich fort, um vor dem Grafen zur Ausgangstür zu gelangen. Der Fremde mit der Narbe war noch schneller gewesen als die Freunde, die mehrere male von sich entfernenden Theaterbesuchern aufgehalten wurden.

Als Raden und Pesca die Vorhalle erreichten, waren der Graf und der Fremde mit der Narbe verschwunden.

»Komm, Freund, wir wollen nach deiner Wohnung gehen,« rief Lambert Raden, »ich muß mit dir allein sprechen, und zwar sofort.«

»Was in aller Welt ist denn los?« fragte Pesca verwundert.

In Pescas Zimmer angekommen, setzte Raden dem kleinen Italiener alles auseinander.

»Wie soll ich dir aber helfen, Lambert, wenn ich den Grafen nicht kenne?« klagte Pesca.

»Er kennt und fürchtet dich und hat das Theater nur verlassen, um vor dir zu entfliehen. Pesca! Das alles muß einen Grund haben, sage ich dir! Ueberschaue dein eigenes Leben, ehe du nach England kamst. Du verließest Italien aus politischen Gründen, wie du mir selbst erzähltest. Forsche in deinen Erinnerungen und sieh zu, ob dir dabei nicht eine Ursache einfällt, die dir das Entsetzen erklärt, das sich jenes Mannes bei deinem Anblick bemächtigte.«

Zu Radens grenzenlosem Erstaunen brachten diese harmlosen Worte auf Pesca genau die Wirkung hervor, die Pescas Anblick auf den Grafen gehabt hatte. Er erblaßte bis in die Lippen und zog sich zitternd von dem Freunde zurück.

»Du weißt nicht, was du verlangst, Lambert,« sagte er in kaum verständlichem Flüsterton, als hätte er für sich und den Freund plötzlich eine furchtbare Gefahr entdeckt.

»Verzeih, wenn ich dich unabsichtlich erschreckt und geängstigt habe,« erwiderte Raden, »aber bedenke, welch bitteres Unrecht, welche schwere Kränkungen Fosco meiner Frau zugefügt hat, und daß dieses Unrecht nie wieder gutgemacht werden kann, wenn es mir nicht gelingt, die Mittel in meine Gewalt zu bekommen, die ihn zwingen, ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ich sprach nur in ihrem Interesse, mehr kann ich nicht sagen.«

Raden erhob sich, um zu gehen, aber Pesca hielt ihn zurück.

»Bleib!« rief er. »du hast mich aufs tiefste erschüttert. Gib mir Zeit, mich wieder zu fassen.«

Nachdem er einige male das Zimmer raschen Schrittes durchmessen hatte, näherte er sich dem Freunde und legte ihm seine Hände mit feierlicher Zärtlichkeit auf die Brust.

»Bei deinem Leben und deiner Seele, Lambert,« rief er, gibt es keinen anderen Weg, diesen Mann zu beugen, als den durch mich?«

»Nein, Freund.«

»Du hast das Recht, über mich zu verfügen, an dem Tage gewonnen, an dem du mir das Leben rettetest, Lambert. Von jenem Augenblicke gehörte es dir. Nimm es jetzt. Ja, ja, Lambert, ich weiß, was ich sage. So wahr ein Gott über uns ist, meine nächsten Worte legen mein Leben in deine Hände! Du weißt nicht, weshalb ich Italien verließ. Wäre ich durch Verfolgungen von Seiten der italienischen Regierung aus meinem Vaterlande vertrieben worden, so würde ich es nicht verschwiegen haben, aber nicht die Regierung schickte mich in die Verbannung. Du hast von jenen politischen Verbindungen gehört, Lambert, die sich in jeder großen Stadt des europäischen Kontinents verbergen? Zu einer dieser Gesellschaften gehörte ich in Italien, gehöre ich noch in England. Als ich hierher kam, geschah es auf Befehl meines Vorgesetzten. Der Uebereifer meiner Jugend schien ihm für mich und andere zu gefährlich, deshalb mußte ich auswandern und in der Fremde warten. Ich warte noch jetzt, doch wurde mir inzwischen die Fremde zur Heimat. Kein Eid verbietet mir, dir den Namen der Gesellschaft zu nennen, der ich angehöre, nur gebe ich mein Leben damit in deine Hände. Wenn je ein Mensch erfährt, daß das, was ich dir sagen werde, über meine Lippen gekommen ist, bin ich des Todes.«

Er flüsterte Raden den Namen ins Ohr.

»Der Zweck der Verbindung,« fuhr Pesca fort, »ist einfach derselbe, wie der anderer Gesellschaften dieser Art, Verteidigung der Rechte des Volkes. Die Grundsätze der Verbindung sind äußerst einfach. So lange das Leben eines Mitgliedes nützlich oder auch nur harmlos ist, darf es sich seines Daseins freuen, wenn es aber das Wohlergehen der Genossen schädigt, hat es sein Leben verwirkt, und es ist nicht nur kein Verbrechen, sondern ein Verdienst, dieses unwürdige Mitglied zu töten. Nach Auffassung der Engländer ist der Zweck der Verbindung Anarchie und Revolution, aber ihre

Satzungen unterscheiden sich von denen aller anderen Gesellschaften der Welt. Die Mitglieder sind einander nicht bekannt. Es ist ein Präsident in Italien und es gibt Präsidenten im Auslande, die wieder ihre Sekretäre haben. Die Präsidenten und Sekretäre kennen die Mitglieder, aber die Mitglieder unter sich sind einander alle fremd, bis ihr Vorgesetzter es für nötig erachtet, sie miteinander bekannt zu machen. Unter solchem Schutze bedarf es keines Eides bei der Aufnahme. Wir werden an einem geheimen Zeichen erkannt, das wir alle bis an das Ende unserer Tage tragen. Wir haben Befehl, ruhig unseren Geschäften nachzugehen und uns viermal jährlich bei dem Präsidenten oder dem Sekretär zu melden, für den Fall, daß man unsere Dienste bedürfe. Wenn wir die Verbindung verraten oder ihr schaden, müssen wir nach deren Satzungen durch die Hand eines Fremden sterben, der vielleicht vom anderen Ende der Welt herkommt, um den Todesstreich zu führen oder durch die Hand unseres teuersten Freundes, der, ohne daß wir etwas davon wußten, ein Mitglied der Gesellschaft war. Zuweilen wird der Tod verschoben, zuweilen folgt er dem Verrat auf dem Fuße. Immer müssen wir eines Befehls gewärtig sein. In meiner Jugend trat ich in einem Augenblick schwärmerischer Begeisterung in die Verbindung ein. Jetzt muß ich in ihr verbleiben, sie hält mich fest bis zum Tode, wie immer ich auch in meinen reiferen Jahren über sie zu denken gelernt haben mag. Als ich noch in Italien war, wurde ich zum Sekretär erwählt und alle Mitglieder jener Zeit, die dem Präsidenten vorgestellt wurden, mußten sich mir gleichfalls vorstellen.«

Raden fing an zu verstehen.

»Du hast bereits deine Schlüsse gezogen,« seufzte er, »ich lese es in deinem Gesicht. Behalte das Geheimnis deiner Gedanken für dich, Lambert. Gestatte mir, dir auch noch dieses letzte Opfer zu bringen und dann von diesem Gegenstand für immer zu schweigen.«

Er zog seinen Rock aus und streifte den Aermel seines Hemdes am linken Arme auf.

»Sieh her,« flüsterte er, auf seinen Oberarm deutend, »das ist das Zeichen, welches jedes Mitglied unserer Verbindung kennzeichnet. Ein Mann, der dieses Mal an dieser Stelle in sein Fleisch eingebrannt trägt, gehört zu uns. Wer unserer Verbindung untreu geworden ist, wird früher oder später von einem der Präsidenten oder der Sekretäre entdeckt, und wer von ihnen als Verräter erkannt wurde, ist dem Tode verfallen. Kein menschliches Gesetz kann ihn schützen. Bedenke, was du gesehen und gehört hast, und handle, wie du willst, aber was du auch entdecken mögest, was du auch tuest, sage mir nichts! Erspare mir eine Verantwortlichkeit, vor der mir graut. Wenn der Mann, den du mir in der Oper zeigtest, mich kennt, ist er so verändert oder so gut verkleidet, daß ich mich seiner nicht zu erinnern vermag. Ich weiß nicht, was er in England treibt, ich habe ihn meines Dafürhaltens nie gesehen und den Namen, unter dem er hier lebt, nie gehört.«

Wie gebrochen sank Pesca in einen Sessel, und sich von Raden abwendend, bedeckte er sein Gesicht mit den Händen.

»Ich werde die Erinnerung an den heutigen Abend in der tiefsten Tiefe meines Herzens bewahren,« sagte Raden, »Du sollst es niemals bereuen, mir dein Vertrauen geschenkt zu haben. Darf ich morgen wiederkommen?«

»Ja, Lambert.«

»Gute Nacht, Pesca.«

»Gute Nacht, mein teurer Freund,.«

19.

Raden fühlte sich überzeugt, daß er sich des Grafen Fosco sofort versichern müsse, wenn er nicht die letzte Möglichkeit für Laura etwas zu erwirken, aufs Spiel setzen wollte.

In welcher Absicht Fosco das Theater verlassen hatte, war ihm keinen Augenblick zweifelhaft. Er war fortgeeilt, um seine Flucht vorzubereiten. Das Erkennungszeichen der Verbindung war seinem Arm eingebrannt und er hatte jetzt die Strafe für seinen Verrat zu erwarten.

Daß Pesca ihn nicht wiedererkannte, war leicht zu begreifen. Ein Mann von dem Charakter des Grafen sorgt vor allen Dingen für seine persönliche Sicherheit. Das glattrasierte Gesicht, das Pesca in der Oper gesehen hatte, mochte einst von einem Vollbart umrahmt gewesen, sein braunes Haar eine Perücke sein, der Name, den er trug, war offenbar ein falscher. Aus einem schlanken jungen Menschen mochte er sich mit der Zeit zu so ungeheurem Umfang entwickelt haben. In seiner Veränderung war es Pesca nicht möglich, ihn zu erkennen, das kleine Männchen aber war eine zu auffallende Erscheinung um nicht sofort wiedererkannt zu werden.

Ehe Raden sich in die Höhle des Löwen begab, mußte er die Gefahr, der er entgegenging, so viel wie möglich zu verringern suchen, und das konnte nur so geschehen, daß er, ehe er von seiner Entdeckung zu Fosco sprach, die Entdeckung selbst dort in sichere Verwahrung gab, wo sie jeden Augenblick gegen den Grafen benützt werden konnte. Wenn die Mine unter seine Füße gelegt wurde, ehe Raden vor ihm erschien, und er einer dritten Person die Weisung zurückließ, sie nach Ablauf einer gewissen Zeit anzuzünden, sofern nicht vorher eine entgegengesetzte Anordnung in einer eigenen Handschrift von ihm einginge, mußte des Grafen Sicherheit durchaus von der des Künstlers abhängig, der sich dann in Foscos eigenem Hause auf sicherem Grund und Boden fühlen durfte.

Ein Brief an Pesca schien Raden die beste Vorsichtsmaßregel. Er trat in ein Kaffeehaus und schrieb ihm:

»Der Mann, den ich Dir in der Oper zeigte, ist ein Mitglied der Verbindung und ist an ihr zum Verräter geworden. Ueberzeuge Dich sofort von der Wahrheit dieser beiden Behauptungen. Du kennst den Namen, unter dem er in England lebt. Er wohnt in der Forststraße 5, St. John's Wood. Bei Deiner Liebe zu mir beschwöre ich Dich, die Dir anvertraute Macht ohne Erbarmen und ohne Verzug in Anwendung zu bringen. Ich habe alles gewagt und alles verloren und den Mißerfolg mit meinem Leben bezahlt. Lambert Raden.«

Auf den an Pesca adressierten Briefumschlag schrieb Er: »Laß diesen Umschlag bis morgen früh um neun Uhr uneröffnet. Wenn Du vorher nichts von mir hörst oder siehst, erbrich den Umschlag zur angegebenen Zeit und lies den Inhalt. L. R.« Das Ganze schob er in einen zweiten, gleichfalls an Pesca adressierten Umschlag.

Es blieb Raden nun nichts weiter zu tun übrig, als den Brief augenblicklich an seine Bestimmung zu befördern. Wenn ihm im Hause des Grafen irgend etwas zustieße, so war wenigstens dafür gesorgt, daß er es mit seinem Leben büßte.

Daß Pesca unter allen Umständen die Mittel zur Verfügung hatte, die Flucht des Grafen zu verhindern war nicht zu bezweifeln. Die tödliche Sicherheit, mit der die Rache fremder politischer Gesellschaften die Schuldigen zu erreichen weiß, war eins auch Raden zur Genüge bekannte Tatsache.

Der Kellner besorgte Raden einen zuverlässigen Boten, der eine Droschke nahm und den ihm anvertrauten Brief in Pescas eigene Hände geben und eine Empfangsbestätigung, in derselben Droschke zurückkehrend, bringen

sollte.

Eine Viertelstunde später überreichte er ihm einen Zettel, mit den von Pescas Hand geschriebenen Worten:

»Ich habe Deinen Brief erhalten; wenn ich Dich vor der genannten Zeit nicht sehe, werde ich ihn mit dem Glockenschläge neun erbrechen.«

Zu Hause hatte Lambert bereits vor seinem Fortgehen alles geordnet, daß Sultana am nächsten Morgen alles Notwendige erfuhr. Die Frauen schon vorher in Angst und Sorge zu versetzen, hielt er für überflüssig. Dazu würde es noch immer früh genug sein.

In den Wagen steigend, rief er dem Kutscher zu.

»Forststraße 5., St. John's Wood. Wenn wir in zwanzig Minuten dort sind, zahle ich den doppelten Preis.«

Es war elf Uhr und keine Minute mehr zu verlieren. Die Fahrt dauerte beinahe zwanzig Minuten. Als der Wagen in die Forststraße einlenkte, fühlte sich Raden so vollständig von seiner Ungeduld überwältigt, daß er den Kopf zum Fenster hinaussteckte, um das Foscosche Haus eher zu sehen, als er dort ankam. In einiger Entfernung von der Villa ließ er den Kutscher halten, bezahlte und schickte ihn fort, um zu Fuß weiterzugehen.

In der Nähe der Gartentür bemerkte er jemand, der von der entgegengesetzten Seite herbeieilte. Sie trafen unter der Straßenlaterne zusammen und Raden erkannte in der hohen schlanken Gestalt augenblicklich den blonden Ausländer mit der Narbe im Gesicht, und auch er schien den Maler wiederzuerkennen. Schweigend setzte er seinen Weg fort.

»Ist dieser Fremde durch Zufall hier,« fragte sich Raden, »oder ist er dem Grafen vom Opernhause gefolgt?«

Das Haus war noch hell erleuchtet und Raden klingelte, zog eine Karte heraus und schrieb unter seinen Namen: »In wichtigen Geschäften.«

Das Dienstmädchen, das ihm öffnete, fragte argwöhnisch, was er wünsche.

»Bitte, geben Sie dem Herrn Grafen diese Karte ab, erwiderte er.

Die Zuversicht, mit der er sprach, machte das Mädchen unschlüssig. Die Tür hinter sich schließend, ging es mit der Karte ins Haus zurück, Raden im Garten stehen lassend.

»Der Herr Graf möchte wissen, in welcher Angelegenheit Sie ihn zu sprechen wünschen,« meldete die junge Person.

»Das kann ich nur dem Herrn Grafen selbst mitteilen.« Wieder verschwand das Mädchen und wieder kehrte es zurück, doch diesmal, um ihn aufzufordern, einzutreten.

20.

In dem matten Schimmer eines Lämpchens, welches das Dienstmädchen aus der Küche mitgebracht hatte, sah er eine ältliche Frau mit leisen Schritten aus dem Hinterzimmer des Erdgeschosses kommen. Sie warf ihm einen giftigen Blick zu, sagte jedoch nichts, sondern ging, ohne seinen Gruß zu erwidern, die Treppe hinauf.

Raden war überzeugt, daß diese ältliche Frau die Gräfin Foscos war. Das Mädchen führte ihn in das Zimmer, das die Gräfin eben verlassen hatte. Der Graf stand in Hemdärmeln da; eine vollgepackte Reisetasche und ein Koffer am Boden und auf den Sesseln liegende Kleidungsstücke, Bücher und Papiere schienen zu verraten, daß er eine schleunige Ortsveränderung beabsichtige. Sein Gesicht zeigte noch deutliche Spuren von der Erschütterung, die ihn im Opernhause so furchtbar verwandelt hatte.

Weit zurückhaltender Höflichkeit kam er dem Gast einen Schritt entgegen. Sein ganzes Wesen verriet Mißtrauen.

»Sie wünschen mich in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen,« begann er, Raden einladend, Platz zu nehmen. »Ich kann nicht erraten, welcher Art sie sein könnte.«

Die unverhohlene Neugier, mit der er ihm ins Gesicht blickte, überzeugte Raden, daß er von ihm in der Oper nicht bemerkt worden war. Er hatte Pesca zuerst gesehen und von jenem Augenblick bis zu dem, wo er sich aus dem Theater entfernte, weiter nichts beachtet als ihn. Der Name des späten Besuchers sagte ihm, daß er nur in feindlicher Absicht erschienen sein konnte,.

»Ich bin glücklich, Sie heute abend noch hier zu finden,« begann Raden. »Sie scheinen im Begriff, eine Reise anzutreten.«

»Hat Ihre Angelegenheit etwas mit meiner Reise zu tun?«

»In gewisser Beziehung ja.«

»In welcher Beziehung? Wissen Sie, wohin ich zu reisen beabsichtige?«

»Nein, ich weiß bloß, warum Sie London verlassen.«

Mit der Schnelligkeit des Gedankens glitt der Graf an Raden vorüber, verschloß die Tür und steckte den Schlüssel in die Tasche.

»Haben Sie, als Sie in dieses Haus kamen, zufällig bedacht, daß ich nicht der Mann bin, mit dem zu spaßen ist?« rief er.

»Ja, Herr Graf, ich habe das sehr wohl bedacht und bin nicht hier, mit Ihnen zu spaßen. Ich bin hier in einer Angelegenheit über Leben und Tod, und wäre die Tür, die Sie eben verschlossen haben, auch offen, würde mich doch nichts dazu bewegen können dieses Zimmer jetzt schon zu verlassen.«

»In einer Sache über Leben und Tod?« wiederholte der Graf. »Diese Worte sind vielleicht von ernsterer Bedeutung, als Sie denken. Was wollen Sie damit sagen?«

»In der Tat nur, daß es sich um Leben und Tod handelt.«

Schwere Schweißtropfen perlten von des Grafen Stirn. Seine linke Hand stahl sich über den Rand des Tisches, vor dem er saß, bis zur Schublade.

»Sie wissen, weshalb ich London verlasse?« fuhr er fort. »Nennen Sie mir den Grund,«

Er hatte die Schublade leise aufgezogen.

»Ich kann noch mehr tun als das,« erwiderte Raden, »ich kann Ihnen den Grund sogar zeigen.«

»Sie können mir ihn zeigen?«

»Streifen Sie den Hemdärmel an Ihrem linken Arm auf - und Sie werden ihn sehen.«

Des Grafen Gesicht veränderte sich in derselben grauenvollen Weise wie vorher im Opernhaus. In seinen Augen glühte ein tödliches Feuer. Er griff in die Schublade, aus der ein metallischer Ton herausklang.

Raden wußte, daß sein Leben an einem Haar hing.

»Warten Sie ein wenig,« sagte er. »Sie sehen, ich rühre mich nicht und meine Hände sind leer. Ich habe Ihnen noch etwas mitzuteilen.«

»Sie haben mir bereits genug gesagt,« entgegnete Fosco mit geisterhafter Ruhe. »Erraten Sie, woran ich denke?«

»Vielleicht.«

»Ich überlege, ob ich Ihnen nicht die Hirnschale zerschmettern soll.«

Wenn Raden in diesem Augenblick auch nur die leiseste Bewegung gemacht hätte, würde Fosco nicht gezögert haben, ihn zu erschießen.

»Ich empfehle Ihnen, erst die zwei Zeilen zu lesen, die ich bei mir trage,« bemerkte Raden, den, Zettel Pescas aus der Tasche ziehend.

Der Vorschlag schien des Grafen Neugier zu erregen. Er nahm den Zettel in die Hand und las ihn durch. Für einen anderen Menschen in seiner Lage hätten die Worte Pescas einer Erklärung bedurft, für Fosco war sie unnötig. Er erkannte sofort, durch welche Vorsichtsmaßregel Raden sich geschützt hatte. Er zog seine Hand leer aus der Schublade zurück.

»Noch sind Sie nicht vor meiner Pistole sicher,« sagte er, »aber ich bin selbst gegen meinen Feind gerecht und bekenne, daß Sie klüger sind, als ich geglaubt habe. Kommen Sie zur Sache. Was verlangen Sie von mir? Vergessen Sie nur nicht, daß Sie Fosco gegenüberstehen, Die Gefahr, Sie auf der Stelle zu erschießen, ist für mich geringer, als Sie lebend aus diesem Hause zu lassen, außer unter Bedingungen, die ich Ihnen selbst vorschreiben werde. Zunächst beantworten Sie mir einige Fragen. Woher haben Sie die Kenntnis von den Dingen, die Sie ermutigte, hier einzudringen,«

»Ich lehne es ab, diese Frage zu beantworten.«

»Tut nichts, ich werde es schon erfahren. Wenn die Mitteilung, die Sie über mich erhalten haben, wahr ist, was ich entschieden bestreite, so sind Sie nur durch eigenen Verrat oder durch den Verrat eines anderen in der Lage, hier den Versuch zu machen, mit dieser Ware Handel zu treiben. Ich werde mir diesen Umstand wohl merken. Gehen wir zu der zweiten Frage über. Der Zettel, den Sie mir zu lesen gaben, ist ohne Unterschrift. Wer hat jene Zeilen geschrieben ?«

»Ein Mann, dem ich unverbrüchlich vertrauen darf, den Sie aber zu fürchten alle Ursache haben.«

Der Graf begann sichtbar zu zittern.

»Wie lange geben Sie mir Zeit,« fragte er in ruhigem Tone, »bis der Brief erbrochen wird?«

»Zeit genug, auf meine Bedingungen einzugeben.«

»Ich möchte eine deutlichere Antwort haben. Um welche Stunde soll er erbrochen werden?«

»Morgen früh um neun Uhr.«

»Ja, ja, Sie haben mir eine Falle gestellt, es ist genau so eingerichtet, daß ich vorher gar nicht von London fort kann. Die Zeit ist doch nicht etwa noch früher angesetzt? Ich würde Sie übrigens als Geisel hier behalten, bis Sie den Brief durch einen Boten haben hierher holen lassen. Jetzt Ihre Bedingungen.«

»Sie wissen, als wessen Vertreter ich bei Ihnen erschien ?«

»Einer Dame natürlich,« spottete der Graf.

»Meiner Frau. Jeder Versuch, die Tatsachen, die ich erkundet habe, zu leugnen, wäre mir gegenüber verlorene Mühe. Sie haben sich des schädlichsten Betruges schuldig gemacht, der je ersonnen wurde, um in den

Besitz von zehntausend Pfund zu gelangen.«

Des Grafen Gesicht umwölkte sich in finsterer Besorgnis.

»Behalten Sie Ihren Gewinn,« beruhigte ihn Raden, »Ich will mit Ihnen nicht um das Geld rechten, das der Preis eines nichtswürdigen Verbrechens wurde.«

»Gemach, gemach, Herr Raden, Ihre moralische Entrüstung macht keinen Eindruck auf mich. Die zehntausend Pfund waren ein Legat meines Schwagers, des Bruders meiner Frau, für seine einzige Schwester. Lassen wir den Gegenstand fallen und nennen Sie mir Ihre übrigen Bedingungen.«

»Ich verlange erstens ein unumwundenes Geständnis des verübten Betruges, von Ihnen selbst in meiner Gegenart geschrieben und unterzeichnet, dann die ganz genaue, der Wahrheit entsprechende Angabe des Datums, an dem meine Frau von Schloß Brandon nach London reiste.«

»Ab, Sie haben die schwache Stelle mit großer Sicherheit herausgefunden. Sonst noch etwas?«

»Für jetzt nichts.«

»Gut, Ihre Bedingungen kenne ich nun, hören Sie auch die meinigen. Die Verantwortlichkeit, das einzuräumen, was Ihnen beliebt, einen Betrug zu nennen, ist für mich doch vielleicht eine geringere, als Sie niederzuschießen. Nehmen wir an, daß ich auf Ihren Wunsch eingehe, unter meinen eigenen Bedingungen natürlich. Die Angabe, die Sie von mir verlangen, soll geschrieben, und die von Ihnen begehrten Beweise sollen bis zur Unwiderleglichkeit geliefert werden. Ein von meinem verstorbenen Freunde geschriebener, mit dem Datum versehener und von ihm unterzeichneter Brief, durch den er mich von dem Tag und der Stunde der Ankunft seiner Frau unterrichtet, wird Ihnen hoffentlich als ausreichender Beweis erscheinen? Diesen Brief sollen Sie haben. Ferner kann ich Sie zu dem Fuhrherren schien, von dem ich den Wagen mietete, mit welchem ich die Nichte meiner Frau am Tage ihrer Ankunft vom Bahnhof abholte. In dem Bestellungsbuch des Fuhrherrn werden Sie das Datum aufgezeichnet sehen, auch wird der Kutscher, der mich fuhr, sich vielleicht des Tages noch erinnern können. Das werde ich für Sie tun, wenn Sie sich meinen Bedingungen fügen: Meine Frau und ich verlassen das Haus, wann und wie es uns beliebt; Sie bleiben hier, bis mein Geschäftsführer morgen früh um sieben Uhr erscheint, um meine Angelegenheiten zu ordnen; Sie übergeben ihm den schriftlichen Auftrag, Ihren Brief von dem Herrn zurückzuholen, dem Sie ihn anvertraut haben, und Sie warten in diesem Zimmer, bis jener Brief mir uneröffnet abgeliefert wurde. Eine halbe Stunde später haben Sie Ihre volle Freiheit wieder. Sind Sie mit meinen Vorschlägen einverstanden?«

Einen Augenblick überlegte Raden, ob er berechtigt sei, Lauras Interessen um den Preis zu wahren, daß dieser Schurke ungestraft entkomme, doch die Erinnerung an Paul von Sendens Tod zerstreute seine Zweifel. Auf wie furchtbare Weise war ihm, dem Racheglühenden, das Werk der Vergeltung im letzten Augenblick entrissen! Auch er wird der verdienten Strafe nicht entrinnen, dachte er, entschlossen, der Sache Lauras und der Wahrheit zu dienen.

»Ich nehme Ihre Bedingungen an, Herr Graf,« sagte er, »doch unter einem Vorbehalt. Sie müssen den Brief an meinen Freund in meiner Gegenwart uneröffnet vernichten, sobald das Schreiben Ihnen eingehändigt ist.«

Der Zweck dieser Bedingung Radens war einfach, den Grafen zu verhindern, einen schriftlichen Beweis von der Beschaffenheit seiner Mitteilungen an Pesca mit sich zu nehmen. Die Tatsache, daß Raden mit Pesca verkehrte, mußte der Graf notwendigerweise am anderen Morgen erfahren, wenn der Agent die Adresse erhalten würde, doch konnte er von diesem Umstand keinen Gebrauch zuungunsten des Professors machen. Von der beweislosen Behauptung Foscos hatte ein Mann wie Pesca nichts zu

fürchten.

»Einverstanden,« erwiderte der Graf nach kurzem Ueberlegen. »Der Brief soll vernichtet werden, sowie er in meinen Händen ist. Erlauben Sie, daß ich Ihnen meine Frau vorstelle?«

Fosco schloß die Tür auf und rief mit seiner tiefen Stimme: »Leonore!« Die Gräfin erschien. »Meine Frau, Herr Lambert Raden,« stellte er die beiden einander mit würdevoller Unbefangenheit vor. »Darf ich dich um eine Tasse starken Kaffees bitten? Ich habe für Herrn Raden verschiedenes niederzuschreiben und bedarf dazu eines klaren Kopfes.«

Die Gräfin nickte und entfernte sich.

Der Graf setzte sich an den Schreibtisch, begann zu schreiben und unterbrach sich erst, als seine Frau ihm den Kaffee brachte und sich rasch wieder zurückzog.

Fosco schenkte sich eine Tasse ein.

»Darf ich Ihnen auch eine Tasse anbieten?« fragte er seinen Gast.

»Nein, ich danke.«

»Sie glauben doch nicht, daß ich Sie vergiften werde?« lachte der Graf.

Er schrieb sehr geräuschvoll und schnell. Es schlug ein, zwei, drei, vier Uhr und er schrieb immer noch. Nach vier Uhr erhob er sich vom Schreibtisch und näherte sich Raden mit triumphierendem Lächeln.

»Fertig, Herr Raden,« rief er. Fertig zu meiner eigenen Genugtuung. Sie werden staunen, wenn Sie lesen, was ich geschrieben habe. Jetzt noch ein kurzer Schlummer, um mich zu stärken, um fünf Uhr bin ich wieder wach, treffe meine letzten Reisevorkehrungen, empfange um sieben meinen Agenten, um acht Uhr ist Ihr Brief in meinen Händen und wird vernichtet und alsbald bin ich unterwegs.«

Sich Raden gegenüber setzend, schrieb Fosco ihm die Adresse des Fuhrherrn, von dem er den Wagen gemietet hatte, auf und überreichte ihm den Brief Paul v. Senden. Er war aus Hampshire und vom 25. Juli datiert und meldete Lauras Abreise nach London für den 26. Juli an. Laura war also an demselben Tage, an dem Doktor Ellguth den Totenschein in St. Johns Wood für sie ausgestellt hatte, noch in Brandon gewesen und erst einen Tag später nach London abgereist.

»Entschuldigen Sie mich einen Augenblick,« bat der Graf, »es wird Zeit, daß ich schlafen gehe. Ich werde meine Frau rufen, daß sie mit Ihnen plaudere.«

Raden erwiderte nichts. Er wußte, daß die Gräfin herbeigeholt wurde, ihn zu überwachen.

»Unterhalte Herrn Raden, Leonore,« sagte der Graf, sich auf das Sofa werfend. Drei Minuten später schlief er so friedlich wie der tugendhafteste Mensch von der Welt.

Die Gräfin nahm ein Buch vom Tisch, setzte sich und blickte Raden mit der rachsüchtigen Bosheit einer Frau ins Gesicht, die nie vergißt und vergibt.

»Ich habe Ihre Unterhaltung mit meinem Mann angehört,« sagte sie. »An seiner Stelle würde ich Sie tot zu Boden gestreckt haben.«

Mit diesen Worten schlug sie ihr Buch auf und verharrte in finsterem Schweigen, bis ihr Mann wieder erwachte.

»Ich fühle mich unendlich erfrischt,« rief er, sich behaglich reckend und auf seine Uhr sehend. Das Sonnenlicht des neuen Morgens ergoß sich in das Zimmer.

Es schlug sieben, als der Agent anlangte, ein Ausländer mit dunklem Bart.

»Herr Raden, Herr Pigeon,« stellte der Graf vor. Er führte den Agenten, dem man in jedem Zuge des fahlen Gesichts den Spion anmerkte, in einen Winkel des Zimmers, flüsterte ihm einige Worte zu und verschwand.

Raden schrieb zwei Zeilen an Pesca, die ihn ermächtigten, »dem Ueberbringer« den bewußten Brief auszuhändigen, adressierte das Schreiben und reichte es Pigeon, der sich nicht eher entfernte, als bis der Graf im Reiseanzug erschien und einen Blick auf die Adresse des Briefes geworfen hatte.

»Ich dachte es mir,« murmelte der Graf mit finsterem Blick.«

Er beeilte sich, mit dem Einpacken seiner Sachen fertig zu werden. Der Verweis von der Verbindung zwischen Raden und Pesca hatte seine Aufmerksamkeit wieder ganz auf die Maßregeln gelenkt, die zu seiner Flucht notwendig waren.

Kurz vor acht kehrte Pigeon mit Radens uneröffnetem Brief zurück, der Graf zündete ein Licht an und verbrannte ihn.

Das Gepäck wurde auf die vor dem Hause haltende Droschke geladen. Fosco begleitete seine Frau zum Wagen und stieg hinter ihr ein.

Pigeon und Raden standen vor der Tür und blickten dem Wagen nach. Eine zweite Droschke folgte der des Grafen. Der Fremde mit der Narbe auf der linken Wange saß darin.

Raden mußte noch eine halbe Stunde warten, ehe Pigeon ihm gestattete, das Haus des Grafen zu verlassen. Er kehrte in das Zimmer zurück und begann die Aufzeichnungen des Grafen Octavio Fosco zu lesen.

21.

Im Sommer des Jahres 1891 langte ich, mit einem sehr heiklen politischen Auftrag betraut, in England an. Verschiedene Vertrauenspersonen, darunter Herr und Frau Pigeon, waren mir beigegeben. Mir blieben noch einige Wochen zur Verfügung, ehe ich meine Tätigkeit begann, die mich nötigte, mich in einer der Vorstädte Londons häuslich einzurichten.

Ich nahm die Einladung meines verstorbenen Freundes, des Barons Paul von Senden, an, diese kurze Ruhezeit auf seinem Landsitz zu verleben. Er kehrte mit seiner Frau vom Festlande zurück, wie ich mit der meinigen.

Das Band der Freundschaft, das Paul von Senden und mich miteinander verknüpfte, wurde bei dieser Gelegenheit durch die Gleichheit unserer pekuniären Lage noch mehr befestigt.

Wir wurden von der Schwägerin meines Freundes empfangen, das klügste, anbetungswürdigste Geschöpf, das ich jemals kennen lernte,

Die ungeheuren Interessen, mit denen ich hier zu tun habe, beginnen bei dem tief beklagenswerten Unglück von Sultana Halperns Krankheit.

Unsere Lage war um diese Zeit eine furchtbar ernste. Paul war sehr viel Geld schuldig, das zu einer bestimmten Frist bezahlt werden sollte. Von der viel bescheideneren Summe, die ich brauchte, will ich schweigen. Die einzige Hilfe, auf die er zu rechnen hatte, war das Vermögen seiner Frau, doch das stand ihm erst nach ihrem Tode zur Verfügung. Mein armer Freund hatte aber auch noch außerdem schwere Sorgen. Ueber diese Angelegenheit wußte ich nichts weiter, als daß eine gewisse Anna Gatherick sich in der Umgegend versteckt hielt, mit der Baronin in Verbindung stand und daß Paul die Enthüllung eines Geheimnisses zu befürchten hatte, das ihn für immer zugrunde richten mußte. Er selbst hatte mir gestanden, daß er verloren sei, wenn seine Frau nicht zum Schweigen gebracht und Anna Gatherick gefunden würde.

All mein Scharfsinn war jetzt darauf gerichtet, Anna Gatherick aufzufinden, die mit der Baronin eine merkwürdige Aehnlichkeit haben sollte. Diese Tatsache und der Umstand, daß die Gatherick aus dem Irrenhause entsprungen war, reiften in mir den Plan, die beiden Persönlichkeiten ihre Rollen tauschen zu lassen, ein Austausch, der uns vierzigtausend Pfund und Paul die ewige Bewahrung seines Geheimnisses sicherte. Wie mir die Ausführung meines Planes gelang und wie erfolgreich meine Frau mich darin unterstützte, ist den Beteiligten bekannt.

In der Erwartung kommender Ereignisse mußte ich eine Wohnung in London mieten, die ich in St. Johns Wood fand. Von London aus machte ich einen Abstecher nach Schloß Limmerig.

Mit dem Inhalte der Briefe Sultanas bekannt, befürwortete ich ihre Vorschläge bei Herrn von Morton soweit sie meine eigenen Pläne forderten. Für Laura von Senden hatte ich keinerlei Sympathie, auch grollte ich ihr, weil sie mich einen Spion genannt, sie war Paul und mir ein Stein des Anstoßes auf unserem Wege. Wie sie von Brandon weggelockt und Sultana vor ihr versteckt wurde, ist kein Geheimnis mehr. Paul hatte mir die Irrenanstalt genannt, in der Anna Gatherick früher untergebracht war, und mir einen Brief an den Direktor mitgegeben, in dem diesem Herrn mitteilte, daß die entflohene Patientin seiner Obhut wieder übergeben werden solle. Jetzt handelte es sich nur noch darum, uns Anna Gathericks zu bemächtigen.

Hier sind nun die Daten von höchster Wichtigkeit. Ich kann sie alle an meinen Fingern herzählen.

Mittwoch, den 24. Juli, schickte ich meine Frau zu der Witwe Clemens, sie in einer Droschke abzuholen und sie in geschickter Weise einige Stunden von ihrer Wohnung fern zu halten. Während die Clemens vor einem

Modewarengeschäft im Wagen wartete, hatte meine Frau sich unbemerkt entfernt und war nach Hause geeilt, unseren erwarteten Gast in St. Johns Wood zu empfangen. Ich habe wohl kaum nötig, zu erwähnen, daß die Dame unseren Leuten als die Nichte meiner Frau, die Baronin von Senden, bezeichnet wurde.

Ich selbst war inzwischen zu Anna Gatherick gefahren, der ich einen Zettel schickte, des Inhalts, die Baronin von Senden wünschte Frau Clemens den ganzen Tag bei sich zu behalten und Anna möge unter der Obhut des guten Herrn der sie in Hampshire vor der Entdeckung durch den Baron von Senden geschützt habe, zu ihr kommen. Der gute Herr warte in der Nähe. In dem Augenblick, wo Anna vor der Haustür erschien, wurde der Wagenschlag geöffnet die Irre in den Wagen geschoben und fort ging es.

Auf dem Wege nach St. Johns Wood zeigte meine Begleiterin keine Furcht. Ich hatte mir Ansprüche genug auf ihr Vertrauen erworben, ich war es gewesen, der sie vor dem Baron gewarnt, der ihr die stärkende Arznei gebracht; doch hatte ich die Schlauheit unterschätzt, die den Geisteskranken eigen ist, und unterlassen, sie auf die Enttäuschung vorzubereiten, die sie erwartete. Als ich sie in unser Wohnzimmer führte und sie dort niemand sah als meine Frau, die ihr ganz fremd war, geriet sie in die heftigste Aufregung. Zu meinem namenlosen Entsetzen fiel sie in Herzkrämpfe, die ihr jeden Augenblick den Tod bringen konnten.

Wir schickten nach dem nächsten Arzt, dem gesagt wurde, die Baronin von Senden sei plötzlich erkrankt. Ich öffnete ihm, daß die Nichte meiner Frau schwachsinnig sei und an Wahnvorstellungen leide, eine überflüssige Vorsicht, denn die arme Anna war zu krank, um etwas zu erraten. Die einzige Furcht, die mich jetzt bedrückte, war die, daß die falsche Baronin von Senden sterben könnte, die ehe die echte in London anlangte.

Ich hatte am Morgen an Frau Pigeon geschrieben, mit der Weisung, mich am Freitag, den 26., abends im Hause ihres Mannes zu erwarten, und an Paul von Senden, seine Frau am 26. nachmittags nach London zu schicken. Anna Gathericks schwere Erkrankung nötigte mich, die Ereignisse zu beschleunigen und die Baronin eher nach London zu berufen, als ursprünglich bestimmt war.

Am Morgen des 26. bestellte ich mir den Wagen, in dem ich die Baronin vom Bahnhof abholen wollte, und Befahl dem Kutscher, pünktlich um zwei Uhr nachmittags vor meinem Hause zu halten. Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß mein Auftrag in das Buch eingetragen war, ging ich zu Pigeon, mit ihm die erforderlichen Vorkehrungen zu verabreden. Ich sicherte mir auch die Dienste zweier Herren, die befugt waren, mir die nötige Bescheinigung den Wahnsinn meiner Begleiterin auszustellen. Beide befanden sich in Geldverlegenheiten und beide glaubten mir aufs Wort.

Es war fünf Uhr Nachmittags geworden, ehe ich alle diese Angelegenheiten erledigt hatte. Als ich nach Hause kam, war Anna Gatherick gestorben, am 25. Juli, und die Baronin von Senden sollte erst am 26, ankommen!

Es war zu spät, an den Geschehnissen etwas zu ändern, ein übertriebener Diensteifer hatte der Arzt den Todesfall bei dem Standesamt angemeldet. Mein Plan, der früher unangreifbar gewesen war und sich wie am Schnürchen abgewickelt hatte jetzt seine schwache Stelle: Das verhängnisvolle Ereignis vom 25. war nicht wieder gutzumachen.

Am Morgen des 26. Juli traf der Brief Paul von Sendens ein, der mir die Ankunft seiner Frau mit dem Mittagszuge meldete. Die falsche Baronin von Senden in meinem Hause tot zurücklassend, fuhr ich nach dem Bahnhof, die echte zu empfangen. Unter dem Wagensitz hatte ich alle die Sachen versteckt, die Anna getragen, als sie zu uns kam. Sie waren bestimmt, die Auferstehung der Verstorbenen in der Person der Lebenden zu bewirken.

Die Baronin war auf dem Bahnhof. Ihre ersten Fragen galten dem Befinden der Schwester. Ich gab ihr die beruhigendsten Versicherungen und fuhr mit ihr nach der Wohnung der Pigeons. Die beiden Aerzte erwarteten uns bereits. Sie erledigten die unerläßlichen Formalitäten sehr schnell und wieder versuchte ich die Ereignisse zu beschleunigen. Kaum hatte ich der Baronin mitgeteilt, der Gesundheitszustand ihrer Schwester sei durchaus nicht so befriedigend, wie ich unterwegs behauptet, so wurde sie ohnmächtig. Ein Glas Wasser, dem ich einige Tropfen beigemischt, und ein Riechfläschchen, das ich ihr an die Nase gedrückt hatte, befreiten sie nach ihrem Erwachen von jeder ferneren Sorge, denn sie versank in einen tiefen Schlaf. Frau Pigeon, rechtzeitig angekommen, half der Baronin beim Ankleiden. Ihre eigenen Sachen waren ihr Nachts fortgenommen und ihr am Morgen die Anna Gathericks angelegt worden. Tags über hielt ich die Baronin in einem Zustande halber Bewußtlosigkeit, bis meine ärztlichen Freunde mir die Erlaubnis zur Aufnahme der Kranken in eine Irrenanstalt verschafft hatten. Am Abend des 26, begleiteten Frau Pigeon und ich unsere falsche Anna Gatherick in die Anstalt, Sie wurde dort mit großem Erstaunen, aber ohne jeden Verdacht empfangen. Ich kehrte sofort, im Besitze des Gepäcks der wahren Baronin, zu meiner Frau zurück, um ihr bei den Vorbereitungen zur Beerdigung behilflich zu sein.

Sie werden mich fragen, was ich getan haben würde, wenn Anna Gatherick nicht so zur rechten Zeit gestorben wäre, und ich bekenne Ihnen offen, daß ich in diesem Falle der armen Vielgeprüften, die körperlich und geistig unheilbar war, die Tore ihres Gefängnisses, das ihr das Leben war, geöffnet haben würde.

Fosco.

22.

Als Lambert Raden das letzte Blatt der Aufzeichnungen Foscos gelesen hatte, sah Pigeon nach der Uhr und bedeutete dem Maler, daß es ihm jetzt frei stehe, zu gehen.

Eine Viertelstunde später war er zu Hause. Wenige Worte genügten, Laura und Sultana zu erzählen, wie sein gefährliches Abenteuer geendet hatte. Ihnen die Einzelheiten mitzuteilen, verschob Raden auf gelegenere Zeit. Er eilte nach St. John's Wood zurück, um den Fuhrherrn aufzusuchen, von dem Fosco den Wagen gemietet hatte, mit dem er Laura abgeholt. Das Bestellungsbuch des Fuhrherrn wurde Raden ohne Weiteres vorgelegt.

Unter dem Datum vom 26. Juli 1891 war eingetragen:

»Zweispänner für den Grafen Fosco, Forststraße 6. Zwei Uhr. (Hans Uhle.)«

Hans Uhle hieß der Kutscher, der den Wagen gefahren hatte. Der Mann war augenblicklich im Stall beschäftigt und wurde auf Radens Bitte herbeigerufen.

»Erinnern Sie sich, im Monat Juli vorigen Jahres einen Herrn aus der Forststraße nach dem Bahnhof gefahren zu haben?« fragte Raden.

»Das kann ich gerade nicht sagen.« .

»Der Herr war sehr groß und ungewöhnlich stark.«

»Ach ja, jetzt besinne ich mich, es war der dickste Herr, den ich je gesehen habe. Wir fuhren von der Forststraße nach dem Bahnhof. Dort bat er mich, das Gepäck der Dame, die er abholte, sehr rasch zu besorgen.«

»Erinnern Sie sich der Dame?«

»Nein, nur ihres Namens erinnere ich mich.«

»Ihren Namen?«

»Ja, sie hieß Senden, und meine Frau ist auch eine geborene Senden. Die Dame hatte mir ihren Namen selbst genannt. »Sie werden mein Gepäck sehr leicht finden,« sagte sie. »Mein Name, Baronin von Senden, steht auf dem Gepäck.« Ich weiß nicht mehr genau, wann es war, aber auf den dicken Herrn und auf den Namen der Dame kann ich schwören.«

Das Datum in dem Buche des Fuhrherrn genügte Raden. Eine beglaubigte Abschrift wurde genommen, auch die Aussage des Kutschers wurde niedergeschrieben und von zwei Zeugen unterzeichnet.

Raden war jetzt im Besitz all der Papiere, deren er bedurfte, einer Abschrift des Totenscheines vom Standesamt und Paul von Sendens Brief an den Grafen. Mit diesen schriftlichen Beweisen in der Tasche begab er sich zu dem Rechtsanwalt Kirk, um ihm zu erzählen, was er seit seinem letzten Besuch bei ihm unternommen hatte, und ihm anzukündigen, daß er am nächsten Tage mit seiner Frau nach Limmerig fahre, damit sie dort öffentlich von ihrem Onkel empfangen und anerkannt werde, es ihm überlassend, ob er als Rechtsbeistand der Familie mitreisen wolle.

Dr. Kirk fand nicht Worte genug, seine Bewunderung für das, was Raden getan und erreicht hatte, auszusprechen, und erklärte sich sofort bereit, ihn nach Cumberland zu begleiten.

Am nächsten Morgen reisten Laura, Sultana, Raden, Rechtsanwalt Kirk und der Kutscher Hans Uhle nach Limmerig ab. Auf dem dortigen Bahnhof angelangt, begaben sie sich nach dem Lindenhof, denn Raden war fest entschlossen, daß Laura ihres Onkels Haus nicht eher betreten sollte, als bis er sie öffentlich als seine Nichte anerkannt haben würde.

Eine halbe Stunde später erschienen Raden und Dr. Kirk in Schloß Limmerig. Cäsar von Morton war von diesem Ueberfall nicht sehr angenehm berührt und wollte von der ganzen Geschichte nichts hören, doch Raden stellte ihn vor der Wahl, seiner Nichte auf Grund der vorliegenden Beweise

Gerechtigkeit widerfahren zu lassen oder einem Gerichtshof Rede zu stehen. Dr. Kirk, den der alte Herr um Rat fragte, sagte ihm unumwunden, er müsse sofort eine Entscheidung treffen. Morton entschied sich für das, was ihm weniger unbequem war, die Anerkennung ohne Berufung auf die Gerichte.

Dr. Kirk setzte ein Rundschreiben auf, das an alle Gutsangehörige geschickt wurde, die Anna Gatherick das Geleite zum Grabe gegeben hatten, und forderte sie im Namen des Herrn von Morton auf, sich am zweiten Tage im Schloßgarten zu versammeln.

Der Tag kam, an dem Laura endlich wieder in Schloß Limmerig erschien, von allen Versammelten ehrerbietig begrüßt. Auch Herr von Morton und Rechtsanwalt Kirk waren zugegen.

Lambert Raden forderte den Schloßherrn auf, zu erklären, ob er mit seiner ausdrücklichen Ermächtigung in diesem Kreise erschienen sei.

»Ich erlaube mir, Ihnen allen Herrn Lambert Raden vorzustellen,« rief der Schloßherr. »Bitte, hören Sie ihn an.«

Der junge Mann begann nun die Geschichte Lauras von dem Augenblick ihrer Abreise von Brandon bis zu der gegenwärtigen Stunde zu erzählen, erinnerte dann die Zuhörer an das in der Grabschrift als ihr Todestag angegebene Datum, den 25. Juli, der auch auf dem von ihm vorgelegten Totenschein des Dr. Ellguth als ihr Sterbetag genannt war, las den Brief des Barons von Senden vom 25. vor, in welchem er die Abreise seiner Frau von Hampshire nach London für den 26. ankündigte, und bewies zunächst durch das Zeugnis des Kutschers, daß sie die Reise in der Tat gemacht hatte, und zwar laut Ausweis des Bestellbuches des Fuhrherrn an dem genannten Tage. Sultana trug dann die Erzählung von ihrer Begegnung mit Laura im Irrenhause und von ihrer Flucht vor. Zum Schluß berichtete Raden vom Tode des Barons und von seiner Vermählung mit dessen Witwe.

Dr. Kirk nahm das Wort, um als Anwalt der Familie zu erklären, der Fall sei über jeden Zweifel erwiesen.

Alle Anwesenden stimmten ihm jubelnd zu.

Aufgefordert, Raden und die Schwestern nach dem Friedhof zu begleiten, setzte sich die Versammlung in langem Zuge in Bewegung. Von dem Grabstein Anna Gathericks wurde durch den dort harrenden Steinmetz der Name Lauras entfernt, an dessen Stelle später der der unglücklichen Anna zu lesen war.

23.

Während das Gefühl der Freiheit nach dem langen furchtbaren Druck, der auf Raden und den Schwestern gelastet, ihnen noch neu war, ging dem jungen Maler aus Paris die Nachricht zu, daß sein in dem dortigen Salon ausgestelltes Gemälde einen Preis bekommen hätte und ein reicher Amerikaner es zu kaufen wünsche, was Raden bestimmte, sofort nach Paris zu reisen.

Pesca entschloß sich im letzten Augenblick, ihn zu begleiten. Er hatte seit jenem Abend in der Oper seine gewohnte Heiterkeit noch immer nicht wiedergefunden und er wollte versuchen, ob ihm nicht eine kurze Ferienreise gut tun würde.

Der Gasthof, in dem die Freunde abgestiegen waren, bot ihnen so viele Vorteile, daß sie sich darein fügten, nicht nebeneinander wohnen zu können. Pescas Zimmer war eine Treppe höher als das des Malers. An dem Tage, an dem Raden sein Gemälde für ein kleines Vermögen verkauft hatte, stieg er zu Pesca hinauf, ihm die frohe Kunde zu überbringen. Gerade als er im Vorsaal anlangte, wurde seine Tür von innen geöffnet.

»Ich erinnere mich des Namens,« hörte Raden den Freund in italienischer Sprache sagen, »aber ich kenne den Mann nicht. Sie sahen damals in der Oper, daß er bis zur Unkenntlichkeit verändert war. Ich werde den Bericht abschicken, mehr vermag ich nicht.«

Der blonde Herr mit der Narbe auf der Wange, den Raden vor kaum einer Woche der Droscke des Grafen Fosco hatte folgen sehen, trat heraus. Sein Gesicht war von einer geisterhaften Blässe und er hielt sich am Geländer fest, als er die Treppe hinunterstieg.

»Störe ich dich?« fragte Raden, den Freund begrüßend, »Ich fürchte, der Fremde, der eben bei dir war, hat dir schlimme Nachrichten gebracht.«

»O, entsetzliche, Lambert, Kehren wir so schnell als möglich nach London zurück. Hier duldet es mich nicht länger. Die Irrtümer meiner Jugend rächen sich in meinen alten Tagen bitter an mir.«

»Heute ist es schon zu spät, um abzureisen. Willst du nicht inzwischen mit mir ausgehen?«

»Nein, Lambert, laß mich ruhig hier.«

Den Fluß entlang gehend, kam Raden an der Morgue vorüber. Eine große Menschenmenge drängte sich vor der Tür des Leichenschauhauses.

Zwei Männer unterhielten sich von dem, was sie da drinnen gesehen hatten, einen Menschen von ungeheurem Umfange.

Jetzt wußte Raden, was den Freund so tief erschüttert hatte. Er drängte sich mit der Menge in das Leichenschauhaus.

Dort lag Graf Octavio Fosco, von niemandem gekannt. Die Todeswunde zeigte sich gerade über dem Herzen.

Fosco war in der Verkleidung eines Handwerkers aus der Seine gezogen und nichts bei ihm gefunden worden, das seinen Namen und seinen Wohnort verraten hätte. Die Umstände, unter welchen er den Tod gefunden, blieben für immer ein Geheimnis. Die beiden Einschnitte auf dem linken Arm des Ermordeten, in der Form des Buchstabens T, das italienische Wort Traditore, Verräter, bedeutend, sagten den Eingeweihten, daß ein Mitglied der Verbindung das ihm aufgetragene Urteil vollstreckt hatte.

Infolge eines anonymen Briefes an die Gräfin Fosco wurde die Leiche erkannt. Die Gräfin ließ ihn auf dem Pere La Chaise beerdigen und schmückte sein Grab täglich mit frischen Blumen. Sie lebt in größter Zurückgezogenheit in Versailles.

Sommer und Herbst vergingen nach Radens Heimkehr aus Paris ohne eine erwähnenswerte Veränderung zu bringen. Im Februar wurde ihm ein Sohn geboren. Pate des Kindes sein zu dürfen, hatte sich Lothar von Senden erboten, der sich Laura seines verstorbenen Vetters willen hatte vorstellen lassen und in dem Radenschen Hause viel verkehrte, Sultana war der Magnet, der ihn anzog.

Als der kleine Bruno sechs Monate alt war, führte eine Geschäftsreise Raden auf mehrere Wochen nach Irland. Als er eines Morgens in seiner Wohnung anlangte, war zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen niemand da, ihn zu empfangen. Das Dienstmädchen meldete ihm, »die gnädige Frau, Fräulein Halpern und der Kleine hätten ganz plötzlich nach Limmerig reisen müssen, der Herr möchte ihnen unverweilt folgen.

Nachmittags war er auch in Limmerig. Laura und Sultana führten ihn in das kleine Zimmer, das die junge Frau als Mädchen bewohnt hatte.

»Was in alter Welt hat euch hierhergeführt?« rief er.

»Onkel Cäsar ist plötzlich gestorben,« erwiderte Laura, »und Dr. Kirk, der uns davon benachrichtigte, riet uns, sofort hierherzureisen. Weißt du, wer das ist, Lambert?« fragte sie, ihm den kleinen Bruno hinhaltend.

»Zweifelst du, daß ich mein eigenes Kind erkenne?«

»Ich bitte dich, mit größerer Ehrerbietung von einem der größten Grundbesitzer Englands zu sprechen. Erlaube mir, daß ich ihn dir vorstelle: Herr Bruno Raden, der Erbe von Limmerig.«

—Ende—